

**Ignaz Miller**

**Mit vollem  
Risiko  
in den Krieg**

**1914**

**1918**

**Deutschland 1914 und 1918  
Zwischen Selbstüberschätzung  
und Realitätsverweigerung**

Mit dieser überzeugenden Arbeit widerlegt Ignaz Miller die flüchtigen Versuche einiger revisionistischer Historiker, die Geschichte umzuschreiben.

**Nigel Jones, Autor von *Peace and War: England in 1914***

«Mit vollem Risiko» sei die Führung des Kaiserreiches auf den Krieg zugesteuert, sich selbst überschätzend und der Realität verweigernd. Nach einem zweiten verlorenen Weltkrieg habe es endlich gelernt zu verstehen, dass eine deutsche Dominanz keine verlockende Perspektive für die Nachbarn sei. Sich dieses klarzumachen, lohnt allemal die spannende Lektüre dieses interessanten, mutigen und zudem lebendig geschriebenen Buches.

**Prof. Dr. Michael Epkenhans, Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam**

Wahrheiten wie diese können selbst 100 Jahre danach nicht deutlich genug gesagt werden: Deutschland war 1914 überschuldet und litt unter dem Mentalitätsfehler der «spielerischen Leichtfertigkeit und der immensen Risikobereitschaft der Führung in Berlin».

**Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung***

Die längst fällige Richtigstellung des «Schlafwandlers» Christopher Clark: Ignaz Miller hat die von einer breiten Zustimmung getragene Bereitschaft der Deutschen, diesen Krieg zu führen, mit überreicher Quellenkenntnis überzeugend und konzis aufgearbeitet.

**Carl Dietmar, *Kölner Stadtanzeiger***

Warum uns das Verhalten Deutschlands 1914 auch 100 Jahre später noch interessieren muss, macht Ignaz Miller mit seiner überzeugenden Darstellung klar.

**Rita Flubacher, *Tages-Anzeiger***

ISBN 978-3-03823-923-9



[www.nzz-libro.ch](http://www.nzz-libro.ch)

Als am 31. Juli 1914 das deutsche Ultimatum an Ru- land bekannt wurde, gratulierten sich in Berlin di- neralstäbler gegenseitig. Und als das Gerücht vom- matum auch an Frankreich herumging, das «sich do- wie ein Karnickel drücke», meinte der nachmalige K- minister General v. Wild nur: «Nun, wir möchten di- Brüder doch auch dabei haben.»

So war die Stimmung in Berlin. Sie kippte nur kur- als nach dem Einmarsch in Belgien – mit seiner int- tional garantierten Neutralität – das englische Ult- matum bekannt wurde. Die empörten Berliner wa- die Scheiben der englischen Botschaft ein und ver- gelten britische Journalisten.

Dass ein englisches Expeditionskorps landen wür- nahm der deutsche Generalstab nicht weiter ernst- «Die arretieren wir», meinte Helmuth von Moltke

Deutschland erzwang den Krieg in einer Mischung v- Selbstüberschätzung und Realitätsverweigerung. G- so schied es auch wieder aus dem Krieg aus. Im Irrgl- ben nicht geschlagen worden zu sein, sondern der- verdient zu haben. Und fest entschlossen, für die an- richteten Zerstörungen nicht zu zahlen. Wo es sich c- zum Krieg nicht zuletzt mit Blick auf die leeren K- und im Vertrauen auf eine fette französische Kontr- tion entschlossen hatte.

Der Autor

Ignaz Miller, Dr. phil., geboren 1953 in Brühl, auf- gewachsen in Essen und Köln, studierte in Aachen und Köln, schrieb eine Dissertation über den Trierer Kur- fürsten und Erzbischof Jakob von Sierck. Arbeitete für *Die Weltwoche* und die *Neue Zürcher Zeitung*, betreibt ein eigenes Redaktionsbüro in Zürich. Schrieb für Hans J. Bär die Erinnerungen *Seid umschlungen, Millionen* (2004).

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Umschlag: TGG Hafen Senn Stieger, St. Gallen

Gestaltung, Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck, Einband: freiburger graphische betriebe, Freiburg i. Br.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN 978-3-03823-923-9

[www.nzz-libro.ch](http://www.nzz-libro.ch)

NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung



MIX

Papier aus verantwortungsvollen Quellen

FSC® C106847

## **Einleitung**

Überrüstung, Überschuldung, Übermut 9

1

### **Vom «auserwählten» zum «wirklich dummen Volk»**

Vom Angriff zum unerwünschten Finale und der gross inszenierten Selbstentlastung 17

2

### **Bismarcks Schüler**

Eine Diplomatie der Erpressung und Wegelagerei 33

3

### **Der Wille zur Dominanz**

Mit Weltmachtsambitionen auf Konfrontation zu Europa 47

4

### **«Unvermeidbarer», weil gewollter Krieg**

Siegesgewiss auf Angriff gesetzt 55

5

### **Schuldenwirtschaft und die Erwartung einer fetten Kriegsbeute**

Die wirtschaftlichen Motive für den Krieg und der Zahlungsunwille nach dem Frieden 65

**6**

**Das Genie gegenüber der Masse oder der Irrglaube,  
dass nur Deutsche tüchtig seien**

Eine kollektive Neigung zur Selbstüberschätzung 77

**7**

**Die Unterschätzung des «degenerierten» Frankreichs**

Vom belächelten Gegner zum verhassten Feind 83

**8**

**Die «vorgefasste Meinung»**

Die deutsche Neigung zur Entschlussfassung unter optimistischen  
Randannahmen 93

**9**

**Das Drama des Waffengattungspartikularismus**

Eine Anti-England-Politik unter dem Diktat der Marine 101

**10**

**Es gilt das gebrochene Wort**

Gebrochene Verträge, Verweigerung und illegale  
Wiederaufrüstung 109

**11**

**«Neid, Selbstmitleid und ein Hang zur Brutalität»**

Eine spezifische nationale Mentalität 129

**12**

**«Wir haben die Reithosen des Kaisers übriggelassen,  
aber sonst nichts»**

Die alliierten Bedingungen für einen Waffenstillstand 137

## **13**

### **Kein Dank, keine Reue**

Woodward Wilson und Wilhelm Groener retteten die Reichseinheit **145**

### **Finale**

«Nichts vergessen, nichts dazu gelernt» **161**

### **Anhang**

Dank **165**

Anmerkungen **167**

Lebensdaten **199**

Chronologie **225**

Quellen und Literatur **231**

## Einleitung

Überrüstung, Überschuldung, Übermut

Als Winston Churchill und Charles de Gaulle von einem dreissigjährigen Krieg sprachen, hatte der Zweite Weltkrieg gerade begonnen. Er wurde das lange Schlusskapitel eines 1914 ausgelösten Konflikts. Fünfundzwanzig Jahre nach den deutschen Kriegserklärungen an Russland und Frankreich im Jahr 1914 folgte 1939 – vor 75 Jahren – der Überfall auf Polen. Bis zur bedingungslosen Kapitulation sollten schliesslich knapp 31 Jahre vergehen.

Bereits 1918 war das Reich nur knapp an einer bedingungslosen Kapitulation vorbeigeschrammt. Die militärischen Führer der USA, einflussreiche Republikaner im Senat wie Henry Cabot Lodge und weite Teile der Presse verlangten nichts anderes.

Auf deutscher Seite waren im November 1918 Heeresleitung, Parlamentarier und Regierung bereit zu kapitulieren. So verzweifelt war die Lage. Einzig die in letzter Sekunde signalisierte Einwilligung der Alliierten in den ersehnten Waffenstillstand ersparte dem Reich diesen Schritt.

Keine vier Wochen später begrüsst jedoch der SPD-Führer und nachmalige Reichspräsident Friedrich Ebert die paradierenden Truppen in Berlin mit seinem «Unbesiegt im Felde!». Der Feldmarschall Paul von Hindenburg fing den Ball dankbar auf und montierte vor dem Reichstag seine Dolchstosslegende. Kein Parlamentarier wagte den Hinweis, dass der vormalige Generalstabschef mit dieser Erklärung vom eigenen Versagen ablenkte. Die Oberste Heeresleitung hatte die politische Führung ahnungslos gehalten. Das Notgeständnis des drohenden Zusammenbruchs überrumpelte die Politiker komplett.



Als Opfer seiner eigenen Propaganda war Deutschland in den Krieg gezogen im Glauben, die anderen hätten sich gegen das Reich verschworen. Um aus dem Krieg in der Überzeugung zurückzukehren, den Sieg verdient zu haben. Wo man doch so viel tüchtiger war als die anderen. Eine der Folgen war eine «tonnenschwere [...] Kriegsunschuldliteratur», wie der Schweizer Historiker Herbert Lüthy in seinem Essay *Das Ende einer Welt 1914* notierte.<sup>1</sup>

Befangen in ihrer Verantwortlichkeitsleugnung vergab die Weimarer Republik die Möglichkeit für einen Neuanfang. Anstelle von Frieden und Abrüstung dominierten Revision und heimliche Aufrüstung. Ohne die gründliche Vorarbeit der Republik hätte das Dritte Reich nicht schon fünf Jahre später über eine kriegsbereite Armee verfügen können.

Der leider früh verstorbene britische Historiker Tony Judt schrieb in seinem *Postwar*, dass der Versailler Friedensvertrag kaum so schrecklich gewesen sein könne, wenn das Reich 20 Jahre später wieder Europa überfallen konnte.

Der schlechte Ruf des Vertrags ist eine der bleibenden deutschen Propagandaleistungen. Wie auch die Betonung einer alliierten Verantwortung für den Kriegsausbruch von 1914. Dieser Doppelmythos – nicht für den Krieg verantwortlich gewesen und im Felde unbesiegt zu sein – bildete den Nährboden für die auf die alldeutsche Vaterlandspartei des Kaiserreichs aufgepfropften Nationalsozialisten.

Die Wurzeln der Karriere des Führers und der Nationalsozialisten im Friedensvertrag von Versailles zu orten, ist bis heute ein intensiv gepflegter Nachkriegsmythos. Er bietet den grossen Vorteil der moralischen Entlastung vom Krieg und der unglaublichen Verbrechensorgie, die damit einherging. Bis hin zur Massenversklavung und der industriell betriebenen Vernichtung missliebiger Minderheiten.

Das beliebte Frankreichfeindbild und ein unübersehbarer Hass auf den Ministerpräsidenten Georges Clemenceau erleichtern die Vorstellung, dass Adolf Hitler mit allen seinen Folgen im Grunde eine – weitere – böse Erfindung des französischen Ministerpräsidenten war.

Kein Historiker bestreitet indes heute ernsthaft, dass Berlin im Juli 1914

ein diplomatisches Powerplay betrieb. «Den Weltkrieg hat nicht Petersburg ausgelöst – wäre es auch nur, weil ihm Berlin keine Zeit liess», so bereits Herbert Lüthy 1964. Unumstritten ist weiter, dass die deutsche Führung den sich verhärtenden Widerstand Russlands als Gelegenheit zum Krieg nutzte, statt zurückzukrebsen. In Berlin gratulierten sich die Generalstäbler freudestrahlend, «endlich über den Graben zu sein».<sup>2</sup>

Was motivierte das Land im Bewusstsein seiner wenigen Freunde zum Krieg? Sicher einmal die Zuversicht, seine Gegner in einem schnellen Feldzug vernichtend zu schlagen und mit einer fetten Kriegsbeute heimzukehren.

Wie Aussenminister Gottlieb von Jagow dem amerikanischen Botschafter erklärte, «war Deutschlands bestes Asset in einem Krieg die Bereitschaft zu einem plötzlichen, überwältigenden Schlag».<sup>3</sup> Genau deswegen wollte das Reich auch nicht die Bryan-Friedensverträge unterschreiben, die sich der amerikanische Aussenminister zur Konfliktvermeidung ausgedacht hatte. Es hätte sonst sein «bestes Asset» preisgegeben.

Der in Berlin akkreditierte amerikanische Diplomat Joseph Grew zweifelte indes bereits im August 1914 am deutschen Erfolg: «Deutschland ist fabelhaft kriegsbereit [...] Deutschland kämpft um sein Leben, und es weiss es. Aber so stark und bereit es auch ist, kann ich mir nicht vorstellen, wie es gegen die furchtbaren Kräfte gewinnen kann.»<sup>4</sup>

Was bewog die Führung, solch übergrosse Risiken einzugehen? Und mit der übergrossen Risikobereitschaft während des Krieges weiterzufahren, bis sie sich schliesslich auch noch die USA als Feind aufgeladen hatte?

Die Antwort findet sich weniger in den akkuraten Aufmarschtabellen der Eisenbahnabteilung des Generalstabs oder der sicher exzellenten Qualität der Torpedokonstruktionen.

Sie findet sich nur bedingt im Führungschao des halbautokratischen Berlin und dem «pickelhäubig-byzantinischen Plebejertum des letzten Hohenzollern», wie Herbert Lüthy Kaiser Wilhelm II. ungnädig charakterisierte.

Sie findet sich weit eher bei einem Blick auf die Mentalität mit ihrem über-

aus gesunden Selbstbewusstsein und der Neigung wie Fähigkeit, Umstände schnell und taktisch geschickt zu nutzen. «Grenzenloses Selbstvertrauen», notierte Joseph Grew. Zur Mentalität gehören aber auch eine Verbohrtheit und Sichtverengung, die bis zur Realitätsverweigerung geht.

Eine Rolle spielten ebenso die labilen Finanzen. Das Reich hatte sich schwer verschuldet. Die Wirtschaft steckte in einer scharfen Konjunkturkrise. Die Vorstellung einer fetten französischen Kriegskontribution hatte entschieden ihren Reiz.

Insgesamt sind drei Faktoren hinter der Kriegsentscheidung auszumachen: Überrüstung, Überschuldung und Übermut.

Das Attentat von Sarajevo bot eine taktische Gelegenheit. Das Reich entschloss sich, sie zu nutzen. Wie der britische Diplomat Eyre Crowe bereits im Juli 1914 formulierte: «Es geht in diesem Kampf nicht um den Besitz Serbiens, sondern um Deutschland, das auf eine politische Diktatur in Europa zielt, und die Mächte, die ihre individuelle Freiheit zu erhalten wünschen.»<sup>5</sup>

Wilhelm II. sah es nicht anders. In seiner Thronrede vom 6. August 1914 führte der Kaiser aus: «Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reichs.»<sup>6</sup>

Anders als Christopher Clark 100 Jahre später in seinen *Sleepwalkers* orteten diese beiden Hauptakteure den Grund für den Krieg nicht in den Betten französischer Ministergattinnen oder im komplizierten Liebesleben des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs. Der englische Diplomat sah seine Freiheit gefährdet. Der Kaiser fand, man habe etwas gegen Deutschland. Damit widersprachen sie sich nicht einmal.

Wie der deutsch-englische Antagonismus aufkam, hat niemand besser untersucht als Paul Kennedy. Der Professor an der Yale University in New Haven hatte zehn Jahre an seiner Studie gearbeitet und intensiv direkt aus den Quellen geschöpft. Seine Arbeit über die deutsch-englischen Beziehungen bis 1914 bleibt auch 30 Jahre nach ihrer Veröffentlichung unverzichtbar, um sich ein

Bild von der Aussenpolitik und der anti-englischen Stimmung des Kaiserreichs zu machen (Clark nimmt diese Spur nicht auf).

Weiter hilft eine Reihe von Längsschnitten, eine bessere Vorstellung der handlungsleitenden Mentalität des Hauptakteurs zu gewinnen.

Zur spezifischen Mentalität gehörten die spielerische Leichtfertigkeit und die immense Risikobereitschaft der Führung in Berlin. Sie paarte sich mit einer markanten Selbstüberschätzung. Die wiederum ging einher mit einer stark rassistisch gespeisten Geringschätzung anderer Nationen. Nur so erklärt sich vieles, das sonst letztlich unerklärt bleibt.

Nach einem prüfenden Blick auf französische Ministerbetten fand Christopher Clark, dass sich die Verantwortung für den Krieg auf alle Parteien verteile, vor allem aber Grossbritannien anzulasten sei. In der Nahanalyse räumt er jedoch ein, dass Deutschland die kriegstreibende Macht war. Mit diesem manifesten Widerspruch bietet er seinen Studenten kaum ein leuchtendes Vorbild.

Die deutschen Medien gehen meist grosszügig darüber hinweg. Sie spüren das Bedürfnis nach einem heilen Geschichtsbild und einer veredelnden Selbststilisierung. Ganz in der langen Tradition des friedlichen Deutschen, dessen Gutmütigkeit «welsche Tücke» und der «perfide Albion» nach Kräften strapazieren.

Das deutsche Selbstbild als Opfer übler Fremdbestimmung reicht zurück bis ins späte Mittelalter. Es lebte in der aktuellen Eurokrise unterschwellig wieder auf und steigerte sich phasenweise zu Ad-hominem-Attacken gegen den Präsidenten der Europäischen Zentralbank. Clark spürte den Trend und machte mit seinen *Sleepwalkers* ein Business daraus.

Über dem kommerziellen Erfolg konnte der australische Professor auch in Kauf nehmen, dass sich der britische Historiker Nigel Jones öffentlich wunderte, wieso er seine Vorlesungen nicht schon längst mit der Pickelhaube halte.

Nigel Jones attestierte seinem Kollegen «Teutonophilie» und wies auf den deutschen Orden hin, den er entgegengenommen habe. Dies wäre nur ein Beleg mehr für Clarks Grenzen. Der Bankier Carl Fürstenburg – aus dem Berlin Wil-

helms II. nicht wegzudenken – vermied es, Orden und Titel entgegenzunehmen, da es darauf keine Amnestie gebe.

Mein Verleger, dem ich für sein umsichtiges Coaching unendlich dankbar bin, lud mich ein auszuführen, was mich zu diesem Buch motivierte. Ausgangspunkt war der Versailler Friedensvertrag mit seiner schlechten Reputation. Selbst ein Hans Magnus Enzensbergerverteufelt ihn in seinem Buch *Hammerstein oder der Eigensinn*.<sup>7</sup> Sicher in gewählteren Worten als die nationalsozialistische Propaganda, aber in der Stossrichtung identisch. Ein – zugegeben: nichtarischer – Historiker wie Tony Judt sah es sichtlich anders.

Dass der Vertrag unmittelbar auf den Waffenstillstandsbedingungen aufbaute, wissen höchstens einige Spezialisten. Ebenso, dass er genügend elastisch ausgelegt war, um Revisionen zu erlauben. Schliesslich John Maynard Keynes: Nachdem er wegen manifester Illoyalität aus der britischen Friedensdelegation ausgeschlossen war, schrieb er seine vielzitierten *The Economic Consequences of the Peace*. Das Pamphlet kombiniert eine manifeste Germanophilie, Antisemitismus und die verletzte Eitelkeit des besserwissenden Fachbeamten mit deutschem Propaganda-Zahlenmaterial. Was seinem Erfolg höchstens entgegenkam.

Über dem Blick auf das Kriegsende wurde es unvermeidlich, sich den Kriegsbeginn anzuschauen. Das Auswärtige Amt in Berlin arbeitete bereits 1918 an einer entlastenden Interpretation. Die Tradition, sich dafür gefügige angelsächsische Historiker zu sichern, kam in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts auf.

Dass im Kriegsentschluss des überschuldeten Kaiserreichs manifeste wirtschaftliche Motive mitschwangen, wird gerne ignoriert. Dabei sind sie sehr erhellend. Gerade vor dem Hintergrund der deutschen Weigerung, für die angerichteten Kriegsschäden aufzukommen. Oder wenigstens nach dem Krieg die eigene Währung zu stabilisieren und die aufgelaufenen Kriegskosten gleichmässig zu verteilen. Stattdessen sanierte sich das Reich mit der Hyperinflation einseitig auf Kosten der politisch schlecht vertretenen Sparer unter intensiver Favorisierung der Arbeiterschaft und der Industrie.

Wenn heute die Deutsche Bundesbank in der Eurozone eine dogmatisch starre Geldpolitik verfiicht und im Zweifelsfall lieber eine Deflation als eine Abweichung von der monetären Orthodoxie riskiert, beruft sie sich dafür gerne auf die Weimarer Hyperinflation. Dass diese Inflation in der Überrüstung des Kaiserreichs wurzelt und der höchst unsoliden, da auf Siegesprämie abgestellten Kriegsfinanzierung, wird nie erwähnt. Ebenso die mehr als exzessiven Haushaltsdefizite der Weimarer Republik und die Subventionierung der Industrie mit den Zinsen der von der Reichsbank erworbenen Staatspapiere.

In der – hoffentlich überstandenen – Eurokrise zeigten sich die Fortschritte einer deutschen Integration in Europa ebenso wie die alten Reflexe. Ich erwähne nur die Neigung, taktische Gelegenheiten ohne Rücksicht auf grössere Zusammenhänge bis zum Äussersten zu strapazieren. Oder die Bereitschaft, stur auf einem Standpunkt zu verharren und darüber unverhältnismässige Risiken einzugehen. Viel hätte nicht gefehlt, bis die Krise der Gemeinschaftswährung äusser Kontrolle geraten wäre. Und dies alles für den kurzfristigen Vorteil unverhältnismässig günstiger Zinsen. Darüber nahm die Bundesbank auch in Kauf, dass die Zinsen gerade für Italien und Spanien in dramatische Höhen schossen. Mit der Folge unnötig scharfer Rezessionen in beiden Ländern.

Unübersehbar ist ebenso der bestens organisierte Propagandaapparat der Deutschen Bundesbank. Die Maschinerie funktioniert so gut, dass selbst in Zürich unliebsame Zentralbankentscheidungen dank williger Interviewpartner umgehend kritisch kommentiert wurden.

Unübersehbar ist weiter die Kontinuität der unseligen Professorentradition des Kaiserreichs, sich lautstark zu Tagesfragen zu äussern. Statt für Kolonialerwerbungen und unbeschränkten U-Boot-Krieg trommeln sie heute mit grösster Verbissenheit für eine Politik, die auf einen deutschen Alleingang hinausläuft.

Unübersehbar ist aber auch, dass die Nachbarn die spezifische deutsche Mentalität viel besser kennen als früher und gelernt haben, damit umzugehen. Das Land bleibt gleichwohl ein schwieriger Partner. Um nur ein konkretes Bei-

spiel zu geben: Berlin insistierte bei Einführung der Währungsunion, auf eine Koordination der Wirtschaftspolitik auf europäischem Niveau zu verzichten. Vierzehn Jahre und eine fundamentale Krise später ist das Land so weit, dass es den Wert einer europäischen Wirtschaftspolitik erkennt. (Die unübersehbare wirtschaftliche Asynchronisierung in Europa ist in vieler Beziehung eine Folge der deutschen Vereinigung und der daraufhin ausgelösten Sonderkonjunktur. Seither bewegt sich die deutsche Wirtschaft phasenverschoben.)

Der Hang zur Brutalität, den amerikanische Diplomaten vor dem Ersten Weltkrieg notierten, mag nicht mehr ganz so dramatische Formen annehmen wie auch schon. Ihm ausgesetzt zu sein, bleibt unangenehm genug. Seit der Vereinigung erlebt nicht nur die Eidgenossenschaft ein ganz anderes Deutschland als dasjenige nach dem Krieg, das dankbar helvetische Anerkennung für seine demokratischen Fortschritte entgegennahm.

Letztes Motiv: Die grosse Europäisierung wird irgendwann auch zu einer Geschichtsschreibung aus europäischer Sicht führen. Damit wird eine Neuinterpretation des deutschen Erklärungsmodells der «verspäteten Nation» unvermeidlich werden. «Verspätet» kam zweifellos das Bekenntnis zum Recht statt zur Gewalt.

Entsprechend dürften die Pariser Friedensverträge eine neue Würdigung erfahren als erster fundamentaler Versuch zu Gewaltfreiheit und Selbstbestimmung. Die Gründung des Völkerbunds bildete den wichtigsten Teil des Versailler Vertrages. Für die Schweiz, der die Missachtung der belgischen Neutralität alles andere als gleichgültig gewesen war, boten sich dank des Vertrags neue Sicherheitsperspektiven. Sie trat dem Völkerbund bei. Sicher nicht, weil die Idee einer Zukunft ohne Krieg schlecht war. «Nichts lässt sich [...] zugunsten des Vertragswerks von Versailles sagen, als dass es der letzte und bei aller Mangelhaftigkeit verzweifelt ernsthafte Versuch eines «grossen Friedens» war», bilanziert Herbert Lüthy.

Aber wie Lüthy weiter betonte: «Für einen «Endkampf der Germanen, Slawen und Gallier» war selbst bei Macchiavelli kein Kraut gewachsen. Versailles konnte ihn nicht regeln, Locarno nicht und München auch nicht; was 1914 begann, kam erst 1945 ans Ende.»

# 1

## Vom «ausgewählten» zum «wirklich dummen Volk»

Vom Angriff zum unerwünschten Finale und der gross inszenierten Selbstentlastung

«Unsere Lazarettwagen fassten vier schmale Tragbahnen. Wenn das Geschäft blühte, wurden auf jede mindestens zwei Schwerverwundete gebunden (schon für einen war's zu schmal). Schnell wie der Wind (Maximalgeschwindigkeit zwanzig Stundenkilometer) sausten wir mit wimmernden Fuhren immer erst zu unserem Lazarett in Ardon, wo die Scheisse ausgeladen, sortiert und etikettiert wurde. Meistens kamen vier von den acht tot an. Ich wurde Leichenkutscher. In einer der ersten Nächte ohne Licht und ohne Erfahrung kippte ich in einer Kurve mit voller Karre. Die Sterbenden brüllten im umgeworfenen Wagen, ich blieb todmüde liegen und schlief mich aus. Nur einer kam mit dem Leben davon: ich. Die Turnhalle der Dorfschule diente als Krankensaal. Beim Empfang entschied Feldunterarzt von Schulzenburg kurzangebunden, wer ins Kellerloch, durch das in Friedenstag die Kohlen unter die Turnhalle trudelten, geworfen zu werden hatte. «Dem Lebenden ist nichts recht zu machen, ein Sterbender wird ewig dankbar sein», zitierte er mit medizinischem Lächeln. Verzweiflungsschreie aus der Unterwelt strafte ihn Lügen, während die Obenbleibenden mit Antitetanusspritzen gequält wurden.»<sup>1</sup>

So der «Sanitätskraftwagenführer» Erwin Blumenfeld über seine kriegsmedizinischen Erlebnisse im Jahre 1917. Mit seinen Bildern für das Modemagazin *Vogue* wurde der Fotograf so berühmt, dass ihm der Grand Palais in Paris im Herbst 2013 eine Ausstellung widmete.

Blumenfeld war dem Feldlazarett in Ardon-sous-Laon zugeteilt worden. Das Lazarett gehörte zur 7. (sächsischen) Armee. 1917 kontrollierten die deutschen Armeen im vierten Jahr weite Teile Nordfrankreichs und Belgiens.



Knapp drei Jahre zuvor, am 4. Oktober 1914, hatte Gerhart Hauptmann den «Aufruf an die Kulturwelt» unterschrieben zusammen mit den Malern Max Liebermann, Hans Thoma, Max Klinger und Wilhelm Hübner, dem Komponisten Engelbert Humperdinck, dem Regisseur Max Reinhardt, dem Theologen Adolf von Harnack, dem Physiker Max Planck und anderen prominenten Persönlichkeiten: «Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst erheben vor der gesamten Kulturwelt Protest gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskämpfe zu beschmutzen trachten.»<sup>2</sup>

Insgesamt hatten 93 prominente Figuren des öffentlichen Lebens ihren Namen unter das Manifest gesetzt. Die Herren verneinten radikal, dass es bei der Eroberung Belgiens auch nur zu den kleinsten Übergriffen gekommen sei.

In Wirklichkeit hatten die einfallenden Armeen im August 1914 in kürzester Zeit 6'000 Zivilisten ermordet – darunter viele Kleriker –, reihenweise Kirchen zerstört und die Universitätsbibliothek von Louvain angezündet. Augenzeugen fühlten sich an einen Religionskrieg erinnert. Der Nuntius (Giovanni Tacci-Porcelli) erwähnte in seinem Bericht nach Rom einen «lutherischen Hass». Die schlimmsten Exzesse hatten tatsächlich evangelische Einheiten zu verantworten, die zuletzt in Südwestafrika eingesetzt worden und mit äusserster Brutalität gegen die aufständischen Hereros vorgegangen waren.<sup>3</sup>

Die Künstler und Professoren beliessen es nicht bei ihren empörten Negierungen. Sie attackierten gleichzeitig: «Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weisse Rasse zu hetzen.»<sup>4</sup> (Mit diesem Hinweis spielten die Professoren auf die russischen Einheiten aus dem Turkgefürtel und die französische Kolonialinfanterie an.)

Der «Aufruf an die Kulturwelt» war erfolgt:

bevor von der «weissen Rasse» der Chemiker Fritz Haber sein Giftgas entwickelt hatte und vor Ypern persönlich den ersten Chlorgasangriff überwachte.

Fritz Haber gehörte zu den Mitunterzeichnern des Aufrufs. (Seine Frau fand ihren Mann so monströs, dass sie sich mit seiner Dienstwaffe erschoss.)<sup>5</sup>

Bevor im besetzten Brüssel die englische Krankenschwester Edith Cavell hingerichtet wurde. Noch dazu mit dem Revolver, wie man sich empört berichtete. (Was Gottfried Benn als zur Exekution abgeordneter Medizinalrat demen­tierte und den Reichskanzler Adolf Hitler 1940 in Paris höchstens zusätzlich motivierte, ihre Statue zerstören zu lassen.)<sup>6</sup>

Bevor U-86 das Lazarettsschiff Llandovery Castle versenkte und die Schiffbrüchigen ermordete.

Bevor der gewöhnlich milde Arthur Balfour die Versenkung des irischen Postschiffs Leinster – am 10. Oktober 1918 – mit seinem berühmt gewordenen Wort kommentierte: «Brutes they were and brutes they remain.» Ähnlich Rudyard Kipling: «A people with the heart of beasts.» 450 Frauen und Kinder waren bei dem U-Boot-Angriff auf das waffenlose Postschiff ums Leben gekommen.

Bevor der letzte Generalstabschef Wilhelm Groener angesichts der alliierten Forderung, die Kriegsverbrecher auszuliefern, denen zu verschwinden empfahl, die «ein schlechtes Gewissen» hatten. 6'000 bis 8'000 Offiziere beherzigten diese Empfehlung.

Bevor schliesslich auf der Pariser Friedenskonferenz eine Liste der 1'580 schlimmsten Kriegsverbrecher zusammengestellt wurde. Sie verzeichnete neben Fritz Haber den späteren Grossadmiral Erich Raeder (er wurde 1946 in Nürnberg verurteilt), Walther Rathenau und auch die Saar-Industriellen Robert und Hermann Röchling.

Mit der deutschen Bitte um Waffenstillstand konfrontiert, hatte US-Präsident Woodrow Wilson drohen müssen, keinen Armistice zu akzeptieren, solange es zu Terrorakten kam und der Kaiser oberster Kriegsherr war. Aber keine zwei Wochen, nachdem die deutsche Delegation in Rethonde (bei Compiègne) das Waffenstillstandsabkommen unterschrieben hatte, arbeiteten die Vertreter des Auswärtigen Amtes bereits daran, die Kriegsverantwortung abzuschieben.<sup>7</sup>

Die Berliner Diplomaten hatten Deutschland 1914 in den Krieg geführt, konnten sich aber unbeschadet durch die Revolution retten. Ihre Verantwortung bekannt werden zu lassen, lag nicht in ihrem Interesse. Entsprechend hatten sie

ihre Antikriegsschuld-Propaganda längst organisiert, bevor der Schuldartikel 231 des Versailler Vertrages auch nur angedacht, geschweige denn formuliert war.<sup>8</sup>

Dafür richtete das Auswärtige Amt in Berlin das «Spezialbüro v. Bülow» ein, benannt nach ihrem ersten Leiter Bernhard Wilhelm von Bülow.<sup>9</sup> Von 1919 an hiess es Schuldreferat. Es arbeitete höchst effizient, und Bülow machte eine grosse Karriere. 1930 wurde der «kompromisslose Revisionist» Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Als Bülow 1936 starb, erfüllte sich ein nationaler Traum: Das Rheinland war remilitarisiert und die unverzichtbare Aufmarschbasis für einen Angriff gegen den Westen wieder unter der vollen Kontrolle Berlins.

\*

Die Deutschen selbst waren ursprünglich keineswegs im Glauben gewesen, nicht verantwortlich zu sein. Im Juli 1919 notierte Hans Freytag im Auswärtigen Amt: «Weite Teile der deutschen Bevölkerung sind von der deutschen Schuld am Krieg überzeugt.»<sup>10</sup> Auch in Bayern stiess die offizielle Propaganda gegen die «Kriegsschuldflüge» auf wenig Sympathie.<sup>11</sup>

Der bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner hatte bereits am 23. November 1918 – keine zwei Wochen nach dem Waffenstillstand – der Münchner Presse die Berichte des bayerischen Gesandten in Berlin überlassen. Graf Lerchenfeld hatte während der Julikrise 1914 intensiv nach München berichtet. In Eisners Nahbeobachtung war der Krieg die Idee einer kleinen Clique preussischer Militaristen gewesen und die Kriegsverantwortung der Reichsregierung mehr als deutlich.

Eisner machte sich mit den Veröffentlichungen nicht beliebt.<sup>12</sup> Der deutsche Gesandte in Bern berichtete umgehend über die verheerende Wirkung der Veröffentlichung und warnte vor weiteren Enthüllungen.<sup>13</sup> Eisner wurde im Februar 1919 ermordet.

Delegiert vom Rat der Volksbeauftragten, der revolutionären Regierung in Berlin, hatte sich Karl Kautsky in seinen Tagen als «beigeordneter Staatssekretär» des Auswärtigen Amtes die Akten zum Kriegsausbruch angeschaut:

«Nicht als Ankläger, sondern als Geschichtsschreiber, der erforschen will, wie die Dinge gekommen sind.»<sup>14</sup> Sein Urteil: «Unerträglich leichtfertig und kopflos» gehandelt. Die Verantwortung für den Krieg lag klar bei Deutschland.<sup>15</sup>

Sein Gegenspieler, der Karrierediplomat Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau, wehrte sich energisch gegen eine Veröffentlichung. Professoren wie Max Weber und Hans Delbrück unterstützten ihn dabei nach Kräften.<sup>16</sup> Der Verhandlungsführer der deutschen Friedensdelegation in Versailles schob als Begründung vor, mit der Publikation der Untersuchung würde die deutsche Position bei den Friedensverhandlungen unterminiert.

Ein bezeichnendes Detail: Karl Kautsky hatte sich entschieden, auch die Randbemerkungen Wilhelms II. uneingeschränkt zu publizieren. Daraufhin warf ihm Friedrich Thimme vor, er gönne sich «das hämische Vergnügen [...] dem Volk einmal «einen Kaiser in Unterhosen» vorzuführen».<sup>17</sup> Thimme wurde wenig später Mitherausgeber der Aktendokumentation *Die grosse Politik der europäischen Kabinette*. Die Finanzierung dieser in entlastender Absicht angelegten Edition erfolgte aus der Schatulle des Kriegsschuldreferats im Auswärtigen Amt.

Kautskys Dokumentation *Wie der Weltkrieg entstand* ging erst in Druck, nachdem die Friedensverträge unterzeichnet waren.

Die Verantwortung für den Krieg aus den eigenen Akten zur Kenntnis nehmen zu müssen, war für die deutschen Diplomaten eine unliebsame Erfahrung. Sie veranlasste das Aussenministerium, fortan den Zugang zu kontrollieren.<sup>18</sup> Gleichzeitig intensivierte das Auswärtige Amt seine international angelegte Entlastungskampagne.

Der 1914 gestartete Propagandafeldzug der deutschen Professoren und Künstler war nicht unkommentiert geblieben: «Von verwegener Verlogenheit», fand der Soziologe Emile Durkheim.<sup>19</sup> Für Karl Kraus, den Autor der *Letzten Tage der Menschheit*, waren die deutschen Professoren nur noch «eine Kreuzung von Lehrstuhl und U-Boot». Über die Künstler notierte Auguste Vierset, der Kabinettschef des Stadtpräsidenten von Brüssel, in seinem Tagebuch: «mehr Goten als zivilisiertes Volk».<sup>20</sup> Emile Durkheim deutete in einer Entgegnung den deutschen Angriff als «une conduite nietzschéenne en vue de

la domination du monde», «ein nietzscheanisches Verhalten, um die Welt zu beherrschen».<sup>21</sup>

Erstes Opfer der «conduite nietzschéenne» wurde Belgien im August 1914. Dabei hatte Preussen als Vorgängerstaat des Reichs dessen Neutralität und territoriale Integrität 1839 ausdrücklich garantiert. Der Überfall auf Belgien fand die beifällige Zustimmung des Reichstags. Nicht einmal einem Linksozialisten wie Karl Liebknecht gab der Angriff auf den neutralen Staat zu denken: «Die SPD hatte ihre alldutsche Seele entdeckt», bemerkte André Tardieu dazu.<sup>22</sup> Tardieu war ein enger Mitarbeiter des französischen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau. Der vielseitig begabte Absolvent der Ecole Normale Supérieure redigierte 1919 den Friedensvertrag mit Deutschland und wurde später selber Ministerpräsident.<sup>23</sup>

Nach der Besetzung fand die deutsche Industrie grossen Geschmack an Belgien. Dessen Zukunft malten die einflussreichen Industriellen innerhalb des deutschen Reichs aus: «Diese Herren der Schwerindustrie haben mich belagert und Belgien verlangt, was ich nicht wollte. Und jetzt lassen sie mich fallen», empörte sich der Kaiser am 1. November 1918 über den Undank der abtrünnigen Industriekapitäne.<sup>24</sup>

Alfred von Tirpitz – und mit ihm die Admiralität – hatte die Annexion Belgiens nicht weniger vehement verlangt. Der auf England und kurze Anmarschwege für seine U-Boote fixierte Grossadmiral hatte es auf die Marinebasen abgesehen.<sup>25</sup> Die Cockerill-Werft in Hoboken (bei Antwerpen) wurde bereits im März 1915 für den Bau von U-Booten genutzt.<sup>26</sup>

Die Idee einer grossdeutschen Zukunft Belgiens begeisterte selbst die deutschen Pazifisten. Ein Bernhard Dernburg etwa schwelgte in wilden Annektionsphantasien.<sup>27</sup> Er wurde 1919 im Kabinett Scheidemann Finanzminister.

Der mehr aufs Konkrete bedachte Kronprinz (der Sohn Wilhelms II.) nutzte die Gelegenheit der Besetzung, seine Gastgeber auszuplündern, angefangen mit der archäologischen Sammlung des Barons de Baye.<sup>28</sup>

Gelassenheit war nicht die Stärke der deutschen Besetzung. Bereits ein ein-

faches «Sale prussien!» («Dreckpreusse») trug der 16jährigen Gräfin Hélène Jonghe d'Ardoye drei Monate Gefängnis ein. Ihre alte Grossmutter erhielt vier Monate. Sie hatte ihre Enkelin auf die Kommandantur begleitet und gewagt, sich über den «deutschen Eid» zu amüsieren. Der denunzierende Offizier, ein Graf Metternich, war auch noch ein Bekannter der Familie gewesen.<sup>29</sup>

Claude Debussy hatte ein Weihnachtslied für obdachlose Kinder komponiert. Als Hommage an König Albert von Belgien und seine Soldaten.<sup>30</sup> Dagegen hatte kein deutscher Künstler das Herz für eine mitleidige Geste. Keinem deutschen Gelehrten gab die Vernichtung der Universitätsbibliothek Louvain zu denken. Ebenso wenig die gezielt betriebene Ausplünderung Belgiens und die aggressive Flamisierung.

Viereinhalb Jahre später, am 7. Mai 1919, hielt Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau in Versailles seine Ansprache: «Ganz brutale Unverfrorenheit», wie sich Georges Clemenceau erinnerte.<sup>31</sup>

Im Trianon Palast hatten sich um 15 Uhr die Grossen der Welt versammelt. Als Letzter erschien der Komponist und polnische Staatsmann Ignaz Paderewsky. Als Pianist war er gewohnt, dass das Publikum ihn erwartete, wenn er die Bühne betrat. Danach zog die deutsche Delegation ein: «Als die Deutschen hereinkamen, standen nach kurzem Zögern alle auf», so Lord Riddell in seinem *Intimate Diary of the Peace Conference*.

Auf der Tagesordnung stand die Übergabe des Friedensvertragsentwurfs. Den deutschen Aussenminister beschrieb der renommierte englische Journalist als «krank, abgespannt und nervös [...] gelbliche Haut und tiefe Ringe unter den eingefallenen Augen. Als er seinen Überzieher ablegte, bemerkte ich, dass sein Gesicht schweissgebadet war. Er wirkt steif, genau, geschäftig, mechanisch und taktlos.»

Maurice Hankey, der britische Kabinettssekretär, war ebenfalls Augenzeuge der Szene. Er empfand Brockdorff-Rantzau als «düster schauenden Schurken und typischen Junker».<sup>32</sup>

Tatsache war, dass der Aussenminister eine Gelegenheit zu schweigen verpasste. Wo es einzig um die Entgegennahme des Entwurfs ging, verlas er eine Rede. Noch dazu sitzend, was die angelsächsische Presse intensiv kommentier-

te. Der *Daily Mail* bezeichnete die Haltung als «unverschämt und verstockt» («impudent and unrepentant»).<sup>33</sup>

Brockdorff-Rantzau warf den Alliierten vor, Deutschland zu hassen: «weil sie ihrem Scharfrichter nicht ihre Kehle dargeboten hatten», wie Georges Clemenceau bündig notierte.<sup>34</sup> Lord Riddell notierte: «Die Länge und der Ton der Grafenrede waren offenkundig eine Überraschung für die alliierten Delegierten. Man hatte uns gesagt, dass die Verhandlung in fünf Minuten vorbei sein werde; sie sei so formal, dass es sich für die Presse nicht lohne, dabei zu sein. [...] Als der Graf einige besonders provozierende und taktlose Bemerkungen artikuliert, wandte sich Clemenceau zu Lloyd George und gab offenbar bisige Kommentare zu dem, was gesagt wurde.»<sup>35</sup>

Wie Clemenceau in seinen Memoiren schrieb, erkundigte sich der britische Premierminister: ««Was werden Sie ihm antworten?» Worauf meine Antwort war: «Ich werde ihm mein Papier unter die Nase halten und ihm sagen: Hier, was Sie unterschreiben werden.»»<sup>36</sup>

«Man muss Clemenceau zugute halten, dass er sich genügend zusammerriss, um Rantzaus Rede nicht zu unterbrechen; aber sein Gesicht lief rot an vor Wut», beschrieb Walter Simons aus der deutschen Delegation die Szene.<sup>37</sup> Der deutsche Chefjurist sass den alliierten Staatsmännern genau gegenüber: «Wilson hörte aufmerksam zu, und die mit viel Verve vorgetragene englische Übersetzung machte offensichtlich Eindruck auf ihn, wenn auch keinen vorteilhaften. Die Briten gaben sich gelangweilt und gleichgültig. Lloyd George lachte und Bonar Law gähnte [...] Nach einer knappen halben Stunde schloss Clemenceau die Sitzung so lakonisch und abrupt, wie er sie eröffnet hatte. Der Weg zur Tür war für uns wieder ein Spiessrutenlaufen. Rantzau zündete sich eine Zigarette an, was eine Sensation auslöste.»<sup>38</sup>

«Ja, man war mitleidig, als sie eintraten und zornig, als sie gingen», hörte Paul Cambon einen Delegierten sagen.<sup>39</sup> Paul Cambon war Frankreichs Botschafter in London und auf der Friedenskonferenz für das Protokoll zuständig.

Woodrow Wilson schnaubte im Hinausgehen zu Riddell: «Die Deutschen sind wirklich ein dummes Volk. Sie machen immer das Falsche. Darum bin ich

hier. Sie verstehen die menschliche Natur nicht. Dies ist die taktloseste Rede, die ich je gehört habe. Sie wird die ganze Welt gegen sie aufbringen.»<sup>40</sup>

«Der Junker Brockdorff – blass, hochmütig – brauchte eine Lektion», kommentierte Clemenceau den Vorfall gegenüber seinem Kabinettschef Mordacq: «Dieser Brockdorff ging uns allen auf die Nerven; man hatte wirklich Lust aufzustehen und ihm irgendwohin zu treten. Einmal mehr haben die Deutschen gezeigt, dass ihnen jedes psychologische Gespür abgeht; sie haben sich heute immens geschadet, vor allem bei den Engländern und den Amerikanern. Wilson hat mir mehrere Male wiederholt: «Diese Leute sind wirklich absolut dumm.» Lloyd George war verblüfft, und nach der Sitzung erklärte er mir in seiner charakteristischen Art: Jetzt verstehe ich, warum die Franzosen die Deutschen so sehr verabscheuen. Denen kann man wirklich nicht helfen. Die Hunnen bleiben immer die Hunnen.»<sup>41</sup>

Zu André Tardieu gewandt meinte David Lloyd George: «Es ist hart, Sieger zu sein und so etwas zu hören.»<sup>42</sup> Am nächsten Tag auf dem Golfplatz hatte der britische Premierminister das Erlebnis noch nicht verarbeitet: «Diese anmassenden Deutschen haben mich sehr verärgert. Ich weiss nicht, wann ich je stärker verärgert war. Ihr Verhalten zeigt, dass der alte Deutsche weiterhin da ist. Merkwürdigerweise waren die Amerikaner und wir stärker verärgert als die Franzosen und Italiener. Ich fragte den guten Clemenceau warum. Er sagte: «Weil wir ihre Anmassung gewohnt sind. Wir mussten sie 50 Jahre lang ertragen. Für euch ist es neu und deshalb seid ihr verärgert.»<sup>43</sup>

Die Gewöhnung wollte sich aber nicht einstellen. Acht Jahre später beklagte Joseph Austen Chamberlain – von 1924 bis 1929 Chef des Foreign Office – in einem Brief an seine Frau «die fatale Unfähigkeit der Deutschen, die Psychologie anderer Völker zu erfassen und die Wirkungen ihres Handelns vor auszusehen».<sup>44</sup>

Die neue deutsche Führungsschicht hatte nicht den besten Ruf. Der J.P. Morgan-Partner Thomas Lamont in der amerikanischen Delegation fand sie arrogant und bar jeglichen Verantwortungsgefühls dafür, die Welt in den zerstörerischsten und tragischsten Krieg gestürzt zu haben. Dass der Hamburger Ban-



kier Max Warburg – als Angehöriger der deutschen Delegation – die alliierten Regierungen in Paris belehren wollte, empfand Lamont als Gipfel der Arroganz.<sup>45</sup>

Für André Tardieu waren Männer wie «Ebert, Scheidemann, David, Erzberger, Brockdorff-Rantzau und nicht zu vergessen Hindenburg höchst aktive Handlanger des Imperialismus und des Militarismus». Sie repräsentierten die «sogenannte deutsche Demokratie, die moralisch jede Orientierung verloren habe».<sup>46</sup>

Die weitere Entwicklung bestätigte die Einschätzung Tardieus: Eberts Sozialdemokraten und ihr Anhang waren durchaus angetan von der Idee deutscher Weltgeltung und deutscher Überlegenheit. Die Arbeiterschaft in Deutschland blieb bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs eine Stütze des Dritten Reichs.<sup>47</sup> So hatte es Ferdinand Foch, der alliierte Oberbefehlshaber, auch vorhergesehen und darüber mit Georges Clemenceau während der Friedenskonferenz einen größeren Streit riskiert. Der sah es im Grunde nicht anders, konnte sich aber bei seinen Alliierten nicht durchsetzen.

Auf deutscher Seite bilanzierte der württembergische Liberale und Vizekanzler Friedrich Payer nüchtern: «Wir kamen, ganz unbefangen betrachtet, zum parlamentarischen System so wenig wie zur Republik im Weg des zielbewussten Strebens; beide blieben schliesslich als die einzigen Möglichkeiten noch übrig.»<sup>48</sup> So fiel es auch nicht weiter schwer, sich mit dem Führerstaat des NS-Deutschlands zu arrangieren.

Als Woodrow Wilson es ablehnte, mit dem Kaiser zu verhandeln, ging er davon aus, dass einzig Wilhelm II. und seine Umgebung kriegslüsternd waren. Dies war ein Irrtum. Der amerikanische Präsident erlag ihm nicht allein. Der britische Diplomat Harold Nicolson notierte in seinem Tagebuch eine Diskussion mit Carlo Placci (Eintrag vom 30. April 1919): «Ich sagte, dass ich die Deutschen als ein friedliches, entzückendes Volk von guter Kultur empfinde, das unter schlechter Regierung litt.»<sup>49</sup>

Philipp Kerr erhielt die Aufgabe, der harten Verweigerung eine entschiedene Antwort zu erteilen und die Proportionen zurechtzurücken. Der Privatsekretär David Lloyd Georges liess in der – von Georges Clemenceau als Vorsitzendem der Friedenskonferenz unterschriebenen – Mantelnote zum Friedensvertrag keinen Zweifel an der Verantwortung Deutschlands «und der grau-

samen, unmenschlichen Art, in welcher der Krieg geführt wurde, die in der Geschichte der Menschheit geradezu beispiellos ist [...] Der Krieg, der am 1. August 1914 begann, war das grösste Verbrechen gegen die Menschlichkeit und die Freiheit der Völker, das je eine Nation verübte, die sich selbst als kultiviert bezeichnet [...] Um ihre Ziele zu erreichen, nutzten sie jede Möglichkeit, um ihren Bürgern einzuimpfen, dass in internationalen Angelegenheiten Macht recht sei. [...] Das Verhalten Deutschlands ist beinahe ohne Beispiel in der Menschheitsgeschichte. [...] Sie trachteten danach, zwischen den Nationen Feindschaft und Verdacht zu säen statt Freundschaft. Sie entwickelten ein System der Spionage und Intrige, das ihnen ermöglichte, innere Unruhen und Rebellion zu schüren und sogar geheime Angriffsvorbereitungen auf dem Territorium ihrer Nachbarn zu treffen, von wo aus sie sie sicherer und einfacher würden bezwingen können, wenn der Augenblick kam [...]»

«Die deutsche Delegation verlangt Gerechtigkeit und sagt, sie sei Deutschland versprochen worden. Deutschland soll Gerechtigkeit erhalten. Aber es muss Gerechtigkeit für alle sein. Es muss Gerechtigkeit geben für die Toten und Versehrten, für diejenigen, die verwaist und beraubt wurden, um Europa von der preussischen Gewaltherrschaft zu befreien. Es muss eine Gerechtigkeit geben für die Völker, die jetzt unter Kriegsschulden wanken, die 30 Milliarden Pfund Sterling übersteigen, damit die Freiheit gerettet wurde. Es muss Gerechtigkeit geben für die Millionen, deren Häuser und Land, Schiffe und Eigentum deutsches Wüten ruinierte und zerstörte [...]. Deutschland hat die Industrien, die Kohlenzechen und die Maschinenausrüstung der benachbarten Länder nicht in der Schlacht zerstört, sondern mit dem vorsätzlichen und kalkulierten Zweck, seinen Industrien den Zugang zu deren Märkten zu ermöglichen, bevor sich deren Industrien von den brutal zugefügten Verwüstungen erholen konnten. Deutschland hat seinen Nachbarn alles geplündert, was es brauchen oder abtransportieren konnte. [...]»

«Es ist nur gerecht, dass eine Rückerstattung erfolgen soll und dass die geschädigten Völker eine Zeitlang geschützt werden sollen vom Wettbewerb ei-

ner Nation, deren Industrien intakt und sogar verstärkt sind dank der Produktionsmaschinen, die aus den besetzten Territorien gestohlen wurden. Wenn diese Dinge Härten für Deutschland sind, dann sind es Härten, die sich Deutschland selbst zugezogen hat. Irgendjemand muss die Folgen des Kriegs tragen. Ist es Deutschland oder einzig die Völker, denen es geschadet hat? »<sup>50</sup>

\*

Die vorherrschende Frage in der deutschen Diskussion nach dem Ersten Weltkrieg war nicht, warum das Reich den Krieg angefangen, sondern warum es ihn verloren hatte. Ein abstinenter Professor namens Hans Schmidt identifizierte den Alkohol als kriegsentscheidenden Faktor.

In seiner Schrift *Unsere Niederlage im Weltkrieg* führte der Gelehrte das Scheitern der März-Offensive von 1918 darauf zurück, dass sich die 3. Marine-Infanterie-Division vor Amiens betrunken und dass sich die Angriffe auf Soissons und Reims im Mai 1918 in den Champagner-Kellern festgelaufen hätten.<sup>51</sup> Die *Brauereizeitung* nahm Stellung. Sie schloss den Alkohol als Grund für die Niederlage kategorisch aus.<sup>52</sup>

Wilhelm Groener – Schmidts Korrespondenzpartner – sah es nicht anders: «Die Wirkungen des Alkohols an der Front waren bei weitem nicht so verhängnisvoll wie die Selbsttäuschungen, in denen wir infolge der Überschätzung unserer Siege befangen waren. Nicht selten wurden die Entschlussfassungen durch «Wunschgedanken» geleitet.»<sup>53</sup>

In der Öffentlichkeit fand stattdessen die «Dolchstoßlegende» allgemeinen Anklang. Inszeniert hatte sie Paul von Hindenburg vor einem Publikum, das ihm ergeben war. Die parlamentarische Kommission des Reichstags hatte dafür gesorgt, dass der Feldmarschall – über die seinem Rang zustehenden Ehren hinaus – empfangen wurde wie ein Gott. Als sein Sonderzug in den Bahnhof rollte, präsentierte eine Ehrenwache. Zwei Offiziere wurden als Adjutanten eingeteilt. Vor der Villa Helfferich, in der Hindenburg logierte, zog eine Wache auf.

Als Hindenburg am 18. November 1919 in Uniform in den Reichstag stieffe, erhoben sich die Parlamentarier in corpore. Seinen Platz hatten die Parla-

mentsdiener dekoriert mit weissen Chrysanthemen und eingeflochtenen schwarz-weiss-roten Bändern, den alten Reichsfarben. Der Feldmarschall verlas seine andächtig aufgenommene Erklärung und tischte seine Dolchstosslegende auf. Niemand stellte eine Frage.<sup>54</sup>

Die Dolchstosslegende lief darauf hinaus, dass die Revolution den Zusammenbruch provoziert hatte, statt umgekehrt der Zusammenbruch die Revolution. Damit entfiel die Notwendigkeit zu erklären, wieso es – infolge der stark beschönigenden Nachrichten vielfach unerwartet – zum Zusammenbruch gekommen war statt zum erhofften «Siegfrieden» und damit der Domination Europas.

Die Dolchstosslegende bot zusätzlich den Vorteil, von der deutschen Verantwortung für die Julikrise 1914 abzulenken. Hindenburgs Herbergsvater in Berlin war Karl Helfferich. Der führende Exponent der Deutschnationalen war 1914 ein leitender Direktor der Deutschen Bank und nicht dafür bekannt gewesen, einen Krieg verhindert haben zu wollen.<sup>55</sup>

Dass Hindenburg sich mit der Dolchstosslegende unmittelbar selber widersprach, griff niemand auf. Am 19. Juni 1919 nach den Aussichten befragt, die Kampfhandlungen wieder aufzunehmen, statt den Friedensvertrag zu unterschreiben, hatte der Feldmarschall (und Chef der Obersten Heeresleitung, die erst mit der Signatur des Friedensvertrags aufgelöst wurde) in einem Telegramm erklärt: «Wir sind bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten militärisch in der Lage, im Osten die Provinz Posen zurückzuerobern und unsere Grenzen zu halten. Im Westen können wir bei ernstlichem Angriff unserer Gegner angesichts der numerischen Überlegenheit der Entente und deren Möglichkeit, uns auf beiden Flügeln zu umfassen, kaum auf Erfolg rechnen. Ein günstiger Ausgang der Gesamtoperationen ist daher sehr fraglich, aber ich muss als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmachlichen Frieden vorziehen.»<sup>56</sup> Fünf Monate später hatte der Feldmarschall dann seine Legende montiert.

«Die Deutschen sind wie die Konföderierten im Jahre 1865. Sie bestreiten immer noch ihre Niederlage von 1918», stimmte Jacob Schurman, der amerikanische Botschafter in Berlin, im Gespräch mit den norwegischen König

überein.<sup>57</sup> Diese Verweigerungshaltung gaben sie nie wirklich auf. König Haakon hatte Gustav Stresemann – einen «sicher nicht antimilitaristischen Politiker», so Friedrich Payer<sup>58</sup>, aber gleichwohl Friedensnobelpreisträger von 1927 – lebhaft kritisiert, weil seine Politik nicht «auf einer wirklichen Friedensliebe, sondern auf dem Zwang der Umstände» aufbaute.<sup>59</sup>



Der Krieg fing fast so an, wie es sich Georges Maurice Paléologue, der politische Direktor des Quai d'Orsay, ausgemalt hatte: «Man stelle sich vor, dass Wilhelm II. nur auf einen Knopf zu drücken braucht, um mitten in der Nacht einen Angriff zu starten. Eine Stunde später überqueren die deutschen Truppen bereits die Grenze.»<sup>60</sup>

Das Reich hatte sich mit seiner aggressiven Diplomatie und seiner über Schulden finanzierten Hochrüstung aussen- und wirtschaftspolitisch in eine Sackgasse manövriert. In der Julikrise 1914 entschied es sich zur Flucht nach vorn. Die Bereitschaft zum Frieden stiess an ihre Grenzen. Oder wie André Tardieu es ausdrückte: «Deutschland erzwang den Krieg, weil die angestrebte Hegemonie anders nicht erreichbar war.»<sup>61</sup>

Die «Vision», sich als Weltmacht zu etablieren, kollidierte jedoch mit dem Selbstbehauptungswillen der Nachbarn. Sie wollten Grossmacht bleiben. Oder – im Fall Belgiens – unter dem Schirm der bewaffneten Neutralität ihre Souveränität wahren. Hätte die Schweiz das Pech gehabt, eine vielversprechende Einfallsrouten zu bieten, um einen Hauptgegner besser attackieren zu können, wäre es ihr nicht anders ergangen: «Dieses Volk kennt keinen Gott, sondern nur Gewalt», bilanzierte James Gerard. Der US-Botschafter stand – notabene – keineswegs im Ruf, unfaire Vorurteile gegenüber Deutschland zu pflegen.<sup>62</sup>

Auch Philipp Kerr hatte in seiner Mantelnote die deutsche Neigung notiert, «might» als «right» anzusehen. W.H. Auden beobachtete diese Neigung, Macht als recht zu verstehen, höchst konkret im Dezember 1939. Der Dichter behielt sie noch nach Jahrzehnten in Erinnerung: «Auden ging in ein deutsch-

sprachiges Kino in New York, um eine Wochenschau zu sehen, welche die Eroberung Polens als rassistischen und nationalen Triumph nachzeichnete, was das Publikum mit wildem Applaus quittierte. Etwa 30 Jahre später erinnerte er sich gegenüber einem Interviewer, dass «ganz gewöhnliche, vermeintlich harmlose Deutsche im Publikum riefen ‚tötet die Polen‘»; und in einem Brief an seinen Oxford Tutor Neville Coghill schrieb er etwa zur gleichen Zeit: «Bemerkenswert an diesem Film war die fehlende Scheinheiligkeit. Jeder Wert, mit dem ich aufgewachsen bin und von dem ich annahm, jeder andere auch, wurde rundweg abgelehnt.» Und er sprach zu anderen Freunden, wie Stephen Spender ihn paraphrasierte, von «der brutalen Aufrichtigkeit der Annahme, dass Macht recht sei.»<sup>63</sup>

Otto von Bismarcks Spezialität war es gewesen, einen ausgespähnten Gegner diplomatisch zu isolieren. Den Rest besorgte das Militär in einem kurzen Krieg. So 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und 1870 (mit Mühe) gegen Frankreich. Damit war die Formierung Preussen-Deutschlands abgeschlossen.

Mehr ein Grosswesir von Gnaden seines Sultans als ein Regierungschef europäischen Zuschnitts achtete der preussische Ministerpräsident und erste Reichskanzler sorgfältig darauf, nie die Zügel aus der Hand zu geben. Seinen König hatte Bismarck ebenso im Griff wie die Armee. Sie vollstreckte seinen politischen Willen.

Unter seinen Nachfolgern lief es umgekehrt. Statt zu isolieren, lebten sie am Ende in der Furcht vor einer Isolierung. Da im Denken der deutschen Führung auf eine Isolierung unweigerlich der Angriff folgen musste, lebte sie in einer doppelten Furcht. Deutschland stürzte sich in den Krieg «gegen eine Welt von Feinden», so die Selbstwahrnehmung Wilhelms II.<sup>1</sup>

Aber es blieb nicht bei der Selbstisolierung Deutschlands. Zunehmend hatte auch das Militär die Regierung im Griff. Seit der Bosnien-Krise 1909 liess der Generalstabschef Helmuth von Moltke für den Kriegsfall keinen Zweifel an seinem Willen zu einem Erstschatz gegen Frankreich. Unmittelbar zum Krieg drängte er seit 1912. Zuletzt beim Kriegsrat am 28. Juli 1914 in Potsdam.<sup>2</sup> Mit dem bekannten Erfolg.

Während des Krieges steigerte sich der Griff des Militärs zum Würgegriff. Die Phase der Dritten Obersten Heeresleitung (1916-1918) unter dem antriebschwachen Paul von Hindenburg als Generalstabschef und seinem General-

quartiermeister Erich Ludendorff hatte halbwegs diktatorischen Charakter. Der Würgegriff löste sich erst mit der Einsicht der Niederlage.<sup>3</sup>

In der Tradition Otto von Bismarcks hatten auch seine Nachfolger im Auswärtigen Amt versucht, einen Vorteil zu ziehen aus dem Gegensatz der beiden Flügelmächte Grossbritannien und Russland sowie der rivalisierenden Kolonialmächte Grossbritannien und Frankreich. Die angepeilte Position für Berlin war die des «Tertius gaudens», des lachenden Dritten.

Die deutsche Diplomatie hatte eine hohe Meinung von sich: *Facile princeps* – «locker der Erste» – war der Anspruch des Fürsten Bülow. Der Karriere-Diplomat war Botschafter in Rom gewesen, bevor er 1897 die Leitung des Auswärtigen Amtes übernahm und im Jahre 1900 in Personalunion Reichskanzler wurde.

Friedrich Payer, der württembergische Liberale und Vizekanzler im Jahre 1918, sah die deutsche Diplomatie dagegen alles andere als unkritisch: «Es schwebte über dem Auswärtigen Amt ein Geist der Exklusivität, für den Ausenstehenden lag über ihm ein Nimbus des Geheimnisvollen, für den Laien Undurchdringlichen. Es war ein geschlossener Organismus innerhalb der Regierung, in den nur Auserwählten ein Einblick gewährt wurde, und dies nicht gerne und nicht weiter als unbedingt notwendig war. In ihm walteten erkorene Priester ihres weihevollen Dienstes unter mysteriösen Gebräuchen.»<sup>4</sup>

Wie war der Weg in die Selbstisolation möglich geworden? Der Krieg von 1870/71 hatte Preussen-Deutschland erstmals in unerwünschte Nähe zu England gerückt. Die einstweilen latente Fähigkeit des Reichs, Frankreich und möglicherweise auch die Niederlande zu überrennen, bereitete London von 1875 an echte Sorgen.<sup>5</sup> Umgekehrt verübelten die deutschen Konservativen England die Munitionslieferungen an Frankreich während des Krieges von 1870.<sup>6</sup> Ihr stark antisemitisch, rassistisch gesättigtes Weltbild schloss allfällige Sympathien für das liberale England mit seinem parlamentarischen System automatisch aus.<sup>7</sup>

Die von Bismarck instruierte Presse schrieb durchgehend antibritisch.<sup>8</sup> Das für die Meinungsbildung massgebliche Auswärtige Amt hütete sich, probritische Vorlagen zu formulieren, wie Paul Kennedy in seiner fundamentalen Stu-



die über den deutsch-englischen Antagonismus bemerkte.<sup>9</sup> Dass das Auswärtige Amt und die Regierung im Allgemeinen die Presse «absolut kontrollierten», war bereits dem amerikanischen Diplomaten Joseph Grew nicht entgangen.<sup>10</sup>

Gegen London zu hetzen, wurde im Reichsberlin nach 1870 beinahe so populär wie die Geringschätzung Frankreichs. Heinrich von Treitschke, Professor für Geschichte und Deputierter der Liberalen, gelangte mit seinen Hasstiraden gegen England zu grösserer Bekanntheit als mit seinen historischen Forschungen.<sup>11</sup> «Heil ihm», kommentierte Jacob Burckhardt seine Berufung zum Ordinarius an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität.

Die anglophobe Atmosphäre in Berlin war notorisch:<sup>12</sup> «Intellektuelle, Journalisten und andere hatten so viele Jahre lang danach gelehzt, Weltmacht zu werden. Sie applaudierten jedes Mal, wenn Bismarck die abscheuliche britische Regierung verschreckte, die heimlich Deutschlands Anstrengungen hintertrieb, nach Übersee zu expandieren»,<sup>13</sup> bilanziert Paul Kennedy die intensive Meinungssteuerung und weiter: «[...] gefügte Journalisten wurden angeleitet, jede neue Kolonialerwerbung zu applaudieren.»<sup>14</sup>

In London kannte die Begeisterung für den «eisernen Kanzler» ihre Grenzen: «Eine prodeutsche Politik in der Epoche Bismarcks wurde weniger seinetwegen, sondern trotz Bismarck verfolgt, was kaum eine besondere Auszeichnung ist für jemanden, der weit herum als der bedeutendste Staatsmann galt, den Deutschlandje hervorgebracht hatte», resümiert Kennedy das Dilemma der britischen Regierung.<sup>15</sup>

Nachdenklichere Geister in Deutschland wie Friedrich Payer sahen Bismarck nicht weniger kritisch: «Zentrum und Fortschrittspartei mussten sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelang, wenigstens geistig die Opposition der Volksvertretung gegen die übermächtige, immer verhängnisvoller wirkende Bismarcksche Politik durchzusetzen.» Payer notierte auch ausdrücklich «die Bismarcksche Vergewaltigung jeglichen Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühls im deutschen Volk und Parlament».<sup>16</sup>

Das Foreign Office störte sich – ebenso wie der Quai d’Orsay, das französische Aussenministerium – mehr an der von Bismarck eingeführten Politik

der «ungenierten Erpressung»: «Die Politik des deutschen Reichs seit Bismarck war immer eine der unverhüllten Erpressung!», so Austen Chamberlain.<sup>17</sup> Deutschlands «Chantage», wie es in den englischen Depeschen gelegentlich vornehm hiess, um das krude Wort «Erpressung» zu vermeiden, und andere unerfreuliche Methoden waren ein Dauerthema in den Vorlagen der führenden britischen Diplomaten.<sup>18</sup>

Ausgleichsforderungen und Erpressungsversuche blieben auch nach Bismarcks Entlassung ein durchgängiger Wesenszug der deutschen Diplomatie. Bezeichnend war beispielsweise das deutsche Begehren nach «Kompensationen» für den verstärkten britischen Zugriff auf Ägypten.

Um Londons Gesprächsbereitschaft zu steigern, deutete das Auswärtige Amt an, sich andernfalls Russland zuzuwenden. Worauf selbst der zurückhaltende Arthur Balfour wiederholt auf diese «Erpressung» anspielte und die taktische Notwendigkeit betonte, Berlins Widerstand gegen die ägyptischen Reformen zu «isolieren».<sup>19</sup>

Nicht weniger charakteristisch für das Fingerspitzengefühl der deutschen Diplomatie war der Manila-Zwischenfall gewesen. US-Admiral George Dewey hatte 1898 mit seinem Geschwader die spanische Pazifikflotte vernichtet und blockierte Manila, als ein deutsches Kreuzergeschwader in die Bucht lief. Es war in der Stärke dem amerikanischen Verband durchaus ebenbürtig und sollte den Anspruch unterstreichen, bei einer Neuverteilung der Philippinen ein Wort mitzureden.

In einem Gespräch mit dem Flaggleutnant Paul von Hintze kürzte Admiral Dewey die Situation ab: «Wenn Deutschland Krieg will, kann es ihn haben. Wir sind bereit.» Hintze zog es vor, sich zu verabschieden; und das Kreuzergeschwader lichtete die Anker. Der Marineoffizier behielt das Erlebnis in bleibender Erinnerung als abschreckendes Beispiel einer deutschen Politik.<sup>20</sup> Wilhelm II. vertraute dem in die Diplomatie gewechselten Admiral 1918 das Auswärtige Amt an; Hintze brachte erstmals Realitätssinn in die Regierung.

Der öffentlichen Meinung in England blieb Berlins Brechstangendiplomatie nicht verborgen. Ebenso wenig die Hast beim Aufbau eines Kolonialreichs.

Die britische Presse berichtete mit zunehmender Skepsis.<sup>21</sup> Wesentlicher war, dass Lord Salisbury – Premierminister von 1885 bis 1892 – und sein Kabinett «die deutschen Kolonialforderungen unvernünftig und den Kaiser impulsiv» fanden.<sup>22</sup>

Das französische Urteil fiel nicht freundlicher aus. Für den Quai d'Orsay waren Berlin und der Kaiser nicht vertrauenswürdig.<sup>23</sup> Aber auch Graf Münster, der deutsche Botschafter in London, formulierte eine vernichtende Gesamtkritik an Bismarcks Konfrontationskurs und den Kolonialforderungen. Bezeichnenderweise verzichteten die Herausgeber der amtlichen deutschen Aktendokumentation darauf, diese Depesche aufzunehmen.<sup>24</sup> (Die Edition war in der Weimarer Republik unter dem Namen «Die grosse Politik der europäischen Kabinette» zur Entlastung Berlins angelegt worden.) Bismarck reagierte auf seine Art. Er versetzte Münster 1885 nach Paris.

Unter dem persönlichen Regiment Wilhelms II. verschärfte sich die Gangart. Archibald Rosebery, der Chef des Foreign Office und Salisburys Nachfolger in der Downing Street 10, fand die deutschen Noten schon vom Ton her «thoroughly insufferable» (durch und durch unerträglich).<sup>25</sup>

Sir Frank Lascelles, der britische Botschafter in Berlin, notierte am 4. Dezember 1895 die Einschätzung seines Premierministers [Salisbury]: «Das Verhalten des deutschen Kaisers ist äusserst mysteriös und schwierig zu erklären. Es besteht die Gefahr, dass er gänzlich seinen Kopf verliert [...]. In Handels- und Kolonialangelegenheiten war Deutschland äusserst unangenehm. Seine Forderung nach dem linken Volta-Ufer war so unerhört, dass Lord Salisbury annahm, es müsse die Idee des Kaisers selber gewesen sein. Kein verantwortungsbewusster Staatsmann hätte sie vorgebracht. Der rüde Ton der deutschen Mitteilungen, der sich seit Bismarcks Zeit stark verschärft hatte, war vielleicht zurückzuführen auf den Wunsch kleinerer Leute, die Traditionen des grossen Kanzlers aufrechtzuerhalten [...] Im Fernen Osten probieren es die Deutschen mit allen möglichen Intrigen. Sie verlangen alle möglichen Konzessionen und Privilegien mit dem Ziel, uns herauszudrücken. Die einzige Möglichkeit dagegen zu halten ist, Gegendruck auszuüben, und wir sind in der Lage dazu.»<sup>26</sup>

In dieser Phase provozierte Berlin mit seiner Südafrika-Politik eine ernste Krise. Die vehementen Sympathiebekundungen für die Buren waren für London eine böse Überraschung. Die deutsche Hasspresse während des Burenkriegs (1899-1902) schockierte die Briten.<sup>27</sup>

Hatte die *Times* anlässlich des Besuchs Wilhelms II. im Juli 1891 noch geschrieben: «Deutschland weckt in keiner Schicht unserer Gesellschaft auch nur entfernt Misstrauen oder Antipathie»,<sup>28</sup> war fortan das Aufkommen eines «Anti-German-Sentiments» zu beobachten.<sup>29</sup> In Berlin wiederum arbeitete der Generalstab erstmals einen Feldzugsplan gegen England aus.<sup>30</sup> Die Marine tüftelte bereits seit 1896 an ihren ersten Operationsplänen gegen die Royal Navy.<sup>31</sup>

Ein kluger Beobachter wie Ladislaus Graf von Szögyény-Marich sorgte sich nicht ohne Grund, dass der Reichsregierung die geschürte Anglophobie entgleiten könne. In einem Bericht vom 5. Januar 1896 betonte der österreichisch-ungarische Botschafter: «Die Nebenbuhlerschaft auf dem Weltmarkt, gegensätzliche Interessen auf dem Gebiete der Colonial Politik und die Traditionen der Bismarckschen politischen Schule, denen zu folge die Haltung England's immer als eine gänzlich unzuverlässliche ja sogar oft als perfide dahingestellt wurde, haben das Terrain für jene feindschaftliche Stimmung gegen England vorbereitet, welche jetzt mit ganz ungewohnter Einmüthigkeit sich auch hier zu Land kundgiebt. Es wird auch – nach meiner Ansicht – keine leichte Arbeit sein, die deutschen massgeblichen Kreise dessen zu überzeugen, dass sie, in eigenem wohlverstandenen Interesse in ihrem Auftreten England gegenüber Mass halten müssen.»<sup>32</sup>

Zuvor hatte Berlin bereits das Bündnis mit Russland aufgegeben und in der Folge ohnmächtig mitansehen müssen, wie sich Paris und Sankt Petersburg näher kamen. Ein französisches Geschwader war in Kronstadt begeistert empfangen worden. Bei seinem Gegenbesuch in Paris wurde der Zar freudig begrüßt. 1892 signierten die beiden Staaten ihre defensive Allianz. Damit fand im Grunde das Bismarck-System ein Ende, das indirekt die Geschicke Europas gelenkt hatte.<sup>33</sup> Dass sich London 1894 mit Sankt Petersburg über die Abgrenzung der Einflussphären in Asien (Pamir und Afghanistan) verständigte, hätte dem Auswärtigen Amt in Berlin eine weitere Warnung sein müssen.

Stattdessen blieben die Diplomaten der Wilhelmstrasse bei ihrem Axiom eines permanenten Konflikts über Kolonien und Einflusszonen zwischen London und Paris sowie zwischen London und Sankt Petersburg. Dass Grossbritannien und Russland sich arrangieren könnten, lag ausserhalb ihres Vorstellungsvermögens.<sup>34</sup> Sie übersahen dabei, dass ihre aggressive Weltpolitik den internationalen Verständigungswillen indirekt, aber nachhaltig förderte.

Wilhelm II. wurde im Foreign Office gerne als «His Impulsive Majesty» (HIM) apostrophiert. Während seiner Ägide profilierten sich Bernhard von Bülow (als Reichskanzler) und Alfred von Tirpitz (der Schöpfer der Hochseeflotte) als die beiden «Chefarchitekten» einer deutschen «Weltpolitik». Die beiden verschärften Bismarcks Konfrontationskurs noch einmal markant.<sup>35</sup> Beide verstanden sich auch bestens darauf, «die öffentliche Meinung zu orchestrieren».<sup>36</sup> Beide wussten sie schliesslich, dass ein «Flottenaufbau unvereinbar war mit einer vertrauensvollen deutsch-englischen Allianz». So Bernhard von Bülow 1897 zu Alfred von Tirpitz und Wilhelm II.<sup>37</sup>

Bülow's unwidersprochene Schlussfolgerung war, dass er Englands weltweite Vorherrschaft brechen müsse, um Deutschland «einen Platz an der Sonne» zu sichern, so wie Bismarck 30 Jahre zuvor Russlands Hegemonie in Europa beendet hatte.<sup>38</sup>

Das Instrument dafür sollte die geplante Hochseeflotte sein. Dies war wiederum durchaus bezeichnend für den deutschen Glauben, strategische Inferiorität mit Technik (und operativem Können) überspielen zu können: «Wenn in 20 Jahren die Flotte bereit ist, werde ich eine andere Sprache reden», so Wilhelm II. 1899 zum französischen Botschafter: «Bis dahin jedoch muss Deutschland strikteste Neutralität wahren.»<sup>39</sup> Um die öffentliche Zustimmung zum Flottenausbau zu sichern, forcierten Regierung und Marineleitung jedoch ganz bewusst eine anti-englische Stimmung.<sup>40</sup>

Das 1902 verabschiedete Zweite Flottengesetz, auf das Wilhelm II. in seinem Gespräch mit dem französischen Botschafter anspielte, räumte in London letzte wohlwollende Zweifel aus.<sup>41</sup> Statt des erhofften Respekts und der erwarteten Konzessionen bescherte der Flottenausbau Berlin einzig die nachhaltige Gegnerschaft Englands.<sup>42</sup>

Auf die Frage nach den deutschen Plänen angesichts der lärmigen Anglophobie antwortete der englische Marineattaché in Berlin dem Ersten Seelord (William Selborne) 1902: «Die deutsche Marine zielt ausdrücklich gegen diejenige der stärksten Seemacht – uns.»<sup>43</sup> Worauf die Royal Navy im nordschottischen Scapa Flow in aller Stille das nötige Land erwarb, um eine Marinebasis für eine Nordseeflotte aufzubauen.<sup>44</sup>

Tirpitz' Flottenpläne und seine gezielte Anti-England-Propaganda<sup>45</sup> führten geradewegs in die aussenpolitische Selbstisolierung. Grossbritannien dagegen verbesserte seine Beziehungen zu den USA, Japan, Frankreich und selbst zu Russland.<sup>46</sup> Die deutsche Diplomatie verlor darüber endgültig ihre Position als lachender Dritter.

Ihrem Ziel, das globale Gleichgewicht zu ihren Gunsten zu ändern, kam sie somit keinen Millimeter näher.<sup>47</sup> Dabei war die Flotte für die fragilen Reichsfinanzen eine ebenso immense Belastung gewesen wie für die diplomatischen Beziehungen. Ein Verzicht auf die Weltmachtambitionen, so warnte jedoch Alfred von Tirpitz alles andere als uneigennützig, würde das Prestige der Monarchie massiv erschüttern. Mit schweren innenpolitischen Rückwirkungen.<sup>48</sup>

Tirpitz' Anglophobie wurde einzig durch seinen Frankreichhass übertroffen. Der zählte für ihn zu den patriotischen Pflichten.<sup>49</sup> Seine Anglophobie<sup>50</sup> hinderte ihn jedoch nicht, seine Tochter in England erziehen zu lassen. (Sie heiratete später den Diplomaten Ulrich von Hassell.)

Schwerer wog, dass der Grossadmiral die Flotte von Anfang an gegen England konzipierte.<sup>51</sup> Er war davon überzeugt, dass das Reich seine künftige Position als eine von vier Weltmächten nur im Konflikt mit England würde erringen können.<sup>52</sup>

Dass der Grossadmiral mit dem Wettrüsten England weiter ins Lager der franko-russischen Defensivallianz trieb, nahmen nachdenklichere Männer in Berlin durchaus wahr. Dazu zählten etwa der Reeder Albert Ballin, Paul Wolff-Metternich zur Gracht als deutscher Botschafter in London, Theobald von Bethmann Hollweg, Helmuth von Moltke (der Generalstabschef) oder etwa Friedrich von Holstein im Auswärtigen Amt.<sup>53</sup> Am Ende erkannte selbst ein

liberaler Imperialist wie der Professor für Nationalökonomie Max Weber die desaströsen Konsequenzen des Marinewettrüstens.<sup>54</sup> Aber Tirpitz hatte das Ohr des Kaisers.<sup>55</sup>

Wilhelm II. wiederum besass ein Gespür für die öffentliche Meinung (wenn auch weniger dafür, wer sie gemacht hatte). Der Kaiser konnte sich für seine weltpolitischen Ambitionen, das Flottenprogramm und die Heeresaufrüstung auf eine Mehrheit stützen.<sup>56</sup> Dagegen entging ihm in der Evozierung seines «persönlichen Regiments» nach der Entlassung Bismarcks, wie schnell und irreparabel die deutsch-englischen Beziehungen Schaden nehmen würden.<sup>57</sup>

«Deutschland ist ein Rätsel», notierte der in Berlin akkreditierte Diplomat Cecil Spring-Rice 1904: «Will es einfach nur die Zerstörung Englands, schlicht und einfach, wie es die Presse und die Universitätsprofessoren von Treitschke abwärts verlangen – oder will es bestimmte Dinge, bei denen England helfen kann, sie zu erreichen?»<sup>58</sup>

Vor diesem Hintergrund einer Gefährdung des globalen Gleichgewichts und einer latenten Bedrohung Frankreichs, «des Erbfeindes»,<sup>59</sup> mehrten sich in London wie in Paris die Überlegungen für ein anglo-französisches und womöglich sogar anglo-russisches Arrangement, um sich nicht den deutschen Ambitionen auszuliefern.<sup>60</sup>

Sie mündeten zügig in die 1904 besiegelte Entente cordiale. Dass Berlin diese defensiv angelegte Verständigung als Schritt zur «Einkreisung» interpretierte<sup>61</sup> statt als Reaktion auf die aggressive und unberechenbare deutsche Außenpolitik, illustriert wiederum das Denken der deutschen Diplomatie.

Im Auswärtigen Amt konstatierte der einflussreiche Legationsrat Friedrich von Holstein: «Jetzt haben wir die Bescherung. England und Frankreich werden uns schwerlich angreifen [...] aber wir sind ausserstande, irgendwelche überseeischen Erwerbungen zu machen. Ich verlange solche Erwerbungen nicht, aber eine Masse Leute schreien danach und wundern sich, dass für Deutschland nichts abfällt. Gegen England und Frankreich ist keine überseeische Politik möglich.»<sup>62</sup>

Über Holstein notierte Friedrich Payer: «Später, als man genauer erfuhr, wie lange Jahre das Auswärtige Amt und die deutsche Diplomatie unter dem erdrückenden Einfluss eines sich fast pathologisch gegen aussen abschliessen-

den und dadurch gewissermassen weltfremden Mannes gestanden hat, habe ich mich gefragt, ob nicht von den Eigenarten des Herrn v. Holstein noch ein Rest im Amte hängen geblieben sei.»<sup>63</sup>

Holsteins Chef Bernhard von Bülow tröstete sich mit der Annahme, dass als Ergebnis der Entente cordiale das französische Bündnis mit Russland platzen werde. Russland werde dann wieder auf Deutschland und selbst auf Österreich-Ungarn zu treiben.<sup>64</sup> Das Wunschdenken hinter diesen Annahmen wurde nur noch Überboten vom Leichtsinn, mit dem sie getroffen wurden.

Ein Jahr später realisierte der Kaiser nach seinem Treffen mit dem Zaren in Björkö, dass Russland nicht daran dachte, sein Bündnis mit Frankreich aufzugeben: «The coalition is de facto there! King Edward VII has cleverly wangled it.»<sup>65</sup> In grob vereinfachender Schuldzuweisung war die deutsche Diplomatie eindeutig stärker als in der kritischen Selbstanalyse.

Das gewaltige Misstrauen gegenüber Deutschland zog sich in Grossbritannien quer durch alle Schichten.<sup>66</sup> Sir Francis Knollys, der Royal Secretary, bemerkte nach dem Tode Edwards VII.: «Von den vielen Gesprächen, die ich mit ihm führte, sollte ich sagen können, dass er Deutschland gegenüber fühlte wie 999 Engländer von 1'000: starkes Misstrauen.»<sup>67</sup> Über seinen kaiserlichen Neffen hatte der König nicht zufällig das bleibende Wort gefällt: «The most brilliant failure in history.»<sup>68</sup>

Nicht Rivalitäten in Zentralafrika und am Euphrat, sondern die unmittelbare Bedrohung des britischen Mutterlands in der Nordsee und an der Maas hatte zu der Entfremdung Englands geführt, notiert Paul Kennedy bilanzierend.<sup>69</sup>

Dass Berlin nie zu einer lagegerechten, kohärenten Strategie fand, hatte seinen Grund sicher auch im Chaos des halbautokratisch-monarchischen Regierungssystems mit seiner Privilegierung der militärischen Einflüsterer. Aussenstehende nahmen das Entscheidungschaos selten wahr. Die militärischen und industriellen Leistungen des Reichs überblendeten das institutionelle Durcheinander.

Bezeichnend für die chaotische Führung in Deutschland war das Manage-



ment der Bosnien-Krise im Jahre 1909. In der hemdsärmeligen Tradition der deutschen Diplomatie stellte Berlin Russland vor ein Ultimatum. (Sankt Petersburg krebste schliesslich zurück.) Aber Helmuth von Moltke orientierte den Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee, dass im Falle eines Krieges gegen Russland der Haupttharst der deutschen Armee gegen Frankreich geworfen werde.<sup>70</sup> Die politische Führung in Deutschland erhob keine Einwände.<sup>71</sup>

So etwas wie eine koordinierte Kriegsplanung kannte Berlin nicht. Seit Alfred Graf von Schlieffen Generalstabschef gewesen war, wollte das Heer Frankreich attackieren unter Besetzung der Niederlande und Belgiens. Das Auswärtige Amt fürchtete bei einem Angriff auf Belgien eine englische Intervention. Dessen Neutralität hatte 1839 auch Grossbritannien garantiert. Belgien war ein Glacis für einen Angriff gegen England. Bei einer Besetzung musste mit einer Intervention der anderen Garantiestaaten gerechnet werden. Aber den amphibisch absolut unerfahrenen Schlieffen interessierte eine Planung gegen das Inselreich nicht.

Der Admiralstab dagegen hatte einen defensiven Operationsplan für die Nordsee ausgearbeitet. Er sah vor, das Baltikum zu schliessen und dafür Dänemark sowie Südschweden zu besetzen. Am Ende intervenierten Tirpitz und seine Admiräle gegen eine Allianz mit Russland aus genau dem Grund, der Wilhelm II. und das Auswärtige Amt für eine Allianz motivierte: dass nämlich die Royal Navy Deutschlands Seemacht versenken könnte, bevor sie eine kritische Grösse erreichte.<sup>72</sup>

Ohne einen Grosswesir vom Format eines Otto von Bismarck war der Kaiser überfordert:<sup>73</sup> «Er selbst war nicht der Mann, die grossen und letzten Endes ausschlaggebenden Zusammenhänge der Dinge auch nur einigermassen zu übersehen», urteilte der letzte Vizekanzler bündig über seinen Monarchen.<sup>74</sup>

Die deutsche Führung hatte ein Ziel (die Weltmacht), aber keine plausible Strategie dafür. Die Kriegserklärungen und der Überfall auf Belgien 1914 waren nicht mehr als die Flucht aus einer verfahrenen Situation. Sie demonstrieren die deutsche Neigung, politische Probleme möglichst schnell technisch lö-

sen zu wollen.<sup>75</sup> Dabei gibt es in der Politik immer wieder Probleme, für die keine Lösungen erkennbar sind, wie Charles de Gaulle einmal zum französischen Algerien-Problem bemerkte. Geduldig auf eine Veränderung der Lage hinzuarbeiten und dem Faktor Zeit eine Chance zu geben, war sicher nicht die Stärke der deutschen Politik.

Der Liberalen-Führer Friedrich Naumann sprach nicht für sich allein, wenn er eine deutliche Verbesserung der deutschen Position in der Welt erst mit einem Friedensvertrag nach einem gewonnenen Krieg erwartete.<sup>76</sup> André Tardieu brachte die Analyse der Kriegsmotive auf den Punkt: «Deutschland erzwingt den Krieg, weil die angestrebte Hegemonie anders nicht erreichbar war.»<sup>77</sup>

Der russische Aussenminister Sazonow konstatierte in der Julikrise 1914 nicht ohne Grund, dass Deutschland systematisch seine Macht in Zentraleuropa und in allen internationalen Belangen zu stärken suche ohne Rücksicht auf die Mächte, die nicht zur Triple Allianz gehörten (Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien). Russland habe sich zehn Jahre zurückgehalten und nachgegeben, doch diese Konzessionen hätten die Deutschen zu «aggressiven Methoden ermutigt».<sup>78</sup>

Deutschland wurde international als unverantwortliche Macht wahrgenommen.<sup>79</sup> Diesen Ruf bestätigte es ultimativ mit der von Berlin provozierten Julikrise von 1914.

«Am Ende des Tages», so Paul Kennedy zusammenfassend, «führten effektiv alle verwickelten Ursachendrähte zurück nach Berlin. Österreich-Ungarn würde keinen Angriff gewagt haben ohne die volle deutsche Unterstützung. Sie wurde nun in einer Art geboten, die Bismarck verblüfft hätte. Die unbeständige wilhelminische Führung mit ihren unbedachten Aktionen wie dem gekappten Draht nach St. Petersburg, den Tarifkriegen, der Krüger-Depesche, der Flottenpolitik, der Tanger-Landung, dem Panthersprung nach Agadir 1911, dem Bosnien-Ultimatum – also das, was [Eyre] Crowe [im Foreign Office] in anderen Worten «die allgemeine rastlose, explosive und beunruhigende Aktivität Deutschlands im Umgang mit anderen Staaten» nannte und was Bethmann Hollweg als einen «schrillen, drängelnden, ellenbögelnden und herrischen Geist» beschrieb – hatte sich in der Wahrnehmung der Nachbarn

nach und nach verdichtet zum Eindruck ehrgeiziger deutscher Ziele und einer verantwortungslosen Macht. Mit dem Ergebnis, dass ältere Gegensätze mit anderen Mächten abgebaut werden mussten, um der neuen Gefahr zu begegnen: und zwar so, dass sie zusammenstehen mussten, selbst wenn der unmittelbare Bündnisfall nicht optimal war.»<sup>80</sup>

Was der Wiener *Times*-Korrespondent (und spätere Chefredaktor) Wickham Steed 1911 geschrieben hatte, galt 1914 unverändert: «Der Erfolg der deutschen Pläne würde die Vorherrschaft des reaktionärsten und autokratischsten Staatsoberhauptes und der zynischsten Willkürregierung in Europa bedeuten.»<sup>81</sup>

### 3

## Der Wille zur Dominanz

Mit Weltmachtsambitionen auf Konfrontation zu Europa

«Dieses Volk, das Jahrhunderte verbracht hatte, sein Leben zu träumen, hat auf einmal seinen Traum gelebt», bilanzierte der Soziologe und Ethnologe Lucien Lévy-Bruhl den Wandel Deutschlands.<sup>1</sup> Der «gelebte Traum» war der Ausgriff auf die Welt.

Die Metamorphose vom geträumten Leben zum gelebten Traum fing nach 1871 sachte an, intensivierte sich sukzessive (und kulminierte schliesslich 1914 im Angriff auf Belgien und Frankreich): «Nichts fiel mir mehr auf als der intensive Monarchismus und Hohenzollern-Imperialismus dieser Professoren, deren Vorgänger vor 25 Jahren – sofern überhaupt politisch – gefühlsmässige Republikaner waren», schrieb ein unangenehm berührter James Bryce im Jahre 1886 aus Heidelberg. Der Diplomat, Historiker und Politiker (1838-1922) hatte seiner alten Alma Mater einen Besuch abgestattet.<sup>2</sup>

Als Max Weber 1895 – also noch einmal neun Jahre später – in Freiburg seine Antrittsrede hielt, definierte der Ökonomieprofessor «die Wissenschaft von der Volkswirtschaftspolitik als eine politische Wissenschaft».<sup>3</sup> Im selben Atemzug schob Weber ex cathedra sein politisches Credo nach: «Wir müssen begreifen, dass die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluss und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltpolitik sein sollte.»<sup>4</sup>

Da waren die Nationalliberalen und Konservativen im Parlament ungleich konkreter und mit ihren Weltmachtsforderungen schon sehr viel weiter. Ihren unmittelbaren Ausdruck fanden sie in den Kolonialerwerbungen. Bismarck gab ihnen statt.

Der Reichskanzler lenkte aber auch die Stossrichtung. (Brasilien, Marokko und Indochina waren tabu.) Im Gegenzug sicherte sich Bismarck die parlamentarische Unterstützung für seine eigenen Pläne.<sup>5</sup>

Nach Bismarcks Entlassung im Jahre 1890 änderte sich die Dynamik. Das Helgoland-Sansibar-Abkommen provozierte auf innenpolitischer Ebene schrille Töne, die neu waren. Das vielversprechende Sansibar abzugeben, statt einfach nur die öde Nordseeinsel Helgoland einzuziehen, schien ein schlechtes Geschäft: «Ein imperialistisches Gefühl ziemlich unabhängig von der Manipulation durch die Regierung wuchs an. Radikaler Nationalismus [...] war womöglich keine neue Kraft in Deutschland, aber in den achtzehnhundertneunziger Jahren fand er zu seiner charakteristischen Form: ein beinhardter Chauvinismus, die Proklamation einer Kulturmission, ein Unwille, politische und diplomatische Erfordernisse zu berücksichtigen, ein offener Sturm gegen liberalen Kosmopolitismus und sozialistische «Revolution» sowie ein systematisches Heckenschieszen gegen das Establishment an sich [...]», beschreibt Paul Kennedy das Aufkommen der nationalistischen Bewegung.<sup>6</sup>

Noch während der Pressedebatte über das Helgoland-Sansibar-Abkommen formierte sich die Vereinigung der «Alldeutschen».<sup>7</sup> Die Pangermanisten forderten im Verbund mit Professoren wie Max Weber und anderen Intellektuellen den deutschen Ausgriff auf die Welt (gleichzeitig aber auch die Drangsalierung missliebiger Minderheiten). Ihre Ambition war, den Volkstraum endlich zu leben.<sup>8</sup>

Hypernationalistisches Deutschtum artikulierte sich nicht zuletzt in der Forderung nach «Lebensraum».<sup>9</sup> In seiner Eigenschaft als faktischer Chef der Dritten Obersten Heeresleitung (1916-1918) und halber Kriegsdiktator übernahm Erich Ludendorff während des Krieges viele dieser Forderungen. Dafür nahm Ludendorff noch im Sommer 1918 eine weitere Verzettelung seiner ohnehin schon überdehnten Kräfte in Kauf. Die Reichsregierung hatte erfolglos versucht, sie zu vermeiden.<sup>10</sup> Im Dritten Reich schliesslich gehörte der «Lebensraum» fest zur nationalen Ideologie. Wie der von den Alldeutschen forcierte Antisemitismus und der germanische Rassendünkel.<sup>11</sup> Diese Kontinuitäten sind schwer zu ignorieren.

Jules Vernes brauchte seine Phantasie nicht zu strapazieren, um für seinen 1879 publizierten Roman *Les cinq cents Millions de la Bégum* die Figur des «Dr. Schultze» zu entwerfen. Die Vorlage lieferte das Leben: Der erztypische deutsche Wissenschaftler (Privatdozent für Chemie in Jena), Imperialist, Pangermanist, Militarist und Gründer der Stadt «Stahlstadt» – überernährt, fleischiges Gesicht, spärliches Haar, dünne Lippen, schnarrende Stimme, tückische Augen und als Repräsentant eines fanatischen deutschen Überlegenheitswillens damit beschäftigt, in den «Annalen für Physiologie» eine Abhandlung zu publizieren unter dem Titel: «Warum alle Franzosen in unterschiedlichem Masse unter erbbedingter Degenerierung leiden».<sup>12</sup>

Selbst eine für damalige Verhältnisse moderate Figur wie der süddeutsche Zentrumsolitiker Matthias Erzberger politisierte mit der festen Annahme, dass «die Feindschaft Englands angesichts der wirtschaftlichen Expansion Deutschlands und seiner starken kontinentalen Position unvermeidlich sei».<sup>13</sup>

Winston Churchills berühmte Rede, dass die Kriegsmarine ein Luxus, die Royal Navy dagegen eine Notwendigkeit sei, konterte Erzberger mit den Worten: «Wenn der Satz ausgesprochen ist, dass unsere Flotte in Deutschland ein Luxus ist, so muss ich dagegen auch ein Wort sagen. Für einen Luxus kann unsere Flotte nur deijenige ansehen, der auf dem Standpunkt des Brandstifters steht, der hält die Feuerwehr auch für einen Luxus, ein anderer aber nicht. Wir werden uns durch alle solche Reden, mögen sie noch so sehr von massgebenden Stellen in fremden Ländern erfolgen, in der Erkenntnis nicht beeinflussen lassen, dass das deutsche Volk in der Entwicklung, die es genommen hat, mit allen seinen Lebensbedürfnissen, die es als Grossmacht und Weltvolk hat, eine grosse Flotte braucht.»<sup>14</sup>

Es war dann Matthias Erzberger, der am 11. November 1918 in einem Salonwagen – abgestellt in einer Artilleriestellung beim Dörfchen Rethonde im Wald von Compiègne – mit dem Waffenstillstand auch die Auslieferung der Flotte unterschrieb und abschliessend in seiner Rede ausführte: «Ein Volk von 70 Millionen leidet, aber es stirbt nicht.» (Worauf Marschall Foch, der alliierte Oberbefehlshaber, nur bemerkte: «Sehr gut.»)<sup>15</sup>

Noch im Februar 1914 hatte Erzberger im Reichstag plädiert: «Eine Vereinbarung mit England um den Preis der deutschen Seewehr kann es nach unserer Überzeugung nicht geben. Eine solche Verständigung kann es aus deutsch-nationalen Gründen nicht geben. Die Verzichtleistung auf eine unserer Machtstellung gebührende Seewehr würde das deutsche Volk zu einem Vasallenstaat Englands herabdrücken – und das wollen wir nicht. Eine solche Verzichtleistung auf eine nach unserem Ermessen notwendige Seekraft würde das Ende der deutschen Weltmachtspolitik sein. Eine solche Verzichtleistung wäre eine Bankrotterklärung der 17jährigen Flottenpolitik, die meine politischen Freunde immer und mit Erfolg unterstützt haben.»<sup>16</sup>

Der Erzberger-Autor Klaus Epstein bemerkte über seinen Helden grosszügig: «Erzbergers Ansichten über Aussenpolitik waren nicht klüger als die meisten seiner Zeitgenossen; jedenfalls reichten sie keinesfalls aus, um den grossen Gefahren zu begegnen, denen sich Deutschland gegenüber sah.»<sup>17</sup>

Zur Entlastung Matthias Erzbergers und aller anderen Jünger einer Weltmachtflottenpolitik liesse sich anführen, dass Grossadmiral Alfred von Tirpitz und sein Marineamt eine intensive Pressepolitik betrieben. Wie sie eben bereits Otto von Bismarck erfolgreich vorexerziert hatte: «[...] gefügige Journalisten, darauf abgerichtet, jede neue Kolonialerwerbung zu applaudieren».<sup>18</sup> Aber zumindest Erzberger wusste sehr genau, wie intensiv die Regierung die politische Meinung manipulierte. Er hatte 1907 die Agitation des – angeblich überparteilichen – «Flottenvereins» für die Regierung publik gemacht und wurde darüber in ein Gerichtsverfahren involviert.<sup>19</sup>

Fünf Jahre nachdem Max Weber in seiner Antrittsrede verlangt hatte, dass die Reichseinigung «der Ausgangspunkt einer deutschen Weltpolitik» sei, liess Ladislaus Graf von Szogyény-Marich keinen Zweifel an den deutschen Vorstellungen. In einem langen Memorandum vom 5. Februar 1900 schrieb der österreich-ungarische Botschafter in Berlin seinem Aussenminister: «Die leitenden deutschen Staatsmänner und allen voran Kaiser Wilhelm haben den Blick in die Zukunft geworfen und streben danach, die in letzter Zeit mit grossen Schritten heranwachsende Stellung Deutschland's als Weltmacht zu einer

dominierenden zu machen, und rechnen hiebei darauf, auf diesem Gebiete die lachenden Erben England's zu werden. Man ist sich in Berlin aber wohl bewusst, dass Deutschland heute und auch noch für lange Zeit hinaus, nicht in der Lage wäre, diese Erbschaft anzutreten und aus diesem Grunde wäre hier ein baldiger Zusammenbruch der englischen Weltmacht durchaus nicht erwünscht, da man darüber vollkommen im Klaren ist, dass die weiterreichenden Pläne Deutschland's zunächst nur Zukunftsmusik sein können. Nichtsdestoweniger bereitet sich Deutschland schon jetzt mit Eifer auf seine künftige sich selbst gegebene Mission nach Kräften vor. In dieser Beziehung sei es mir nur gestattet auf die unausgesetzte Sorge für die Vermehrung der deutschen Seestreitkräfte, sowie auf die sich wiederholenden auf das gleiche Ziel hinweisenden Äusserungen S [einer] M[ajestät] des deutschen Kaiser's und seiner leitenden Staatsmänner hinzuweisen. [...]

Was die Haltung Deutschlands gegenüber England betrifft, habe ich diese bereits öfters zum Gegenstand meiner ergebensten Berichterstattung gemacht. Ich kann in dieser Beziehung nur wiederholen, dass Kaiser Wilhelm und auch Graf Bülow keinen Zweifel darüber haben, wie sehr Deutschland einen Fehler begehen würde, wenn es der populären Strömung nachgebend, sich in einen schroffen Antagonismus England gegenüber stellen wollte: denn wenn auch, wie ich anfangs auszuführen mir erlaubte, das deutsche Reich sich bei einem möglichen Zusammenbruch der grossbritannischen Colonial Macht als deren Erben betrachtet, so treibt man hier genug praktische Politik, um wohl zu wissen, dass der Antritt dieser so heiss ersehnten eventuellen Erbschaft erst in einer sehr fernen Zukunft möglich sein könnte. Über die Zeitdauer, welche bis dahin verfließen wird, gibt sich Kaiser Wilhelm am allerwenigsten Illusionen hin, da er wiederholt andeutete, er werde die Verwirklichung dieser ehrgeizigen Pläne gewiss selbst nicht mehr erleben. Doch halte er es für seine Pflicht auf die zu erwartenden Ereignisse auf das Beste vorzubereiten. In dieser Sachlage ist es zweifellos eine Hauptaufgabe der deutschen Politik, einen Bruch mit England in jedem Fall zu vermeiden, was aber bei der herrschenden anglophoben Stimmung in den breiten Schichten Deutschland's nicht immer ganz leicht sein dürf-



te. Das Phänomen einer allgemeinen europäischen Coalition gegen Deutschland, welches Fürst Bismarck immer vor Augen hatte, hält auch heute noch die Geister hier befangen [...] »<sup>20</sup>

Nachdem wenige Tage darauf Wilhelm II. den britischen Botschafter Sir Frank Lascelles aufgesucht und darüber die wildesten Gerüchte ausgelöst hatte, berichtete Szógyényi am 14. Februar nach Wien: «[...] England gilt eben auch heute noch als ein äusserst gefährlicher Gegner, der, wenigstens insoweit Deutschland zur See nicht gehörig gerüstet ist, in jeder Richtung geschont werden muss. Dies ist und bleibt die Ansicht Kaiser Wilhelm's sowie der hiesigen leitenden Kreise; dieselben bieten ihrerseits auch alles auf, um die öffentliche Stimmung von der Richtigkeit ihrer Vorgehensweise zu überzeugen. Bei der hier zu Lande allgemein herrschenden anglophoben Stimmung ist dies aber nicht leicht zu erreichen und das grosse Publikum in Deutschland steht heute noch auf dem Standpunkte, dass Deutschland die jetzige ungünstige Lage England's dazu hätte benutzen sollen, um einen Continental Bund gegen Grossbritannien zu inscenieren. Eine gewisse Ernüchterung ist in dieser Beziehung in der allerletzten Zeit unleugbar eingetreten, wozu jene Pressstimmen des Auslandes nicht unwesentlich beigetragen haben mögen, welche für den Fall als Deutschland mit England unheilbar verfeindet sein würde, eine Coalition Russlands, Frankreichs und England's gegen Deutschland in Aussicht gestellt haben. Trotzdem behält die feindselige Stimmung gegen England in allen Bevölkerungsschichten Deutschland's die Oberhand. Der jüngste in den Zeitungen publicierte Brief [Theodor] Mommsen's gibt diesen Anschauungen einen getreulichen Ausdruck; die Gelehrten- und Professoren-Kreise Deutschland's stehen mit geringen Ausnahmen an der Spitze der anti-englischen Bewegung und jener Theil der Bevölkerung, welcher sich mit politischen Fragen beschäftigt, huldigt durchwegs der gleichen Auffassung. Als nicht uninteressantes Symptom dieser Stimmung möchte ich mir erlauben anzuführen, dass die engere Umgebung der deutschen Majestäten mit dem letzten Besuch Kaiser Wilhelms bei Sir Frank Lascelles in keiner Weise zufrieden war. Herren und Da-

men des hiesigen Hofstaats, die sonst sich wohl hüten die Demarchen ihres allergnädigsten Herrn zu kritisieren, machten jetzt kein Hehl daraus, wie sehr sie es bedauern, dass S[eine] M[ajestät] sich verleiten liess, einen Schritt zu unternehmen, welcher als Parteinahme für das verhasste Albion gedeutet werden könnte.»<sup>21</sup>

Die Weltmachtsambitionen vor dem Kriege waren weder ein Geheimnis noch ernsthaft umstritten, sieht man von ein paar matten Einzelkämpfern am linken Flügel der Sozialdemokraten ab.<sup>22</sup> Aber selbst diese erlagen dem allgemeinen Weltmachtsrausch. Die grosse Heeresvorlage von 1913 wurde im Reichstag als Wille zur Weltmacht verstanden und begrüsst.<sup>23</sup> Die SPD sprach die Kredite.

Weite Teile der deutschen Öffentlichkeit applaudierten die von der Reichsregierung in ihrem Septemberprogramm von 1914 entwickelte Kriegsziel-«Vision eines deutschen Mitteleuropas».<sup>24</sup> «Der Arger mit Deutschland ist, dass einige seiner Ideen veraltet sind. Sie besannen sich auf das Gesetz der Gewalt zu einem Zeitpunkt, an dem sich die am weitesten fortgeschrittenen Nationen in die andere Richtung bewegten», schrieb Colonel House am 11. April 1915 an Woodrow Wilson.<sup>25</sup> Diesem Gesetz der Gewalt schwor Deutschland nie wirklich ab.

Über die existenzbedrohenden Risiken der deutschen Pläne für die Nachbarn machte sich in Berlin bezeichnenderweise niemand sorgfältig Gedanken. Dafür aber Philipp Kerr im Foreign Office. In der Zeitschrift *Foreign Affairs* verglich der Diplomat (anonym) die deutsche mit der noch sehr viel dynamischeren amerikanischen Expansion und stellte fest: «Hat England in den Jahren seiner Vorherrschaft einen Finger gegen die Vereinigten Staaten erhoben, die jetzt eine doppelt so grosse Bevölkerung und unendlich grössere Ressourcen haben? Nein, denn die Ideale der Vereinigten Staaten sind – wie seine eigenen – essentiell aggressionsfrei und keine Bedrohung für die Nachbarn. Aber Deutschland mit seinem mangelnden Liberalismus, seinem Stolz und seinem aggressiven Nationalismus ist gefährlich; und England fühlt instinktiv, dass es seine Freiheit zerstören wird, wenn man es zu mächtig werden lässt, und damit die Grundlagen der Freiheit, auf denen das Empire beruht.»<sup>26</sup>

Jacques Seydoux – Leiter der Handelsabteilung im französischen Außenministerium, exzellenter Deutschlandbeobachter seit seiner Zeit in Berlin und Vater von François Seydoux de Clausonne (dem langjährigen Botschafter in Bonn) – schaute noch etwas genauer auf die nationale Psyche: «Der Deutsche – und diese Eigenschaft unterscheidet ihn vollständig ebenso vom Angelsachsen wie vom Franzosen – hat die Neigung zur Domination und zum Dienen; er kann nur gehorchen. Deshalb haben die Magnaten der Schwerindustrie auch so einfach den Kommandostab auflesen können, der dem Kaiser entglitten war.»<sup>27</sup>

Georges Clemenceau hatte diesen Wesenszug noch vor Seydoux auf die unnachahmlich knappe Formel gebracht: Deutschland «verknechtet sich, um zu verknechten» («s'asservissant pour asservir»).<sup>28</sup> André Tardieu ergänzte sie mit dem Wort: «L'Allemagne s'asservit pour asservir, la France s'affranchit pour affranchir.»<sup>29</sup> Frankreich befreit sich, um zu befreien.

Im Dritten Reich fand «das Deutschland, das sich verknechtet, um zu verknechten» zu seiner ultimativen Form. Adolf Hitler gab endlich, was sich seine konventionellen Vorgänger – erziehungsbedingt noch halbwegs im Abendland verwurzelt – nicht trauten zu geben: die blanke Vernichtung der jüdischen Minderheiten, den ungenierten Griff nach der Weltmacht, den Lebensraum, die Versklavung von Millionen und zu diesem Zweck eben auch die faktische Selbstversklavung in der «Volksgemeinschaft».

## «Unvermeidbarer», weil gewollter Krieg

Siegesgewiss auf Angriff gesetzt

Grossadmiral Alfred von Tirpitz war in Berlin gefürchtet ob seiner «unfruchtbaren Kritik».<sup>1</sup> Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg und die Generäle bekamen sie im August 1914 zu spüren, nachdem sie das Attentat von Sarajevo zum Anlass genommen hatten, «vorzeitig einen Krieg zu provozieren».<sup>2</sup> Tirpitz' ätzende Kommentare zu publizieren, versagten sich die deutschen Akteneditionen.<sup>3</sup>

Bezeichnenderweise verurteilte der Grossadmiral keineswegs den Krieg, sondern einzig den Zeitpunkt. (Und die Stossrichtung.) Damit war aber bereits eindeutig, dass die Reichsführung die Entscheidung über Krieg und Frieden ganz allein in der Hand hatte, was Graf Brockdorff-Rantzau 1919 in Versailles heftig bestritt. Und in seiner Nachfolge das Auswärtige Amt.

Mit seinem Kriegswillen bewegte sich der Grossadmiral mit der allgemeinen Tendenz. Britische Wissenschaftler wiesen nach Kriegsausbruch daraufhin, dass Autoren wie Friedrich Nietzsche und Bernhard von Bülow, Friedrich von Bernhardi («Deutschland und der nächste Krieg») oder etwa der Geschichtswissenschaftler Heinrich von Treitschke die expansionistische Gewalt geschürt hätten.<sup>4</sup>

Eine vielfach von lutherischen Pastoren und ihrer Presse, von hohen Offizieren, dem Wehrverein, Schwerindustriellen und alldeutschen Agitatoren in Stimmung gebrachte Bevölkerung<sup>5</sup> hatte sich zunehmend angewöhnt, einen Krieg als unvermeidbar anzusehen. Unvermeidbar war er jedoch höchstens für die, die es in der Hand hatten, ihn zu vermeiden.

Die Erwartung handfester materieller Vorteile erleichterte die Vorstellung, dass es zur Unvermeidbarkeit keine Alternative gab.<sup>6</sup> Frankreich hatte nach

1871 spektakulär hohe Kriegskontributionen entrichtet. Die Erinnerung an diese nationale Reichtumsquelle war keineswegs verblasst.<sup>7</sup>

Der nach der Jahrhundertwende aufgekommene Topos vom «unvermeidbaren Krieg» verbrämte bestenfalls einen handfesten Willen zum Krieg. Diese für das deutsche Denken nicht untypische Duplizität lief auf eine Einladung zur Selbsttäuschung hinaus. Sie baute auf der festen Überzeugung auf, dass es ein schneller und selbstredend gewonnener Krieg mit einer ordentlichen Beute sei.<sup>8</sup> Wie es André Tardieu so anschaulich zusammenfasste: «Gegen ein schlecht ausgerüstetes und schlecht regiertes Frankreich würde der Krieg für das auserwählte Volk ein militärischer Spaziergang sein, gekrönt von einer schönen Plünderung. Bei der ersten Schlacht würde die Revolution ausbrechen [...]»<sup>9</sup>

Nicht anders stellte es sich Friedrich Naumann vor. Der Liberalenführer schrieb bereits im Jahre 1900 vom «sicheren» Krieg gegen England und erwartete ein grosses Kolonialreich einzig «durch Friedensverträge nach erfolgreichen Seekriegen».<sup>10</sup>

Den deutschen Glauben an einen schnellen Beutezug sah André Tardieu als aufschlussreiches Muster einer kollektiven Selbstillusionierung, gespeist aus dem allgemeinen Überlegenheitsgefühl: «Ein anschauliches Beispiel für die Selbsttäuschung über die Kräfte der Gegenparteien im allgemeinen wie über die Qualitäten der Einzelnen, der die wissenschaftlich und methodisch am weitesten entwickelte und selbstsicherste Organisation aus Hochmut erliegen kann.»<sup>11</sup>

Unter dem Deckmantel des «unvermeidlichen Kriegs» liessen der Kaiser und sein Generalstabschef dem belgischen König gegenüber keinen Zweifel an ihrem Willen zum Krieg. «Ein Krieg mit Frankreich ist unvermeidlich und nahe», so Wilhelm II. zu König Albert im November 1913 in Potsdam.

Generalstabschef von Moltke ergänzte, dass ein deutscher Sieg absolut sicher sei, weil das deutsche Volk auf den Ruf «Krieg den Franzosen» eine gewaltige Welle auslöse und der Furor teutonicus auf seinem Weg alles mit sich reisse.<sup>12</sup>

«Den Einwurf des belgischen Königs, dass er häufig in Frankreich sei und

dass die Vorstellung einer kriegerischen Nation und eines «Revanchegeists eines immer aggressiveren französischen Volkes» nur in seiner Phantasie existiere, überging der Kaiser und beharrte weiter auf dem «unvermeidlichen Krieg».»<sup>13</sup> (Daraufhin wies König Albert seinen Botschafter – Baron Napoléon Eugène Beyens – an, dem französischen Botschafter von dem Gespräch Kenntnis zu geben.)

Der gepriesene «Furor teutonicus»<sup>14</sup> entlud sich zunächst gegen Belgien. Nach dem Krieg entwarf Kardinal Mercier für die wieder errichtete Universitätsbibliothek von Louvain den Epitaph: «Furore teutonico diruta dono americano restituta.»<sup>15</sup> «Vom Furor teutonicus zerstört, mit amerikanischer Gabe wieder hergestellt.» (Mehr zu den Umständen im Schlusskapitel.)

In der richtigen Annahme, dass das Reich rüstungstechnisch und militärisch am Plafond angelangt sei (mit der Folge eines abnehmenden militärischen Vorsprungs), und der irrigen Annahme, mit einem Krieg erzwingen zu können, was die Gegebenheiten angesichts der strategischen Inferiorität des Reichs nicht zuließen, drängte der Generalstabschef seit der Balkan-Krise 1912 zum Losschlagen: «Jetzt Krieg oder nie.»<sup>16</sup>

Am 13. Januar 1913 – nur wenige Monate vor seiner Ernennung zum Kriegsminister – schrieb Erich von Falkenhayn einem Freund: «Wäre Kiderlen [der verstorbene Chef des Auswärtigen Amtes] am Leben geblieben, so hätten er und Moltke es auch wohl schon durchgesetzt, dass die Sache jetzt zur Entscheidung gebracht wurde. Beide vertraten die sehr vernünftige Ansicht, dass wir durch weiteres Abwarten nichts gewinnen nur verlieren können. Objagow [der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes] in Kiderlens Fussstapfen tritt, ist zweifelhaft. Selbst wenn er es aber tut, wird sein Votum nicht annähernd die Bedeutung haben, die dasjenige Kiderlens allmählich gewonnen hatte. Moltke steht also jetzt allein, was nicht unbedenklich für das Ringen mit S[einer] M[ajestät] ist.»<sup>17</sup>

Seit Mai 1914 lag Helmuth von Moltke dem AA-Staatssekretär Gottlieb von Jagow in den Ohren, alsbald einen Krieg herbeizuführen.<sup>18</sup> Wobei der Kronprinz bereits im April im Tennisclub verkündet hatte, «dass Deutschland bald Russland bekämpfen werde». Ein entsetzter Joseph Clark Grew, erster

Sekretär der amerikanischen Botschaft in Berlin, notierte daraufhin in seinem Tagebuch die Hoffnung, dass «er mit dem Alter milder werde».<sup>19</sup>

«Ich hatte einen höchst interessanten Deutschland-Besuch und werde berichten, wenn ich wieder zurück bin. Ich habe den Kriegsgeist nie so fest und glorifiziert erlebt wie hier. Die Lage ist extrem gefährlich», so Woodrow Wilsons Berater Colonel House am 13. Juni 1914 an den amerikanischen Staatssekretär (Aussenminister) William Jennings Bryan.<sup>20</sup>

Wenn die deutsche historische Forschung von «Präventivkriegsüberlegungen» spricht,<sup>21</sup> übersieht sie grosszügig, dass das Reich nicht der Bedrohte war, sondern der Bedroher». Insofern verharren die Präventivkriegshistoriker in der Denktradition des deutschen Generalstabs.

«Für die Mehrheit der amerikanischen Diplomaten in Übersee war klar, dass nur eine Macht den Krieg gewollt hatte und dass diese Macht Deutschland war», resümiert der britische Historiker Matthew Seligmann die Einschätzung des State Departements.<sup>22</sup>

Eine Ausnahme bildete zunächst Joseph Grew. Der in Berlin akkreditierte Diplomat hatte ursprünglich angenommen, dass «[...] dieser Krieg von Russland, England und Frankreich sorgfältig eingefädelt worden war [...]» In seinen Memoiren gestand er jedoch unumwunden, «gründlich schockiert gewesen zu sein, dass er bei Kriegsausbruch – wie die meisten in der Botschaft – den deutschen Standpunkt mit Haut und Haaren übernommen hatte. In diesen dramatischen Tagen waren wir an Krieg und Kriegspropaganda nicht gewöhnt.»<sup>23</sup>

Nach Moltke rechtfertigte der Erfolg den Krieg: «Man muss diese Gemeinplätze von der Verantwortung des Angreifers beiseite lassen. Wenn der Krieg notwendig geworden ist, muss man ihn führen und alle Chancen für sich nutzen. Einzig der Erfolg rechtfertigt ihn. Deutschland kann und darf Russland keine Zeit zum Mobilisieren lassen. Es wäre sonst verpflichtet, an seiner Ostfront so starke Kräfte zu lassen, dass die Kräfte gegen Frankreich gleich, wenn nicht sogar unterlegen wären. Daher muss man unserem Hauptfeind zuvorkom-

men, sobald der Krieg zu 90 Prozent wahrscheinlich ist, und ihn ohne Zögern beginnen, um brutal jeden Widerstand zu brechen.»<sup>24</sup>

Die Überzeugung, dass der Erfolg den Krieg rechtfertige, signalisiert ein bemerkenswertes Vabanque-Denken. Wie allein schon die Devise «Jetzt Krieg oder nie». Ein aufmerksamer Beobachter Deutschlands wie Jacques Seydoux im Quai d'Orsay empfand dieses Vabanque-Denken als wesentypisch: «Der Deutsche zeigt sich nach dem Krieg so wie vorher. Er hängt nicht an alten Traditionen. Er hat nicht den Stolz auf seine Wappendevise wie der Engländer. Er hat nicht, wie der Franzose, die Liebe zur Ordnung und zum Sparen: Er ist Abenteurer und liebt das Risiko, «unternehmungslustig» [im Original in Deutsch], wie er stolz sagt.»<sup>25</sup>

Dass es eine spezifisch deutsche Neigung zu überhohen politischen Risiken gibt, lässt sich schwer widerlegen. Jacques Seydoux hatte es in den zwanziger Jahren notiert: «[...] der deutsche Charakter, so wie er aus den Umständen seinen Vorteil zu ziehen versucht und dabei alles riskiert, erklärt sich, ohne dass man auf das Reparationsspiel zurückkommen muss [...] Dass er ans Ausland beträchtliche Summen zu zahlen hat, die ihm nichts bringen äusser der Ehre, die dem Deutschen nichts bedeutet, hat ihn mit der Nachlässigkeit eines Spielers zu einer Politik des Schlimmsten getrieben. Denn der Deutsche ist ein Spieler. Er hat vor 1914 gespielt und verloren; er hat von Neuem in noch grösserem Massstab gespielt und wieder verloren.»<sup>26</sup>

Die Neigung, «alles auf eine Karte zu setzen», fand im Krieg ihre nahtlose Fortsetzung. Der Entschluss zum unbeschränkten U-Boot-Krieg war ebenso reiner Hasard wie Ludendorffs Offensiven vom März bis zum Juli 1918. Sein intellektuell überlegener Nachfolger Wilhelm Groener kritisierte sie später deutlich.<sup>27</sup>

Eine für die Kriegsentscheidung mitverantwortliche Figur wie der Kriegsminister und nachmalige Generalstabschef Erich von Falkenhayn (Übername: «Der Spieler»)<sup>28</sup> meinte dagegen am 4. August 1914 (nach dem britischen Ultimatum): «Wenn wir auch darüber zugrunde gehen, schön war's doch.»<sup>29</sup> Als die Kriegsentscheidung bekannt geworden war, strahlten die Generalstäbler in Berlin und gratulierten sich gegenseitig.<sup>30</sup>



Die Neigung zu einer abenteuerlichen Risikopolitik setzte sich in der Weimarer Republik übergangslos fort: «Genau dieselbe Risiko- und skrupellose (für sich wie für die anderen) Abenteuerpolitik verfolgte der Deutsche nach dem Krieg: Er wollte den anderen und sich selbst beweisen, dass er nicht geschlagen war; und obwohl seine Flotte zerstört war, die Kolonien verloren, obwohl Leute, Geld und Lebensmittel fehlten, entschied er sich, auf die Fassade seiner Handelshäuser zu schreiben, «Business carried as usual, wie es die englischen Handelsleute gerne halten [...]», notierte Jacques Seydoux 1922 anlässlich der unausweichlich gewordenen Ruhrbesetzung.<sup>31</sup>

Diese Risikopolitik kulminierte schliesslich im Dritten Reich. Dessen Führer rühmte sich, sein Leben immer Vabanque gespielt zu haben.

Für das Auswärtige Amt war es 1914 gar nicht so einfach, der «Unvermeidlichkeit» nachzuhelfen und zu dem verlangten Krieg zu finden.<sup>32</sup> Im Gefolge des Attentats von Sarajevo hatte Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg mit seinem Berater Kurt Riezler die «Politik des kalkulierten Risikos» ausgeheckt, was Seydoux' Diagnose vom Deutschen als Abenteurer und Spieler sicher nicht widerlegt. Die deutschen Botschafter wurden instruiert, dass es wichtig sei, den – von Berlin zwischen Belgrad und Wien angeheizten – Konflikt zu lokalisieren.

In Brüssel las der US-Botschafter Brand Whitlock zusammen mit dem belgischen Staatsmann Paul Hymans das österreichische Ultimatum an Serbien: «Mehr und mehr verwundert über die verblüffende Brutalität der aufeinanderfolgenden Forderungen, die in dem gebieterischen Verlangen nach Antwort innerhalb von 48 Stunden gipfelten. Die Frist war schon fast verstrichen. Jeder konnte sehen, dass es nur eins bedeutete: Krieg, denn keine Nation konnte solchen Forderungen stattgeben.»<sup>34</sup>

Nach der österreichischen Kriegserklärung startete der britische Aussenminister Edward Grey noch einen Rettungsversuch, «wie er es zwei Jahre zuvor gemacht hatte: mit einer Konferenz in London den Krieg auf die Balkanstaaten zu begrenzen».<sup>35</sup>

In Greys Auftrag schlug der englische Botschafter in Berlin (Sir William

Edward Goschen) vor, «dass Österreich angehalten werde, Belgrad provisorisch zu besetzen, während die Grossmächte die Bedingungen für ein Abkommen suchen würden. Frankreich und Russland begrüsst den Vorschlag.»<sup>36</sup>

AA-Staatssekretär Gottlieb von Jagow konnte den Rettungsversuch nur mit einem vorgeschobenen Argument ablehnen: «Es würde eine echte Konferenz bedeuten, um die Geschäfte Österreichs und Russlands zu behandeln.»<sup>37</sup> Jagow wäre sonst dem gewünschten Krieg nicht nähergekommen.

Jules Cambon, Frankreichs Botschafter in Berlin, entlarvte Jagows Heuchelei: «Dass er mir oft sein Bedauern ausgedrückt hatte anzusehen, dass die beiden Allianzgruppen in Europa ständig einander gegenüberstünden. Jetzt hätte er Gelegenheit zu beweisen, dass es einen europäischen Geist gebe, indem vier Mächte aus den beiden Gruppen aus gemeinsamem Antrieb handeln, um einen Konflikt zu verhindern.»<sup>38</sup>

Jagow war eben auftragsgemäss nicht am Frieden interessiert, sondern am Krieg. Für ihn durfte es auch der grosse sein: «Wir müssen schauen, den Konflikt zwischen Österreich und Serbien zu lokalisieren [...] Ich habe keinen Wunsch nach einem Präventivkrieg, aber wenn er sich anbietet, werden wir nicht zurückzucken.»<sup>39</sup>

In der Praxis hatte Kriegsminister Erich von Falkenhayn der Entschlossenheit etwas nachhelfen müssen. Er besorgte sich am 28. Juli beim Kaiser, was der Reichskanzler abgelehnt hatte: in Vorbereitung der Mobilmachung die vielfach in den Ernte-Urlaub entlassenen Truppen in die Kasernen zurückzuziehen.<sup>40</sup>

US-Botschafter James W. Gerard schrieb Reichskanzler Bethmann Hollweg einen besorgten Brief und erkundigte sich: «Kann mein Land wirklich nichts machen, um diesen furchtbaren Krieg zu stoppen? Ich bin sicher, dass der Präsident jegliche Massnahme für den Frieden unterstützen würde.» Der Brief blieb unbeantwortet.<sup>41</sup>

Dass die deutsche Diplomatie nicht am Frieden interessiert war, entging den aussenpolitisch Bewanderten keineswegs.<sup>42</sup> Für das verbündete Italien war es nur bedingt eine Überraschung, von seinen beiden Partnern nicht unterrichtet worden zu sein.<sup>43</sup>

Rom brauchte nicht lange, um das Spiel zu durchschauen. Der italienische Aussenminister interpretierte es gegenüber dem französischen Botschafter so: «[...] in dieser ganzen Geschichte war und ist die Überzeugung Österreichs und diejenige Deutschlands leider, dass Russland nicht marschiere. Er [der Marchese di San Giuliano] las mir dazu eine Depesche Bollatis vor [des italienischen Botschafters in Berlin], in welcher er von einer Unterredung berichtet, die er heute mit Herrn von Jagow gehabt und in der letzter ihm noch einmal wiederholt hatte, er glaube nicht, dass Russland marschiere. Er gründete diesen Glauben auf die Tatsache, dass die russische Regierung eben erst einen Handelsagenten nach Berlin entsandt habe, um gewisse Finanzfragen zu verhandeln. Der österreichische Botschafter in Berlin hat seinem englischen Kollegen ebenfalls gesagt, dass er nicht an einen allgemeinen Krieg glaube. Russland sei weder in der Laune noch in der Verfassung für einen Krieg.»<sup>44</sup>

Eindeutig war weiter, dass Berlin Wien aufstachelte und nicht umgekehrt.<sup>45</sup> Die Inszenierung war aber so geschickt, dass die Deutschen ihrer Regierung glaubten, wie Henri Allizé berichtete<sup>46</sup> und Wolfgang Mommsen auch als Forschungsstand resümiert.<sup>47</sup> Allizé war der französische Gesandte in München. (Er wurde später Botschafter in Bern.) Die Leichtgläubigkeit war bezeichnend für den nationalen Gemütszustand. Der Bevölkerung war jeder Vorwand zum Krieg recht. Wo er doch ohnehin «unvermeidlich» war.

In der Praxis musste sich die deutsche Diplomatie jedoch ganz enge Scheuklappen anlegen, um sich von ihrem Kriegswillen nicht ablenken zu lassen. Auch nach dem deutschen Ultimatum an Russland gab Sir Edward Goschen nicht auf. Der englische Botschafter «appellierte in der Nacht eindringlich an von Jagows humanitäre Gefühle. Dieser antwortete ihm, dass die Angelegenheit zu weit fortgeschritten sei und dass man die russische Antwort auf das deutsche Ultimatum abwarten müsse», kabelte Jules Cambon am 1. August nach Paris.<sup>48</sup>

Als sich Goschen nach Belgien erkundigte, wich der Staatssekretär aus: «Er erhalte seine Befehle vom Kaiser und vom Reichskanzler, aber er zweifle, dass eine Antwort gegeben werden könne, denn Deutschland könne seine militärischen Pläne nicht enthüllen.»<sup>49</sup>

Faktisch stand das Auswärtige Amt bereits unter militärischer Bevormundung. Helmuth von Moltke drängte den K. u. k.-Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorff so heftig zu energischen Kriegsvorbereitungen, dass sich K. u. k.-Aussenminister Berchtold verwundert erkundigte: «Wer regiert in Deutschland? Moltke oder Bethmann?»<sup>50</sup>

Das Ultimatum an Russland erfolgte «in genau dem Augenblick, indem es den englischen Konferenzvorschlag akzeptiert hatte». (Er sah für alle Länder, die mobilisierten, einen Halt der militärischen Vorbereitungen vor).<sup>51</sup>

Am 2. August abends um 7 Uhr vor ein unmögliches Ultimatum gestellt, kündigte Belgien am folgenden Abend an, seine Neutralität «energisch zu verteidigen».<sup>52</sup> Der Ton war feierlich: «Würde die belgische Regierung den ihr unterbreiteten Vorschlag annehmen, würde sie die Ehre der Nation opfern und zugleich ihre Pflichten gegenüber Europa verraten.»<sup>53</sup>

Frankreich wurde mit einem auf 18 Stunden befristeten Ultimatum konfrontiert, die Festungen Toul und Verdun zu räumen und sie bis zum Ende des Kriegs gegen Russland unter deutscher Besetzung zu lassen. Paris trat darauf nicht ein. «Wir hatten es eindeutig mit einem Feind ohne psychologisches Gespür zu tun», meinte Henri Mordacq nur dazu.<sup>54</sup>

Berlin blieb schliesslich keine bessere Kriegsbegründung als die Behauptung, ein französisches Flugzeug habe Bomben auf die Eisenbahn bei Nürnberg abgeworfen.<sup>55</sup> In Wirklichkeit hatte Paris die Truppen auf einer Linie von 10 Kilometern hinter die Grenze zurückgenommen, um nicht den geringsten Vorwand zu liefern.<sup>56</sup> «Frankreich drückt sich wie ein Karnickel», so ein deutscher Generalstäbler bei der Nachricht der Kriegserklärung an Russland.<sup>57</sup>

«Aus Berlin liegt ein Statement vor, dass ein französischer Flieger in der Nähe von Nürnberg Bomben abgeworfen habe; und die Deutschen – wiewohl sie schockiert und überrascht waren – sagen, dies zwingt sie zum Krieg», notierte Brand Whitlock mit deutlichem Sarkasmus in seinem Journal.<sup>58</sup> Joseph Grew in der amerikanischen Botschaft in Berlin meinte zu der Nachricht: «Ich habe meine Zweifel.

Ich gehe davon aus, dass die Nachrichten in diesen Tagen im Auswärtigen Amt fabriziert werden.»<sup>59</sup>

Mit der Berichtigung der «fabrizierten» Nachricht liess sich der Nürnberger Stadtrat Zeit. Er gab erst gut zwei Jahre später, am 3. November 1916, bekannt, dass sie «offenkundig falsch» gewesen sei.<sup>60</sup>

1919 in Versailles bedauerte ein ansonsten absolut unreuiger Graf von Brockdorff-Rantzau nicht die Kriegserklärung, sondern dass sie sich auf «ungeprüfte Nachrichten» gestützt hätte.<sup>61</sup> Das Auswärtige Amt zeigte sich nicht sehr begabt, einen triftigen Kriegsvorwand zu finden. (Wie 1939 wieder beim Angriff auf Polen.)

Am 1. August, als die deutschen Armeen zum Angriff an traten, erkundigte sich in Rom der deutsche Botschafter (Hans von Flotow) nach der Haltung des Dreibundpartners Italien. Der Marchese San Giuliano äusserte sich dezidiert: «Die kriegerische Unternehmung Österreichs und vor allem die Folgen, die sich – den Worten des deutschen Botschafters nach zu schliessen – daraus ergeben könnten, habe einen aggressiven Charakter. Er füge sich nicht in den strikt defensiven Rahmen des Dreibundes. [Italien] könne daher nicht am Krieg teilnehmen.»<sup>62</sup>

«Der Frieden ist für Deutschland nur ein Mittel zu einem vorbestimmten Ziel. Für Frankreich ist er dagegen ein Ziel, erreichbar mit einigen Mitteln», analysierte Jacques Seydoux.<sup>63</sup> Entsprechend war der Krieg unvermeidlich gewesen. Diese Tradition wurde nach 1918 nahtlos fortgesetzt.

## Schuldenwirtschaft und die Erwartung einer fetten Kriegsbeute

Die wirtschaftlichen Motive für den Krieg und der Zahlungsunwille nach dem Frieden

«Ohne den Einfluss der Wirtschaft zu quantifizieren bei der Entscheidung Deutschlands, der Welt den Krieg zu erklären, ist sicher, dass es ihn gab. Das Gewicht der Schwerindustrie fiel auf die Kriegsseite der Waagschale. Solange die Krupp, Ballin und Wiegand fanden, dass der Moment nicht gekommen sei, stoppten sie die Feindseligkeiten: 1905, 1908 und 1911. Erst als sie die Partei der Grossagrarien und des Militärs unterstützten, entschied sich das Kaiserreich zum grossen Schlag, der die Krise vermeiden, den Ereignissen vorausziehen und auf Dauer seinen politischen und wirtschaftlichen Sieg über die Welt bestätigen sollte.» So deutete Jacques Seydoux bereits 1922 den Einfluss der deutschen Industrie auf die Kriegsentscheidung an.<sup>1</sup>

«Dieses Mal werde ich nicht kneifen», versicherte der Kaiser dem Rüstungsindustriellen Gustav Krupp von Bohlen und Halbach.<sup>2</sup> Danach zu schliessen, legte es der Grossindustrielle und Hauptprofiteur der Rüstungsanstrengungen nicht darauf an, den Kaiser zu bremsen. Die beiden hatten die Gelegenheit der Kieler Woche am 6. Juli 1914 zu einem Gedankenaustausch genutzt.

In einem Brief vom 10. Juli 1914 an Aussenminister Stéphen Pichon nahm Henri Allizé die in München zirkulierende Frage auf, wozu die unter grossen Opfern erfolgte Aufrüstung eigentlich gut sei, wenn niemand Deutschland bedrohe: «Unter einem politischen Gesichtspunkt fragt man sich, wozu die neuen Rüstungen dienen sollen. Niemand bedroht Deutschland, und die deutsche Diplomatie verfügt bereits über sehr beträchtliche Mittel und mächtige Bündnispartner, um die deutschen Interessen erfolgreich zu verteidigen. Wie ich bereits nach der Marokko-Vereinbarung von 1911 bemerken konnte, geht man [in

München] davon aus, dass die Reichskanzlei inskünftig ebenso unfähig sei wie in der Vergangenheit, eine aktive Aussenpolitik zu betreiben und konkrete Erfolge zu erzielen, welche die Opfer rechtfertigen, die sich die Nation auferlegt.»<sup>3</sup>

Die Sinnfrage war durchaus berechtigt angesichts der Kosten. Die Spesen für die Rüstungsvorlagen von 1912 (Heer und Marine) hatten nur mit allerlei Kunstgriffen und den Einnahmeüberschüssen der Budgetjahre 1910 und 1911 aufgefangen werden können. Dazu kamen neue Konsumsteuern, insbesondere auf Branntwein.<sup>4</sup> Vorrangig zapfte die Regierung jedoch den Kapitalmarkt an. Das Reich und Preussen legten zwei Anleihen auf, eine über 500 Millionen (am 29. Januar 1912) und eine über 300 Millionen Reichsmark (am 7. März 1913). Das Geld war schwerpunktmässig für die militärischen Ausgaben bestimmt.

Die Sozialdemokraten hatten zwar gegen die Vorlagen gestimmt, erhoben aber – in denkwürdiger Duplizität – keine Einwände gegen die Kapitalbeschaffung. Was John Leishman, den US-Botschafter in Berlin, am meisten verblüffte: «Keine besondere Notwendigkeit wurde angegeben als Grund für diese bemerkenswerte Heeresvergrösserung und in der Folge die stark verschärfte Besteuerung. Dass diese Vorlage kommt, wenn die ganze Welt vom Frieden redet, ist umso überraschender [...]»<sup>5</sup>

Die Aufrüstungsvorlage von 1913 mit der Heeresvermehrung auf 748'000 Mann – von 588'000 im Jahre 1904<sup>6</sup> – bedingte exzeptionell höhere finanzielle Anstrengungen. Zu den einmaligen Ausgaben von einer Milliarde Reichsmark kamen wiederkehrende Belastungen von 200 Millionen Reichsmark. Damit stand die Reichsregierung vor der ungemütlichen Aufgabe, neue Einnahmequellen auszuspähen. In der Annahme, dass die Idee einer progressiven Vermögenssteuer in besitzenden Kreisen nur mässigen Anklang fand, suggerierte die Regierung, dass die Sicherheit des Reichs gefährdet sei.

Die enthusiastisch inszenierten Jahrhundertfeiern des Krieges von 1813 boten einen unwiderstehlichen Anlass, eine Analogie zur Gegenwart zu bilden. Das Motiv und die Limiten dieses Efforts hielt Contran Faramond de la Fajolle fest. Der Marineattaché der französischen Botschaft schrieb in einem Bericht

vom 15. März 1913: «Mit einem letzten Kraftakt wollen die Deutschen das Gleichgewicht brechen zwischen den beiden Lagern, die Europa trennen. Darüber hinaus ist nicht mehr viel zu erwarten.»<sup>7</sup>

So war es. Die Reichsregierung hatte sich nicht erst für die seit der Jahrhundertwende betriebene Aufrüstung – insbesondere den Aufbau der Marine – angewöhnt, die Kapitalmärkte anzuzapfen. Die Schulden schwollen schon früher an. Von 1,84 Millionen Reichsmark im Jahre 1873 auf 1,22 Milliarden Reichsmark bis 1890 und mehr als 2,38 Milliarden Reichsmark im Jahre 1900.<sup>8</sup> Also eine faktische Verdoppelung in genau zehn Jahren. Dies war aber erst der Anfang.

Die starke Erhöhung der Reichsschulden ramponierte jedoch die Kreditqualität. Deutschland hatte als Schuldner nie einen besonders guten Ruf gehabt. Aber selbst dieser mässige Ruf litt. Das Reich konnte seine Anleihen nur zu deutlich höheren Zinssätzen unterbringen als Frankreich und England. Zur Finanzierung war es auf französisches und englisches Kapital angewiesen. Kurzfristig sprang die Reichsbank ein.<sup>9</sup>

Vor Kriegsausbruch kam es erstmals sogar zu einer Kapitalaufnahme in den USA und damit zu einer historischen Umkehrung. Fürstenbergs Berliner Handelsgesellschaft (BHG) – seinerzeit die bedeutendste Investmentbank in Deutschland – brachte 1911 in New York 80 Millionen Schatzwechsel (kurzlaufende Anleihen) der Königlich Preussischen Finanzverwaltung unter.<sup>10</sup> Bislang waren die USA ein Kapitalimporteure gewesen. Fortan exportierten sie Kapital.

Das Ausland hielt 1913 nicht weniger als 20 Prozent der öffentlichen Schulden Deutschlands.<sup>11</sup> Dass das Reich für seine Anleihen auf die ausländischen Kapitalmärkte angewiesen war und sich damit in Abhängigkeit begab, verblüffte nicht nur Lord Rothschild in London.<sup>12</sup>

Die Abhängigkeit bekam Berlin kräftig zu spüren. Die Abzüge der ausländischen Investoren während der beiden Marokko-Krisen (1905 und 1911) erschütterten den deutschen Markt nachhaltig.<sup>13</sup> Als in der zweiten Krise auch das einheimische Publikum seine Sparguthaben liquidierte, drohte zeitweise eine Panik.<sup>14</sup>



Gleichzeitig war das Qualitätsgefälle unübersehbar. Zehnjährige Reichsanleihen, begeben zu 3 Prozent Jahreszins, notierten 1913 bei 76 Prozent und damit weit unter ihrem Nennwert, belgische dagegen bei 96.<sup>15</sup> Die hohen deutschen Zinsen gaben Männern wie dem Hamburger Bankier Max Warburg durchaus zu denken. Für den deutschen Bankentag von 1912 schrieb Warburg einen Essay mit dem Titel *Passende und unpassende Wege, um die Preise von Staatsanleihen anzuheben*.<sup>16</sup>

Im Folgejahr wies der Ökonom Otto Schwartz daraufhin, dass die deutschen Finanzen mittlerweile in einer schwächeren Verfassung seien als die russischen. Einen besorgten Hinweis Max Warburgs hatte Kaiser Wilhelm im Jahre 1903 noch beiseitegewischt mit den Worten: «Russland geht zuerst pleite.»<sup>17</sup>

Der schlechte deutsche Kredit blieb in London nicht unbeobachtet. Der hohe Zins auf die 1908 aufgelegte Obligation – zur Finanzierung der Marinevorlage von 1908 – weckte bei City-Kommentatoren den Verdacht, es handle sich um eine «Kriegsanleihe».<sup>18</sup>

Die Vermutung, dass ein Krieg der einzige Ausweg aus der finanz- und innenpolitischen Krise war, fand von 1908 an zunehmende Verbreitung.<sup>19</sup> Der Konjunkturinbruch im Jahre 1913 infolge des akuten Kapitalmangels hat diese Vermutungen sicher nicht entkräftet. Mit einer Quote von 44 Prozent absorbierten die öffentlichen Obligationen im Jahre 1913 faktisch die Hälfte des insgesamt in Deutschland beanspruchten Anleihekaptals.<sup>20</sup> Dieses aufgenommene Geld floss weitgehend in die militärische Rüstung.

In der Haushaltsperiode von 1891 bis 1895 hatte das Militär 93,9 Prozent aller Reichsausgaben beansprucht.<sup>21</sup> Neue Einnahmen – in der Praxis Konsumsteuern – flossen umgehend in die militärischen Anstrengungen. Allein für die Flotte verdoppelten sich die laufenden Ausgaben alle zehn Jahre.<sup>22</sup> Von 1891 bis 1895 waren es 86 Millionen Reichsmark pro Jahr gewesen, von 1900 bis 1905 erreichten sie jährlich bereits 228 Millionen Reichsmark.<sup>23</sup>

1909 verdoppelten sich die jährlichen Aufwendungen für die Marine noch einmal auf 420 Millionen Reichsmark. Bis 1913 schraubten sie sich weiter auf 480 Millionen Reichsmark pro Jahr hoch.

Die Spesen für das Heer zogen vergleichsweise sachte von 672 Millionen

Reichsmark im Jahre 1900 auf 816 Millionen im Jahre 1910 an. Im Gefolge der Marokko-Krise von 1911 explodierten sie und verdoppelten sich bis 1914 auf 1,768 Milliarden Reichsmark pro Jahr.<sup>24</sup>

Von 1900 bis 1913 blieben konstant 88 bis 90 Prozent des nationalen Budgets Heer und Marine vorbehalten.<sup>25</sup> Dazu kamen die ausserordentlichen Ausgaben. So belastete die Beteiligung an der China-Expedition im Gefolge des Boxer-Aufstands die Reichsfinanzen mit 200 Millionen Reichsmark. Die Bekämpfung des Herero-Aufstands in Südwestafrika verschlang 600 Millionen Reichsmark. Insgesamt kostete der Kolonialkrieg in Südwestafrika bis zum Ersten Weltkrieg 665 Millionen Reichsmark. Das Schatzamt nahm dafür weitere Mittel am Kapitalmarkt auf.<sup>26</sup>

Die Ausgaben stiegen eben sehr viel schneller als die Einnahmen: 1905 mussten dramatische 21 Prozent des Haushalts über neue Anleihen finanziert werden. 1909 erreichte das Defizit sogar 28 Prozent. (Heute leitet die Europäische Union bereits ein Verfahren ein, wenn ein nationaler Haushalt die Defizitlimite von 3 Prozent nicht respektiert.) Der Versuch, den Haushalt auf etwas solidere Beine zu stellen und neue Einnahmequellen zu erschliessen, provozierte jedoch den Sturz des Reichskanzlers Bülow.<sup>27</sup>

Direkte Steuern und die von der Zentrumspartei verlangte Erbschaftssteuer waren in den Kreisen der Agrarier und des Bürgertums sicher kein Mittel, um die Beliebtheit zu steigern.<sup>28</sup> Der preussische Finanzminister Georg von Rheinbaben erinnerte 1907 an die «ausgeprägte Abneigung der besitzenden Klassen gegen die direkten Steuern».<sup>29</sup>

Zur misslichen Lage der deutschen Finanzen bemerkte Winston Churchill im November 1909: «Die überströmenden Ausgaben des Deutschen Reichs belasten und bedrohen jeden Deich, der die soziale und politische Einheit Deutschlands aufrechterhält. Die hohen Zollabgaben sind infolge der Handelsverträge weitgehend starr geworden [...] Die hohen Abgaben auf Lebensmittel, die den Hauptteil der Einnahmen ausmachen, haben zu einem tiefen Graben zwischen Agrariern und Industriellen geführt. Letztere empfinden die hohen Lebensmittelpreise nicht als angemessene Kompensation für den höchst trick-

reichen Zollschutz der Fabrikanten. Der wunderbare Besitz der Staatseisenbahnen ist unter Druck, da ständig zu einem blossen Besteuerungsinstrument degradiert. Das Feld der direkten Besteuerung ist bereits weitgehend besetzt von den Gliedstaaten und den Gemeinden. Das zunehmende Vordringen des Reichstags mit seinem allgemeinen Wahlrecht auf dieses Feld eint die besitzenden Klassen [...] in einer gemeinsamen Wahrnehmung, die den Regierungsspitzen nicht unsympathisch ist. Auf der anderen Seite stärkt die neue oder verschärfte Besteuerung aller volkstümlichen Freuden [i. s. die Alkoholsteuern] stark die Linksparteien, die selber Gegner der Rüstung und damit verbundener Ausgaben sind. Die deutschen Schulden haben sich in den letzten 13 ununterbrochenen Friedensjahren mehr als verdoppelt [...] In Folge der wiederholten Geldaufnahmen, um die ordentlichen Jahresausgaben zu finanzieren, gingen die Auslandsinvestitionen zurück und damit verflüchtigte sich die Illusion, dass Berlin London als Weltfinanzzentrum ablösen könne. Der Kredit des Deutschen Reichs ist auf das Niveau Italiens gesunken [...] Dies zwingt alles in allem zu der Schlussfolgerung, dass auf Deutschland eine Phase schwerer innerer Belastung zukommt.»<sup>30</sup>

Nach dem Sturz Bernhard von Bülow wurde Adolph Wermuth neuer Staatssekretär für Finanzen. Wermuth gab unumwunden zu, dass sich die Reichsfinanzen in einem «gefährlichen, ja fast unhaltbarem Zustand befanden».<sup>31</sup> Er kämpfte gegen eine weitere Verschuldung mit dem Hinweis, dass Deutschlands «Finanzrüstung» nicht seiner «militärischen Rüstung» entspreche.<sup>32</sup> Der Schatzsekretär (und faktische Finanzminister) erreichte immerhin, dass die grossen Heeresvermehrungen über einen nicht wiederkehrenden – also einmaligen – «Verteidigungsbeitrag» in Höhe von 800 Millionen Reichsmark finanziert wurden.

Dazu kam eine höchst unpopuläre Anhebung der Vermögenssteuern. Die Schulden türmten sich aber weiterhin. Im Gesamtbild waren die Reichsschulden von 1,1 Milliarden Reichsmark im Jahre 1891 auf 2,3 Milliarden Reichsmark im Jahre 1905 gestiegen<sup>33</sup> und während der Haushaltsperiode 1913/14 weiter auf 5,2 Milliarden Reichsmark.<sup>34</sup> Also noch einmal um mehr als das Doppelte.

Die öffentlichen Gesamtschulden in Deutschland – also diejenigen des Reichs mitsamt den Gliedstaaten und den Gemeinden – hatten 1890 nicht mehr als 1,3 Milliarden Reichsmark betragen.<sup>35</sup> In der Folge explodierten sie förmlich. 1914 erreichten sie die für viele Beobachter astronomische Summe von 32,8 Milliarden Reichsmark.<sup>36</sup> Davon entfielen 16,8 Milliarden Reichsmark auf die Staaten und weitere 10,8 Milliarden auf die Gemeinden. Dass sich dabei die kurzfristigen (über drei Monate laufenden) Verbindlichkeiten an der Gesamtschuld von 4 auf 9 Prozent mehr als verdoppelten, verschärfte die prekäre Lage nur.<sup>37</sup>

Der britische Botschafter in Berlin meinte «mürrische» Untertöne gegen die Marineausgaben für 1911 zu hören und notierte skeptisch, dass der Kaiser die «allgemeine Vorstellung im Ausland, dass Deutschland kein Geld habe» zu widerlegen suche.<sup>38</sup>

Zur Heeresvorlage von 1913 bemerkte Edward Goschen: «Jede Klasse wäre froh [...] die Finanzlast auf den Schultern der anderen zu sehen statt auf den eigenen.»<sup>39</sup> Harold Nicolson im Foreign Office ging im März 1914 sogar so weit zu prognostizieren, dass «Deutschlands Tage seiner Hegemonie in Europa gezählt seien, sofern es nicht bereit sei, weitere finanzielle Opfer für militärische Zwecke zu bringen».<sup>40</sup>

Dieses Urteil deckt sich mit einer Analyse des Quai d'Orsay vom 30. Juli 1913: «Die im Reichstag von den Konservativen repräsentierten Junker wollen um jeden Preis eine Erbschaftssteuer vermeiden. Wenn der Friede anhält, ist sie unvermeidlich. Der Reichstag hat sie in seiner letzten Sitzung der abgelaufenen Session grundsätzlich beschlossen. Sie ist ein schwerer Schlag für die Interessen und Privilegien des grundbesitzenden Adels. Auf der anderen Seite bildet dieser Adel eine militärische Aristokratie. Es ist aufschlussreich, die Rangliste der [königlich preussischen] Armee mit dem Gotha zu vergleichen. Einzig ein Krieg kann sein Prestige wahren und seinen Familieninteressen dienen [...]. Das Grossbürgertum [...] hat nicht dieselben Gründe wie die Junker, einen Krieg zu wollen. Bis auf einige Ausnahmen ist es jedoch kriegsgestimmt. Aus Gründen der sozialen Ordnung [...] Die Waffen- und Rüstungsfabrikanten,

die Grosskaufleute, die grössere Märkte verlangen, die Bankiers, die auf ein goldenes Zeitalter spekulieren und eine nächste Kriegsentschädigung, denken schliesslich, dass der Krieg ein gutes Geschäft sei.»<sup>41</sup>

Im Februar 1914 schrieb der in London akkreditierte US-Botschafter Walter Page warnend ans State Departement: «Einige Regierungen (wahrscheinlich Deutschland) werden dem Bankrott ins nackte Gesicht schauen; und der einzige Weg daraus wird scheinbar ein grosser Krieg sein. Bankrott vor einem Krieg wäre schändlich; nach einem Krieg könnte er dem «Ruhm» angehängt werden.» Inspiriert zu dieser Analyse hatte den Botschafter ein Artikel in der *Berliner Post*, dessen Autor auf einen sofortigen Krieg drängte, da Deutschland heute in einer vorteilhaften Position sei, aber nicht auf Dauer.<sup>42</sup>

Die kritische Finanzlage kam sicher der Bereitschaft entgegen, das Glück in einem schnellen Krieg zu suchen. «Die schöne Plünderung», von der André Tardieu schrieb, war fester Bestandteil der deutschen Kriegshoffnungen. US-Botschafter James Gerard schrieb am 1. Juni 1915 an Woodrow Wilsons Berater Colonel House: «Sie erwarten, dass ein anderes Land die Kriegskosten zahlt.»<sup>43</sup>

Karl Helfferich, 1915 Finanzminister geworden, ging zuversichtlich davon aus, dass Frankreich den Reichshaushalt mit einer gewaltigen Kriegsentschädigung sanieren werde.<sup>44</sup> Am Ende des Krieges hatte das Deutsche Reich einen Schuldenberg von 180 Milliarden Reichsmark – respektive 90 Milliarden Goldmark – aufgetürmt. Die neunte und letzte Kriegsanleihe wurde noch mitten in den Waffenstillstandsvorgesprächen aufgelegt. Mit der Einsicht in die Niederlage kam es zu einem Bankensturm, und die Währung brach zusammen.<sup>45</sup>

Der Hamburger Bankier Max Warburg hatte bereits im November 1914 einen konkreten Vorschlag für die Haushaltssanierung vorgelegt: Er fand 50 Milliarden Goldmark eine angemessene Kriegskontributionssumme für Deutschland. Bis zum Mai 1918 rechnete der Hamburger Bankier fest mit einer alliierten Entschädigung – für den deutschen Angriff! – in Höhe von 100 Milliarden Goldmark.<sup>46</sup> Umgekehrt wies das Reich nach dem Krieg jedoch empört die Vorstellung zurück, wenigstens für die angerichteten Schäden aufkommen

zu müssen.<sup>47</sup> Auf eine Kriegskontribution hatten die Alliierten von vorneherein verzichtet.

Die Ausplünderung Belgiens lief unmittelbar mit der Besetzung an. Selbst die Brüsseler Feuerwehr büsste ihre Ausrüstung ein.<sup>48</sup> Als der Stadtpräsident protestierte, wurde er umgehend deportiert. Dabei war eine funktionierende Feuerwehr dringend nötig angesichts der rabiaten Methoden, wie die in Brand gesetzte Universitätsbibliothek von Louvain gezeigt hatte. Vor Übergriffen war nicht einmal der Golfclub bei Ravenstein sicher. Die Soldaten stahlen die Tunes der Mitglieder.<sup>49</sup>

Die Provinz Brabant musste sofort 450 Millionen Francs zahlen.<sup>50</sup> Vom Königreich Belgien verlangte die deutsche Militärverwaltung am 24. August 1914 eine monatliche Kriegskontribution von 40 Millionen Francs.<sup>51</sup> Die Summe wurde später auf 50 Millionen pro Monat erhöht. Wie Auguste Vierset, der Kabinettschef des Stadtpräsidenten von Brüssel, in seinen Erinnerungen festhielt, erreichten die erpressten Kriegskontributionen den sechsfachen Betrag der Friedenssteuern.<sup>52</sup>

Die Reichsbank (die Vorgängerin der Deutschen Bundesbank) entsandte Felix Somary und Hjalmar Schacht, um sich den Zugriff auf die belgischen Währungsreserven zu sichern<sup>53</sup> und die belgischen Banken auszunehmen.<sup>54</sup> Die Brauereien mussten ihr Bier mit dem Ochsen gespannt ausliefern. Das deutsche Militär requirierte alle Rösser.<sup>55</sup> Im weiteren Kriegsverlauf verkaufte die deutsche Verwaltung belgisches Eigentum (Maschinen, Ausrüstung) an die deutsche Industrie.<sup>56</sup>

Als mit dem Waffenstillstandsabkommen vom 11. November 1918 die Rückerstattung der gestohlenen Maschinen und Ausrüstungsgüter fällig wurde, mussten die Alliierten bei den Verlängerungsverhandlungen in Trier energisch nachhaken. Die deutsche Seite genierte sich nicht, beleidigt zu reagieren und heftig gegen die Auflage der Rückerstattung zu protestieren.<sup>57</sup>

Entsetzt von der immensen Zwangskontribution, die der Stadt Antwerpen abgepresst worden war, beschrieb Walter Page die deutsche Beschaffungspraxis sehr konkret: «Sobald sie eine Stadt in Belgien eingenommen hatten, ver-

langten sie alles Geld in der Stadt, alle Nahrungsmittel und alles bewegliche Eigentum; und sie erhoben jeden Monat eine Steuer auf jeder Stadt und veranlassten die Stadtregierung, sich das Geld auszuleihen, um es zu bezahlen. Wenn ein Kind in einer Stadt eine respektlose Bemerkung macht, verhängen sie eine zusätzliche Strafe von 1'000 \$ über die Stadt [...] Die Deutschen brauchen jemanden, um ihn auszurauben – um ihre grossen Militärrechnungen zu zahlen. Sie haben Belgien ausgeraubt und rauben weiterhin jeden Penny, auf den sie ihre Hände legen können. Sie raubten Polen und Serbien aus – zwei arme Länder, die nicht viel hatten. Sie wollten Frankreich ausrauben und sind bislang gestoppt worden, bis nach Paris zu kommen. Falls sie nach Paris kämen, wären innert einer Woche keine 30 Cents beweglichen Eigentums mehr vorhanden, und sie würden Bussen von einer Million Francs pro Tag verhängen. Ihr militärischer Plan, ihr Lehren und ihre offene Absicht sind, jemanden zahlen zu lassen für ihre gewaltigen militärischen Auslagen der letzten 40 Jahre. Sie müssen es tun, andernfalls machen sie Bankrott.»<sup>58</sup>

Diese bittere Einschätzung war mitnichten übertrieben. Beim Abzug der deutschen Truppen war Belgien ruiniert und Nordfrankreich komplett zerstört. In seiner 482 Seiten starken Denkschrift über *Die Industrie im besetzten Frankreich bearbeitet im Auftrage des Generalquartiermeisters* (vom Februar 1916 und bei R. Oldenbourg in München gedruckt) hatte der deutsche Generalstab keine Zweifel an seinem Plünderungswillen gelassen.<sup>59</sup> Wie es im Vorwort der Denkschrift hiess, hatten «etwa 200 Offiziere 4'031 Unternehmungen geprüft».<sup>60</sup> Was sich nicht abtransportieren liess, darunter selbst die Kupferleitungen,<sup>61</sup> wurde zerstört, vor allem die Kohlenzechen. Frankreich mit seiner starken und modernen Industrie als Konkurrenten auszuschalten, war ein erklärtes Ziel.<sup>62</sup>

Die Beutefreude blieb keineswegs ein Privileg der staatlichen Institutionen und der Industrie. Insbesondere die Intellektuellen wollten für ihre «Opfer» belohnt werden. In der Liste ihrer Kriegsziele fehlte Luxemburg ebenso wenig wie der Kongo.<sup>63</sup> Am Ende war die Aussicht auf Beute so sehr ein Topos geworden, dass er ironisch-spielerisch verwendet wurde: «Sobald Du in Paris einmarschiert bist und angefangen hast, den Louvre zu plündern, denk' bitte an

mich», schrieb der bibliophile Grossonkel des Historikers Fritz Stern seinem Neffen, Fritz Sterns Vater.<sup>64</sup>

Als die Niederlage feststand, setzten umgehend besorgte Gedanken über eine magere Zukunft ein. So bemerkte Oberst Albrecht von Thaer aus der Obersten Heeresleitung in einem Brief an seine Frau: «Wie anders hatten wir den Ausgang erhofft, und besonders nach den schweren und schmerzlichen Blutopfern, die wir trugen. Die Berufssoldaten sind dabei am meisten reingefallen. Verarmt und wenig angesehen werden sie ihr Leben fristen. Das Schicksal unserer Kinder und Enkel wird nach menschlichem Ermessen anders werden als wir hofften.»<sup>65</sup>

Vorher war es auch zu schön gewesen. Wie der in Berlin akkreditierte US-Botschafter James Gerard notierte: «Für die Landwirte und Fabrikanten war der Krieg ein Vorteil. Die preussischen Junker erzielten für ihre Erzeugnisse das Vier- bis Fünffache der Vorkriegspreise und haben für die Arbeit in der Landwirtschaft die Kriegsgefangenen, für die sie nur 6 Cents pro Tag zahlen müssen. Als das «Tagblatt» dies publik machte, wurde es für mehrere Tage verboten.»<sup>66</sup>

Dass die deutsche Industrie nach dem Krieg an einer Kooperation nicht interessiert war und das entsprechende Angebot bereits während der Friedensverhandlungen ausschlug,<sup>67</sup> hatte einen einfachen Grund: Die französische Konkurrenz war schwer angeschlagen. Mit der eingeleiteten Hyperinflation und hohen Subventionen gelang es dagegen der deutschen Industrie zügig, sich auf Kosten der sparenden Bevölkerung der mittleren und gehobeneren Schichten zu unschlagbaren Bedingungen zu erneuern.

Dank der Inflation entledigte sich auch das über Nacht sozialisierte Reich der Kriegskosten, wiewohl der neu eingeführte Achtstundentag und die Defizite der masslos aufgeblähten Regiebetriebe (Post und Eisenbahn) zu finanzieren waren. Insofern war die Rechnung der Sozialdemokraten aufgegangen. Die Arbeiterschaft lebte nach dem Krieg deutlich komfortabler als vor dem Krieg. Die Sorge des Postministers (katholischen Gewerkschaftsführers und Zentrumspolitikers aus einfachsten Verhältnissen)<sup>68</sup> Johann Giesberts war 1919,



dass der «Lebensstandard des deutschen Arbeiters und seine sozialen Errungenschaften sicher bleiben müssen. Wir müssen dies zur Vorbedingung machen unter Hinweis auf innere politische Konflikte, Bolschewismus und so weiter.»<sup>69</sup> (Giesberts wurde Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Paris und fiel in Versailles durch seinen Alkoholkonsum auf. Am Tag der Übergabe des Vertragsentwurfs betrank er sich sinnlos, randalierte im Hotel und sank ins Bett mit dem Ruf «Lang lebe Polen!»).<sup>70</sup>)

Die Neigung zu einem spielerisch-spekulativen Vorgehen war einmal mehr unverkennbar, wie Jacques Seydoux festhielt: «Nach dem Krieg machte sich Deutschland wieder an die Arbeit: Es gab dafür zwei Wege. Es so zu machen wie die Franzosen und Engländer und Ordnung zu halten, die Konti zu bereinigen, von der Arbeit und den Ersparnissen leben, die Lage verbessern und für die Zukunft bauen. Aber dies war eine kleinliche Perspektive, gar nicht nach dem Geschmack des deutschen Geschäftsmanns, den immer die kühne Unternehmung und die Liebe für das Neue auszeichnete. Er entschied sich, im grossen Stil zu leben, «gefährlich» in Befolgung des nietzeanischen Rezepts, ohne sich zu sorgen über den Wert, den die Noten der Reichsbank haben könnten.»<sup>71</sup>

Das Kalkül, dass die anderen für die deutschen Defizite zahlen würden, war mit dem verlorenen Krieg nicht aufgegangen. Deswegen war das Reich aber noch lange nicht bereit, die Rechnung für den angerichteten Schaden zu begleichen. Mit seinen gewaltigen Haushaltsdefiziten und seinem Währungszyklus hintertrieb es seine Vertragsverpflichtungen nach Kräften. Sehr zum Ärger der französischen Experten wie Jacques Seydoux, die dieses Spiel durchschauten.<sup>72</sup>

## Das Genie gegenüber der Masse oder der Irrglaube, dass nur Deutsche tüchtig seien

Eine kollektive Neigung zur Selbstüberschätzung

«Die deutschen Soldaten haben es ja so gut! Überall minderwertige Armeen gegenüber!» So jubelte am 18. August 1914 Karl Ritter von Wenninger, der bayerische Militärbevollmächtigte in Berlin.<sup>1</sup>

«Deutschland gewinnt den Krieg», so erklärte ein Major im August 1914 dem amerikanischen Gesandten in Belgien: «weil wir zwei Stunden früher aufstehen als die Engländer und keine Wochenenden kennen».<sup>2</sup>

«Deutschland erlitt eine Niederlage, weil es seine Stärke überschätzte [...]», bemerkte Paul Mankiewitz im Januar 1920.<sup>3</sup> Der Vorstandssprecher der Deutschen Bank spielte auf eine Neigung zur Selbstüberschätzung an, die nationale Züge trug.

Wilhelm Groener sprach von einem «Pochen auf unsere geistige Überlegenheit»: «Im Heer und im ganzen Volke herrschte das Gefühl, auf deutscher Seite wäre das Genie gegenüber der Masse [...] Das «Genie» [den Generalstabschef Schlieffen] aber hatte man bereits im Januar 1913 auf dem Invalidenkirchhof in Berlin begraben. Wenn wir ehrlich gegen uns selbst sein wollen, müssen wir bekennen, dass das Pochen auf unsere geistige Überlegenheit sich gerächt hat.»<sup>4</sup>

Zur Planung der Frühjahrsoffensive von 1918 bemerkte der Nachfolger Erich Ludendorffs: «Es will mir scheinen, als ob bei dem Entwurf der Durchbruchoperation seitens der deutschen Heeresleitung den eigenen Truppen unter den gleichen Verhältnissen grössere Leistungen zugebilligt worden wären als den feindlichen und dass auch der feindlichen Führung ein geringeres Mass an Geschicklichkeit und Energie zugetraut worden wäre als sich selbst. Ein solches Vorgehen führt leicht zur Selbsttäuschung.»<sup>5</sup>

Schliesslich wies Wilhelm Groener ganz unverblümt hin auf «die Neigung, unsere Lage und Aussichten zu überschätzen».<sup>6</sup>

Diese «Neigung» kulminierte in einer kollektiven Selbstüberschätzung: «Aber der eigentliche Charakterzug des deutschen Volks in seinen Beziehungen zu den andern Völkern ist das Gefühl der eigenen Überlegenheit. Daraus resultiert logischerweise, dass es sich die Berufung zur Weltherrschaft zuschreibt.»<sup>7</sup> So 1919 der Chef der alliierten Kontrollkommission General Charles Nollet.

Dem General war auch keineswegs das metaphysische Bewusstsein der Deutschen entgangen, «ein auserwähltes Volk» zu sein: «Gott selber hat ihm die Bestimmung aufgetragen. Vielleicht ist diese Übersteigerung der nationalen Gesinnung einer der tiefen psychologischen Gründe für den Weltkrieg. Jede Nation, die dem auserwählten Volk den Weg versperrt, verdient ausgelöscht zu werden und muss es auch für das allgemeine Wohl.»<sup>8</sup>

«Ist es nicht herrlich, wie unser Volk zu Gott gekommen ist», begeisterte sich die Schwester des Hamburger Bürgersohns und Historikers Percy Ernst Schramm bei Kriegsbeginn. Schramms Tante war nicht weniger zufrieden: «Es muss ja alles so kommen; denn es ist in der Bibel vorausgesagt, und wir können Gott nur danken, wenn Satans Herrschaft nun in absehbarer Zeit zerbrochen wird. Dann kommt endlich das wahre Friedensreich mit unserem Herrn Jesus Christus als Herrscher!» Dazu der im Denken seiner Tante bewanderte Percy Ernst Schramm erklärend: «Die Werkzeuge des Teufels waren für sie jetzt die Engländer [...].»<sup>9</sup>

Beigetragen zu dieser glaubenstiefen Überzeugung einer exklusiven Beziehung zu Gott hatten sicher die Siege von 1866 gegen das katholische Süddeutschland und 1870/71 gegen das katholische Frankreich. Die lutherischen Pastoren hüteten sich, diese Special Relationship infrage zu stellen. («Pastoren gibt es nur, um den Militärs die Zustimmung des teutonischen Gotts zu versichern», bemerkte Brand Whitlock.<sup>10</sup>) Die lutherische Kirchenpresse – wie die *Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchen-Zeitung* oder der mit Mitteln der Kirche finanzierte *Reichsbote* – bevorzugten lieber die besonders rabiaten all-deutschen Tiraden.<sup>11</sup>

Eine Pressure Group wie der 1886 gegründete «Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen» brachte es am Vorabend des Weltkriegs auf eine halbe Million Mitglieder, allesamt vereint in der Vorstellung einer Identität von deutscher Nation und lutherischem Protestantismus.<sup>12</sup>

Dass diese lutherische Geistlichkeit gerne argumentierte, Christus habe nie vom «ewigen Frieden unter den Völkern» gesprochen und Konflikte seien gottgewollt,<sup>13</sup> widerlegte kaum den in den Nachbarländern verbreiteten Eindruck eines nationalistisch übersteigerten und kriegslüsternden Volks.<sup>14</sup>

Bei einem Gottesdienst am 13. September 1914 beschrieb der Hofprediger Georg Goens – in Personalunion gleichzeitig Garnisonspfarrer und damit Militärgeistlicher der Garde – den Krieg als einen protestantischen Kreuzzug. Ein unverdächtig Zeuge wie Admiral Georg Alexander von Müller, der Chef des Marinekabinetts, notierte dazu nur: «Wir kämpfen für den Protestantismus, und wir sind das auserwählte Volk, der Erzengel Michael und so weiter. Alles das passt zum Stil des Kaisers.»<sup>15</sup>

Wilhelm II. – «der freche Faulpelz», wie sein Onkel Edward VII. einmal maliziös befand<sup>16</sup> – hatte sich seinem Onkel gegenüber so ausgedrückt: «Unsere beiden Länder sind vom selben Blut, sie haben denselben Stammbaum, und sie gehören zur grossen germanischen Rasse, welcher der Himmel die Weltkultur anvertraut hat. Von den östlichen Rassen abgesehen ist für Gott keine andere übrig geblieben, um seinen Willen in der und auf die Welt auszuüben, äusser der unseren.»<sup>17</sup>

Diesen Glauben an die rassische Überlegenheit der Deutschen teilte Wilhelm II. mit seinem Generalstabschef Helmuth von Moltke<sup>18</sup> und der weiteren preussisch-deutschen Führungsschicht. Slawen und lateinische Völker konnten nicht mit der Gunst des Kaisers rechnen, der in seiner Eigenschaft als König von Preussen gleichzeitig Summus Episcopus der lutherischen Kirche war. Der Kaiser wie sein Moltke evozierte lieber die Vorstellung eines Rassenkampfes zwischen Deutschen und Slawen.<sup>19</sup> Vom auserwählten Volk zum Herrenvolk des Dritten Reichs war es dann nur noch ein kleiner Schritt.

Hilfreich dabei waren sicher die Hunderte von «Flottenprofessoren», die Tausende alldeutscher Schullehrer<sup>20</sup> und eine nationalistische Übersteigerung, der sich keine Partei entziehen konnte, wenn sie an der Urne nicht abgestraft werden wollte: «Wir Katholiken sind keine zweitklassigen, sondern erstklassige Patrioten», beteuerten die Zentrumsführer.<sup>21</sup> Dieses permanente Kampagnenklima, in dem sich Liberale und Sozialisten laufend rechtfertigen mussten gegen den Vorwurf, nicht genügend patriotisch zu sein, war in anderen Ländern unbekannt, hält Paul Kennedy fest.<sup>22</sup>

Die Reichsführung konnte zufrieden registrieren, dass die allgemeine Selbstübersteigerung gut ankam. Sie machte sich damit aber auch zur Gefangenen der geschürten Erwartungen. Als sich abzeichnete, dass sich der erwartete schnelle Feldzug festgefahren hatte und die grosse Beute ausblieb, notierte Auguste Vierset, der Kabinettschef des Stadtpräsidenten von Brüssel, in seinem Tagebuch unter dem Datum vom 3. April 1915: «Die Berliner Zeitung «Der Tag» gestand ihre zahlreichen Enttäuschungen ein: «Wir rechneten damit, dass sich ganz Indien beim ersten Kanonenschuss in Europa erheben würde, stattdessen kamen tausende Hindus, um an der Seite der Engländer gegen uns zu kämpfen. Wir rechneten damit, dass das britische Empire auseinanderfiel, und die Kolonien scheinen enger denn je mit dem Mutterland verbunden. Wir rechneten mit einer erfolgreichen Revolte in Südafrika, aber gesehen haben wir nur ein Fiasko. Wir rechneten damit, dass die «Frieden-umjeden-Preis-Partei» in England allmächtig bleibe, und sie widerstand nicht dem Vergnügen, Deutschland zu bekämpfen. Wir glaubten, dass England degeneriert und ohne wirkliches Gewicht in der Waagschale sei, und es scheint unser gefährlichster Feind zu sein. Wir glaubten, dass Frankreich verdorben und zerstritten sei, und wir stellen fest, dass es ein gefürchteter Gegner ist. Wir glaubten, dass das russische Volk zu unzufrieden sei, um für seine Regierung zu kämpfen. Wir rechneten mit seinem schnellen Zerfall, und doch hat Russland seine Millionen mobilisiert; das Volk glüht und seine Kraft ist überwältigend. Diejenigen, die uns all diese Märchen aufgebunden und irregeleitet haben, laden sich eine schwere Verantwortung auf.»<sup>23</sup>

Die Überzeugung der eigenen Überlegenheit führte selbst bei der unmittelbaren Ausstattung der Kriegsmaschinerie zu partieller Blindheit. Das Reich hatte seinen Heeresetat zuletzt kurzerhand verdoppelt<sup>24</sup>; und ohne jeden Zweifel war das kaiserliche Heer mit seiner starken Ausstattung an schwerer Artillerie strukturell angriffsfähig. Dies im Gegensatz etwa zu Frankreich. Die Ausrüstungsmängel des Feldheers trug der Senator Charles Humbert 1914 im Parlament vor. Die Regierung gab zur Antwort, sie seien bis 1917 behoben. Das französische Militär musste in den ersten Kriegsjahren gewaltig improvisieren. Nicht zuletzt, indem es selbst aus der Festung Verdun kurzerhand die schwere Artillerie ausbaute. (Die dann später fehlte.)

Aber Frankreich und England verfügten über die sehr viel bessere Funk- und Luftaufklärung. Dank der Luftaufklärung verfügte die französische Führung im Vorfeld der Marne-Schlacht über die korrektere Lagebeurteilung. Die französische Funkaufklärung las selbst die Waffenstillstandsbitte an den amerikanischen Präsidenten mit. Vom Vorsprung Frankreichs in der Flugzeugtechnik hatte sich bereits ein Erich von Falkenhayn 1910 auf dem Flugtag in Nancy ein Bild machen und die deutsche Verspätung beklagen können.<sup>25</sup>

Die französische Armee erwies sich auch als überraschend beweglich und widerstandsfähig. Mit dem bekannten Ergebnis der Marne-Schlacht im September 1914. Es sollte sich bitter rächen, sich das Überlegenheitsgefühl in hohem Masse erkaufte zu haben mit der Geringschätzung anderer Völker. Aber noch 1918 gingen Ludendorff und seine Stabsoffiziere automatisch von der eigenen Überlegenheit aus, wie Wilhelm Groener feststellte.

## Die Unterschätzung des «degenerierten» Frankreichs

Vom belächelten Gegner zum verhassten Feind

André Tardieu wird kaum übertrieben haben, als er die Meinung der Deutschen über Frankreich in den Worten zusammenfasste: «Eine Nation von Nullen; eine Herde von dreissig Millionen Kaffern»,<sup>1</sup> eine «gespaltene, korrupte Nation, ein modernes Babylon».<sup>2</sup>

Die Mutter Wilhelms II. hatte sich nicht ganz so krass, aber im Tenor identisch ausgedrückt: «Frankreich ist fertig.» In einem Brief an ihre Mutter Victoria verwies sie auf «gallische Gewohnheiten massloser Frivolität und Luxus», die ebenso England gefährden könnten.<sup>3</sup>

Wie die langjährige Kronprinzessin irritierte auch den Geschichtspräsidenten Heinrich von Treitschke «französische Frivolität», die «deutscher Ernst» unbedingt ersetzen solle.<sup>4</sup> Die Quelle dieses Frankreichbilds in den Operetten Jacques Offenbachs und seines Librettisten Ludovic Halévy zu vermuten, ist kaum abwegig. Dass beide keine Arier waren, kam dem deutschen Frankreichbild nur entgegen.

«Deutschland fiel auf seine Wunschvorstellung herein und verachtete Frankreich. Es hielt es für gespalten, geschwächt, korrumpiert. Die Vergnügungsorte in Paris – frequentiert vor allem von Deutschen, in Wertschätzung ihrer Tugend – spiegelten ein «modernes Babylon» wider. Alle unsere Fehler, die militärischen oder andere, wurden masslos aufgeblasen in den Berichten der Diplomaten im sicheren Bewusstsein, Dank dafür zu ernten, uns streng zu verurteilen.»<sup>5</sup> So André Tardieu, selber von Hause aus Diplomat, über die überzeichnete diplomatische Berichterstattung im Sinne der vermeintlichen Erwartungshaltung.

«Die Anarchie und die Ohnmacht der Republik» waren im offiziellen Ber-

lin wie in der Presse und den meinungsbildenden Schichten gängige Assoziationen, wenn das Stichwort Frankreich fiel.

Weiter bildete die «Dekadenz» einen festen Bestandteil im deutschen Frankreichbild, bis hin zum Generalstabsmemorandum von 1910.<sup>6</sup> Auf französischer Seite neigte man mehr dazu, sich über solche Vorstellungen zu amüsieren. (Was kaum geeignet war, das deutsche Vorurteil zu widerlegen.) Der Religionssoziologe Ernest Renan quittierte den Vorwurf der Dekadenz mit dem Bonmot: «Es lebt sich nicht unangenehm in einem Zeitalter der Dekadenz.»<sup>7</sup>

«Wenn man am Franzosen kratzt, findet man den Türken», bemerkte Otto von Bismarck.<sup>8</sup> Diese Sottise war noch vergleichsweise zurückhaltend. Arthur Schopenhauer genierte sich nicht zu sagen: «Andere Weltteile hätten Affen, Europa hat die Franzosen.»

«Wir werden beleidigt, also gibt es uns», quittierte der französische Staatspräsident Raymond Poincaré das Wort des Philosophen.<sup>9</sup>

Der Grossadmiral Tirpitz war keineswegs der Einzige, der davon ausging, dass Frankreich keinen Platz unter den Weltmächten habe.<sup>10</sup>

Diese Geringschätzung entging einem Beobachter wie Maurice Pellè in keiner Weise. In seinem Schlussbericht schrieb der in Berlin akkreditierte Militärattaché 1912: «Wir entdecken jeden Tag, wie tief und dauerhaft der verletzte Hochmut und der Groll uns gegenüber sind. Das Ressentiment ist in allen Parteien dasselbe. Alle Deutschen bis hin zu den Sozialisten verübeln uns, ihnen ihren Teil Marokkos genommen zu haben. Vor einem oder zwei Jahren schien es, dass die Deutschen ausgezogen seien, die Welt zu erobern. Sie fühlten sich so stark, dass niemand den Kampf gegen sie aufzunehmen wagte [...]. Sie betrachten uns mit unseren 40 Millionen Einwohnern als eine zweitklassige Nation.»<sup>11</sup>

Dass diese zweitklassige Nation in der Marokko-Krise von 1911 nicht einfach zurückkrebste, sondern dass der Kaiser und seine Regierung nachgaben, habe die öffentliche Meinung weder ihr noch Frankreich verziehen, so Maurice Pellè weiter: «Sie will nicht, dass sich so etwas noch einmal wiederholen kann.»<sup>12</sup>

In einem Memorandum für den Aussenminister Stéphen Pichon vom 30. Juli 1913 fassten die Diplomaten des Quai d'Orsay das deutsche Frankreich-



bild in knappen Worten zusammen: «Jedes Mal, wenn Frankreich eine Kolonialerwerbung gelang, tröstete man dieselbe Meinung mit den Worten: Ja, aber das verhindert nicht die Dekadenz, die Anarchie und die innere Zersetzung Frankreichs.»<sup>13</sup>

«Frankreich ist ein verdorbenes Volk, das Deutschland nicht widerstehen kann.»: Dies war offenbar auch die Überzeugung des jungen Albert Schweitzer, als er sich 1913 im kolonialfranzösischen Gabun niederliess. Seine Studien- und Lehrjahre in Tübingen hatten den Theologen und Mediziner ebenso geprägt wie seine Nähe zum deutschen Protestantismus.<sup>14</sup>

Die deutschen Katholiken wiederum verübelten Frankreich die 1904 verfügte Trennung von Kirche und Staat.<sup>15</sup> Während des Krieges hinterliess der Erzbischof von Köln (Kardinal von Hartmann) bei den Einwohnern von Laon ein Andenken fürs Leben, als er von der Kanzel der Kathedrale predigte: «Die Franzosen, dieses gottlose Volk, muss man umbringen.»<sup>16</sup>

Die deutsche Presse schrieb keineswegs aufbauender. Alles, was sich auf Frankreich bezog, war «krank und schlecht»:<sup>17</sup> «Das Übel ist in dieser Rasse. Es ist ein sterbendes Volk», wusste die *Rheinisch-Westfälische Zeitung* ihren Lesern mitzuteilen.<sup>18</sup>

Hilfreich für dieses verzernte Frankreichbild war sicher der deutsche Antisemitismus. Wenn auch kaum bei Albert Schweitzer. Er hatte die Tochter des bedeutenden Mediävisten Harry Bresslau geheiratet.

Über die Virulenz des deutschen Antisemitismus bestanden schon vor 1914 keine Zweifel. So forderte der Kronprinz 1913 ein Berufsverbot für Juden.<sup>19</sup> In der gesamten preussischen Armee gab es keinen einzigen jüdischen Offizier.

Nicht einmal französische Kunst liess das offizielle Deutschland gelten.<sup>20</sup> Die Ablehnung der Impressionisten einte Kaiser Wilhelm und die Sozialdemokratie.<sup>21</sup> Hugo Tschudi, der Leiter der Nationalgalerie in Berlin, musste sich ob seines Engagements für die französischen Impressionisten eine neue Stelle suchen. Er rettete sich nach München und übernahm 1909 die Direktion der bayerischen Staatsgemäldesammlungen.<sup>22</sup> Wilhelm II., sein schärfster Gegner,<sup>23</sup>

orientierte sich kulturell lieber an seinem Hofmaler Anton von Werner. Der hatte 1871 die Kaiserproklamation im Spiegelsaal von Versailles in Öl gebannt und verkündete in programmatischer Kürze: «Das deutsche Kaiserreich ist der Friede.»<sup>24</sup>

«Der Friede» bewertete Belgien «als essentiell minderwertig» und Frankreich «als geschlagen im darwinistischen Überlebenskampf». Ein alter württembergischer Mediziner attestierte drei französischen Militärärzten während ihres Rot-Kreuz-Transfers nach Basel im August 1914: «Ihr seid degeneriert.»<sup>25</sup>

Diese bis in den Generalstab verbreitete Geringschätzung verleitete Übergangslos zu einer Unterschätzung. Der Kampfwert der französischen Armee war nach deutscher Einschätzung nicht mehr als eine Frage von Wochen. Karl Ritter von Wenninger schilderte in seinem Tagebuch anschaulich die Atmosphäre im grossen Generalstab am 31. Juli 1914, dem Tag des Ultimatums an Russland: «Ich eile ins Kriegsministerium. Überall strahlende Gesichter, Händeschütteln auf den Gängen, man gratuliert sich, dass man über den Graben ist. Gerüchte von dem Ultimatum auch an Frankreich – einer meint, ob dies denn nötig sei, sich auch Frankreich aufzupacken, das sich doch wie ein Karnickel drücke; General v. Wild meint: «Nun, wir möchten die Brüder doch auch dabei haben.»»<sup>26</sup>

Die Idee eines sogenannten Präventivkriegs – auf Deutsch: eines Angriffs – gegen Frankreich stand wiederholt im Raum.<sup>27</sup> Belgien war in dieser Planung als Aufmarschgebiet bestimmt. Einen ernsthaften Widerstand dieses «essentiell minderwertigen» Volks erwartete Berlin nicht.

Es kam dann etwas anders. Belgien dachte nicht daran, sich kampflös zu ergeben; und die französische Armeeführung bewies unerwartete Kampfkraft. Die masslose Unterschätzung der französischen Widerstandskraft verleitete schliesslich die Zweite Oberste Heeresleitung unter Erich von Falkenhayn zu ihrem missglückten Versuch, die Front bei Verdun eindringen zu wollen.<sup>28</sup>

Nicht alle Reichsdeutschen teilten das Bild einer minderwertigen Nation. Bei Kriegsausbruch meldeten sich 16'000 mobilisierbare Elsässer in Frankreich<sup>29</sup>, aber nur 8'000 zur preussischen Armee.<sup>30</sup> Insgesamt bevorzugten

23'000 Elsass-Lothringer die französische Armee.<sup>31</sup> Im gesamten kaiserlichen Heer gab es dagegen nicht mehr als drei Offiziere aus dem Elsass.<sup>32</sup>

In der Reichstagsdiskussion der Zabern-Affäre von 1913 hatte der Abgeordnete und Führer der konservativen Fraktion Ernst von Heydebrand und der Lasa nur resigniert feststellen können: «Doppelt bedauerlich ist die unverständliche Tatsache, dass zwei Provinzen deutscher Rasse, Tradition und Sprache, die zwei Jahrhunderte lang die hassenswerteste und zerstörerischste Tyrannei ertragen haben [...], selbst 43 Jahre nach ihrer Befreiung den Stecken nicht vergessen können, der sie geschlagen hat.»<sup>33</sup>

Ausgelöst hatte die Zabern-Affäre ein forscher Leutnant, der einen behinderten Seiler mit dem Säbel niedergehauen hatte und dafür vom Militärgericht im zweiten Anlauf freigesprochen worden war. Daraufhin kam es in ganz Elsass-Lothringen zu frankreichfreundlichen Demonstrationen.

Die höchst unzimperliche Behandlung, die das Reich seinen Zwangslandsleuten angedeihen liess, machte deren Rückkehr nach Frankreich unausweichlich. Das reichsdeutsche Elsass hatte 1914 erleben müssen, faktisch ein besetztes Gebiet zu sein, und massive Übergriffe erlitten.<sup>34</sup> So wurde etwa Sélestat (Schlettstadt) am 18./19. August 1914 von bayerischen Einheiten angezündet.<sup>35</sup>

In einer Analyse der letzten gescheiterten Ludendorff-Offensive vom Juli 1918 stellte General Henri Mordacq, Clemenceaus Kabinettschef im Kriegsministerium, die Frage, ob auch der Generalquartiermeister wie sein Vorgänger Helmuth von Moltke ein Opfer seines Hochmuts und der Verachtung des Gegners geworden sei: «Ist ihm derselbe Fehler unterlaufen wie Moltke in der Marne Schlacht, und ist auch er ein Opfer eines Hochmuts geworden, der bis zur Verachtung des Gegners reichte? Wahrscheinlich nicht. Ludendorff hatte einen anderen Kopf als Moltke.»<sup>36</sup>

Helmuth von Moltke hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten, als der Krieg sich nicht so entwickelte, wie er es sich vorgestellt hatte. Wenn Ludendorff 1918 mehr Respekt vor dem Gegner zeigte, darf man ihm zugute halten,

dass er vier Jahre und vier gescheiterte Offensiven Zeit gehabt hatte, die in Berlin eingepflichten Vorurteile zu korrigieren.

Ludendorff lebte zuletzt nur noch in der Angst, dass die Franzosen durchbrechen würden: «Ich hörte manchmal seinen Stossseufzer, wenn er über der Karte gebückt sass: «Sie kommen durch»! Es war wirklich ein Wunder, dass das noch nicht eintrat, wenn man aus den Abendmeldungen die geringe Zahl unserer Kämpfer erkennen musste», erinnerte sich Oberst Wilhelm Heye, einer der engsten Mitarbeiter des Generalquartiermeisters in der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung.<sup>37</sup>

Marschall Ferdinand Foch fasste es am 18. August 1918 zusammen. Anlässlich der Verleihung der Médaille militaire an Fieldmarshal Douglas Haig, den Chef des britischen Expeditionskorps, meinte der alliierte Oberbefehlshaber beim Mittagessen: «Puuhhh, die Deutschen! Man hat aus ihnen Götter gemacht, Kriegsgötter. Aber es ist schon einige Zeit her, seit sie keine Kriegsgötter mehr sind. All diese Wotan, Siegfried und Co. Man denke nur an den ersten Napoleon. Er hat es genügend gesagt und bewiesen! Und in diesem Augenblick: Was sind sie? Nicht schlauer als wir, oder? Unsere Regierungen sind energischer als ihre. Unsere Führung und unsere Soldaten besser als ihre Führung und ihre Männer [...] Warum sollen wir sie also nicht schlagen?»<sup>38</sup>

Am Ende zeigte sich auch, dass ein parlamentarisches System keineswegs gleichbedeutend sein musste mit Anarchie und Dekadenz. Clemenceaus Kabinettschef notierte dazu: «Auf jeden Fall brauchte es einen Willen und eine einheitliche Führung, die der Politik zufiel. Dies haben die grossen Militärschriftsteller selber immer wieder betont (Clausewitz, Feyeler etc.). Dieses Prinzip des gesunden Menschenverstands wurde in Deutschland nicht begriffen. Daher die beiden Kriegführungen: im Grossen Hauptquartier und in der Wilhelmstrasse. Der Kaiser bewegte sich offensichtlich darüber; aber es war ein Kaiser, der nicht in der Lage war, die beiden Fraktionen zu koordinieren und vor allem nicht, sie zu integrieren, wenn sie sich konträr gegenüberstanden, was der Regelfall war. Die Auguren, die behaupteten, dass eine Demokratie unfähig sei,

im Kriegsfall Geschlossenheit zu sichern, haben sich schwer getäuscht. Es ist eine Frage der Organisation und vor allem des Willens beim Regierungschef. Wie die Ereignisse gezeigt haben, schaffen es die Demokratien manchmal, die Führung der Geschäfte Willensmenschen anzuvertrauen.»<sup>39</sup>

Mit dem unerwünschten Kriegsausgang wich die Geringschätzung blankem Hass. Für den Grossadmiral Tirpitz, der sich politisch den Alldeutschen angeschlossen hatte, war der Frankreichhass eine nationale Aufgabe.<sup>40</sup> Der Ruhrindustrielle Hugo Stinnes phantasierte noch auf dem Totenbett vom Krieg gegen Frankreich.<sup>41</sup> Über den wenig später von zwei Ex-Offizieren und mit Unterstützung des Schriftstellers Ernst von Salomon ermordeten Walther Rathenau konnte General Charles Nollet von der alliierten Entwaffnungskommission dagegen sagen: «Anders als bei einigen seiner Landsleute bildete für ihn der Frankreichhass nicht die Essenz des Patriotismus.»<sup>42</sup>

Die deutsche Presse schlug keinen freundlicheren Ton an: «Auch wenn es weniger erstaunt, wenn man die stark zentralisierte Organisation der deutschen Presse und ihre Tendenzen kennt, bleibt es eine Tatsache, dass die deutschen Zeitungen – unabhängig von ihrer Farbe oder ihrer Ausrichtung – Frankreich gegenüber seit zwölf Jahren einen Ton von einer Vehemenz anschlagen, der sich stark unterscheidet von der Zurückhaltung der französischen Presse gegenüber Deutschland. Dies trotz der schweren Erinnerungen, die der Krieg auf unserem Boden und in unserem Gemüt hinterlassen hat», notierte Paul Tirard, der Präsident der interalliierten Kommission.<sup>43</sup>

Gelegentlich war allerdings auch Erleichterung zu registrieren. So schrieb ein Beobachter angesichts der französischen Besetzung des Rheinlands: «Tatsächlich fürchteten die Rheinländer, dass man sich an ihnen rächen werde für die während der Invasion 1914 verübten Gräueltaten. Als sie feststellten, dass dem nicht so war und dass Ordnung herrschte, waren sie sehr erleichtert: «Was die Franzosen machen, ist bei weitem nicht vergleichbar mit dem, was die Preussen in Frankreich angerichtet haben. «»<sup>44</sup>

Ein Saarländer aus St. Wendel gelangte zum Schluss: «Die Franzosen sind keine Barbaren, wie uns dies unsere alte Regierung der Strolche und Lügner berichtet hatte.»<sup>45</sup>

Diese «Hass-, Furcht- und Frustrationskultur» kulminierte in Deutschland gegen die französischen Kolonialeinheiten. Marokkaner, Annamiten (Vietnamesen) und Senegalesen wurden wahllos als «Schwarze Schande» verunglimpft und Zielscheibe organisierter Hasskampagnen.<sup>46</sup> Dafür hatte sich neben anderen eigens der «Deutsche Notbund gegen die schwarze Schmach» formiert.<sup>47</sup> Die Kampfvereinigung wurde als uneigennützig anerkannt und erhielt Zuwendungen von der bayerischen Regierung.<sup>48</sup> Im Frankreichbild des Dritten Reichs schliesslich waren die Franzosen «ein mit Juden und Negern gekreuztes Volk».<sup>49</sup>

Der vor dem Krieg in München akkreditierte Diplomat und Schriftsteller Jean Giraudoux fing diese intensive Hassatmosphäre literarisch auf. In seinem Roman *Siegfried et le Limousin* prägte Giraudoux den Terminus «Franzosenhassliga»<sup>50</sup> [Deutsch im Original!]; und Fräulein Eva von Schwanhofer gesteht: «Ich hasse Frankreich. Meine kleinen Cousins sind gehalten, allabendlich das Gebet gegen Frankreich zu rezitieren, welches die Ligen verbreiten:

«Heilige Maria, Mutter Gottes, erlöse die Welt von der schrecklichen Rasse der Franzosen. Du, die Du voller Gnade bist, die der Herr erhört, mache aus den Stätten, an denen sie vorgeben, Dich zu verehren – Lourdes und andere – Stätten der Katastrophe und des Ruins. Du, die Du nicht für die mörderischen Perser und die schändlichen Karthager interveniert hast, lass' den rächenden Christus über sie sein Pech und seinen Schwefel ausgiessen. Bitte für uns, arme Sünder, auf dass wir wieder unsere Waffen ergreifen, um die Neger vom Rhein zu vertreiben, die Annami ten vom Neckar, die Marokkaner von der Mosel, und um – wie bei der wunderbaren sizilianischen Vesper – die Franzosen in ihren roten Hosen zu massakrieren, um die mit Schminke bestrichenen Französinen mit Brennessein zu geissein und ihre Brut mit deijenigen der Serben und der schändlichen Rumänen zu zerstreuen. Sag der heiligen Katharina, sie soll ihre Häuser in Flammen aufgehen lassen. Sag der heiligen Barbara, sie soll ihre Zechen explodieren lassen. Die hunderttausend von uns gelieferten Rinder sollen ihre Herden verpesten. Die hunderttausend von uns gelieferten Waggons sollen in ihren Zugkompositionen die Schwarzen Reiter sein.

Amen.» Es gibt kein Kind aus gutem Haus in Bayern, das dieses Stossgebet nicht auf der Bettkante rezitiert, während hinter den Scheiben der Mond aufgeht.»

(««Sainte Marie, mère de Dieu, délivrez le monde de la race horrible des Français. Vous qui êtes pleine de grâces, vous qu'écoute le Seigneur, faites des lieux, où ils prétendent vous vénérer, Lourdes et autres, des lieux de catastrophe et de ruine. Vous qui n'avez pas intercédé pour les Mèdes assassins, les honteux Carthaginois, laissez le Christ vengeur répandre sur eux son soufre et sa poix. Priez pour nous, pauvres pécheurs, qu'allons reprendre nos armes pour chasser les Nègres du Rhin, les Annamites du Neckar, les Marocains de la Moselle, et, comme aux merveilleuses Vêpres Siciliennes, massacrer les Français dans leur culottes rouges, battre d'orties les Françaises enduites de leur fards, et disperser leur engeance avec celle des Serbes et des honteux Roumains. Dites à Sainte Catherine de laisser flamber leurs demeures. Dites à Sainte Barbe de laisser exploser leurs mines. Que les cent mille bœufs livrés par nous empestent leurs troupeaux. Que les cent mille wagons livrés par nous soient dans leurs attelages de trains les coursiers noirs. Ainsi soit-il.» Il n'est pas un enfant bien né en Bavière qui ne récite cette invocation sur sa petite descente de lit alors que monte la lune derrière des vitraux.»<sup>51</sup>)

## Die «vorgefasste Meinung»

Die deutsche Neigung zur Entschlussfassung unter optimistischen Randannahmen

Zu den verbreitetsten Fehlern im (militärischen) Denken gehört die «vorgefasste Meinung». Die Führung analysiert die Lage mit ihren Unwägbarkeiten nicht, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach sein könnte. Sie interpretiert sie vielmehr so und biegt sie so zurecht, dass die verfügbaren eigenen Mittel einen Erfolg ermöglichen. Zumindest auf dem Papier.

Im Vertrauen auf den Vorteil der inneren Linie – mit der Möglichkeit schneller Truppenverlegungen – und der eigenen Manövrierfähigkeit sah der deutsche Generalstab der Vorstellung eines Zweifronten-Krieges gegen Russland und Frankreich zuversichtlich entgegen. Zumindest, nachdem er dazu übergegangen war, in der Planung für das mobilisierte Feldheer die aktiven Einheiten unmittelbar mit Reservisten zu verstärken. Dies ging aber nur im Vertrauen auf einen schnellen Feldzug.

Die Zuversicht, mit (scheinbar) überlegenem operativem Können strategische Unterlegenheit überspielen zu können, stützte sich auf etliche weitere optimistische Annahmen. Eine davon war, dass sich Belgien willig als Transitzone für das deutsche Heer zur Verfügung stellen und die stark ausgebaute Festung Lüttich kampflös räumen würde. Generalstabschef Helmuth von Moltke bestand in der Julikrise 1914 gerade wegen des Sperrpotenzials der Festung Lüttich auf einem sofortigen Einmarsch.<sup>1</sup>

In der Praxis wehrten sich die Belgier jedoch hartnäckig, was ihnen einen schockierten Diplomatenkommentar eintrug: «Oh diese armen, dummen Belgier! Warum gehen sie nicht aus dem Weg. Ich weiss, wie es sein wird. Ich kenne die deutsche Armee. Es wird sein, als ob man ein Baby vor einer Loko-



motive auf die Gleise legt. Ich kenne die deutsche Armee. Sie wird durch Belgien fahren wie eine Dampfwalze!» So der Legationsrat der deutschen Botschaft in Brüssel am 4. August zum amerikanischen Gesandten.<sup>2</sup>

Nur schon der unvorhergesehene Widerstand der belgischen Armee brachte den ehrgeizigen deutschen Zeitplan durcheinander. Die unvorbereitete Truppenführung reagierte mit exzessiven Übergriffen gegen die Zivilbevölkerung. Belgien wurde als Gegner nie ganz ausgeschaltet. Den zwölf Divisionen der belgischen Armee gelang es, sich geordnet auf die Festung Antwerpen zurückzuziehen. Deren Belagerung band erhebliche deutsche Kräfte. Die belgische Armee konnte während des gesamten Krieges den an Frankreich grenzenden Küstenzipfel halten. Im Rahmen der grossen alliierten Herbstoffensiven 1918 befreite sie schliesslich das besetzte Vaterland. (Und Marschall Foch, der alliierte Oberbefehlshaber, legte Wert darauf, dass König Albert allein an der Spitze seiner Truppen in Brüssel einzog.)

Eine andere Annahme war, dass England zu sehr von seiner Irland-Krise absorbiert sei, um auf dem Kontinent zu intervenieren.<sup>3</sup> Wie Walter Page, der US-Botschafter in London, am 5. Juli 1914 an Woodrow Wilson schrieb: «Wenn es in Belfast zu einer Gassenrauferei kommt, nennen sie es Bürgerkrieg, und die Welt ist schockiert – Deutschland freudig schockiert.»<sup>4</sup>

Alternativ lautete die stille Annahme, dass Grossbritannien keine nennenswerten Kräfte würde aufbieten können für die Verteidigung der belgischen Neutralität und die Unterstützung des Entente-Partners Frankreich. Der deutsche Generalstab hatte (auch) von der britischen Berufsarmee keine hohe Meinung:<sup>5</sup> «Die arretieren wir», quittierte ein siegesgewisser Moltke die Warnung vor der Landung eines englischen Expeditionskorps.<sup>6</sup>

Die Gelegenheit, das Expeditionskorps in Arrest zu nehmen, bot sich umgehend. London hatte klar durchschaut, worum es ging: «Unsere Interessen sind mit denen Frankreichs und Russlands verbunden. Es geht in diesem Kampf nicht um den Besitz Serbiens, sondern um Deutschland, das auf eine politische Diktatur in Europa zielt, und die Mächte, die ihre individuelle Freiheit zu erhalten wünschen.» So Eyre Crowe im Foreign Office in einer Notiz

vom 24. Juli 1914.<sup>7</sup> Auf deutscher Seite neigte einzig der anglophobe Kriegsminister Erich von Falkenhayn nicht dazu, England zu unterschätzen.<sup>8</sup>

Eine andere Annahme war die des Auswärtigen Amtes 1914, dass die amerikanische Handelsmarine Deutschland im Kriegsfall weiterhin anlaufen werde.<sup>9</sup> Auch dies war eine Fehlannahme.

Geradezu grotesk war die Fehleinschätzung des deutschen Einflusses in den USA. Staatssekretär Zimmermann erklärte dem US-Botschafter in Berlin, dass sich «500'000 ausgebildete Reservisten in den USA erheben würden, falls die amerikanische Regierung gegen die deutsche Regierung aktiv würde.» Darauf James Gerard: «Dem mag so sein. Aber wir haben in den USA 500'001 Laternenmasten, und an denen werden sich die Reservisten aufgehängt wiederfinden am Morgen, nachdem sie probierten sich zu erheben.»<sup>10</sup>

Über den militärischen Wert der Vereinigten Staaten schliesslich urteilte der deutsche Generalstab mit einem abschätzigen: «irgendwo zwischen Belgien und Portugal».<sup>11</sup>

Ausserhalb des deutschen Vorstellungsvermögens lag nicht zuletzt, dass die französische Armeeführung keineswegs gewillt war, sich initiativlos in die ihr zgedachte Vernichtungsschlacht zu fügen. (Ebenso wenig wie sich die britischen Einheiten in Arrest nehmen liessen.) Joseph Joffre, der französische Generalstabschef, nutzte vielmehr den Vorteil seiner inneren Linie und das gute französische Transportnetz, um in hohem Tempo Einheiten von der Vogesenfront an die Marne zu verlegen.

Zur besseren französischen Aufklärung kam eine Improvisationsfähigkeit, welche der deutschen Führung tendenziell abging. Joseph-Simon Gallieni, der Stadtkommandant von Paris, liess einen Teil der Verstärkungen, etwa 3'000 Mann, kurzerhand in requirierten Taxis an die Front fahren.<sup>12</sup> Dass nicht die deutsche, sondern die französische Armee straffer geführt wurde, erkennen deutsche Militärhistoriker heute vorbehaltlos an.<sup>13</sup>

Bereits am 8. September 1914 notierte Hans von Plessen, der Generaladjutant des Kaisers, in seinem Tagebuch: «Beim Moltke-Vortrag ergibt sich eine sehr bedenkliche Situation [...] Man begreift nicht, wo die so vielfach geschla-

genen Franzosen immer noch die Kraft zu solchen Vorstössen herbekommen.»<sup>14</sup>

Nachdem der Schlieffenplan an der Marne gescheitert, der Generalstabschef mit einem Nervenzusammenbruch kollabiert und schliesslich abgelöst worden war, bot sich seinem Nachfolger Erich von Falkenhayn die Gelegenheit, seine vorgefasste Meinung von der «Überlegenheit des deutschen Soldaten» auszuleben. «Doch dieser Selbstbetrug sollte sich alsbald rächen», bilanziert Holger Afflerbach in seiner Falkenhayn-Studie.<sup>15</sup> Die vorgefasste Meinung kollidierte mit der Realität in höchst unerwünschter Form.

Am 28. September vertraute Hans von Plessen seinem Tagebuch an, was nunmehr Erich von Falkenhayn beim Vortrag vor Kaiser Wilhelm II. – dem nominal obersten Kriegsherrn und damit verantwortlich für die Kriegsführung – zu berichten hatte: «Unser rechter Flügel vermag unbegreiflicherweise der Franzosen nicht Herr zu werden.

5. Armeekorps von uns können die Franzosen nicht definitiv schlagen, obwohl dieselben nicht in der Übermacht an dieser Stelle.»<sup>16</sup> Die deutsche Führung war das Opfer ihrer vorgefassten Meinung geworden, dass der Gegner kollektiv und individuell «minderwertig» war.<sup>17</sup>

Nicht zuletzt lebte die deutsche Führung mit der vorgefassten Meinung, der K. u. k.-Bündnispartner sei zu hohem Tempo und energischem Handeln befähigt. (Weil die Kommandosprache Deutsch war?) Doch statt einen schnellen Schlag gegen Serbien zu führen, geriet die Doppelmonarchie gleich zum Auftakt des Krieges in die Defensive und kassierte eine Niederlage, von der sie sich nie wieder erholen sollte. Dabei war der Zustand der K. u. k.-Armeen kein Geheimnis gewesen.

Max Hoffmann – der Planer der Schlacht bei Tannenberg, (die den Ruhm Hindenburgs und Ludendorffs begründete) – schrieb am 26. September 1914 nüchtern: «Bei den Österreichern sieht es ziemlich übel aus, es rächt sich doch, wenn man so 20 Jahre lang kein Geld in die Armee steckt.»<sup>18</sup> Hofmann wurde später Generalstabschef «beim Oberbefehlshaber Ost», dem deutschen Kommando der Ostfront.

K.u.k.-Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorff hatte dagegen eine realistische Vorstellung von der Leistungskraft seiner Armee. Im November

1914 erinnerte er Erich von Falkenhayn daran, dass dessen Vorgänger Moltke ihm im Mai 1914 zugesichert hatte, die deutsche Armee eile innert sechs Wochen zu Hilfe.<sup>19</sup>

Die vorgefasste Meinung verführte auch während des Krieges immer wieder zu überoptimistischen Annahmen. Die Oberste Heeresleitung verleitete sie dazu, dem unbeschränkten Einsatz der U-Boot-Waffe kriegsentscheidende Wirkung zuzuschreiben. In der Praxis musste jedoch Admiral Capelle am 17. April 1918 dem zuständigen Reichstagsausschuss gestehen, «dass der U-Bootkrieg nicht in einer bestimmten Frist das Ende des Krieges herbeiführen könne».<sup>20</sup>

«In der Einschätzung der Bedeutung der Waffe und ihrer militärischen Wirkungen aber hat sich die Oberste Heeresleitung, wie der Erfolg gezeigt hat, gründlich getäuscht, und es nützt ihr und uns wenig, wenn wir zugeben, dass die Selbsttäuschungen der Marine viel zu diesem verhängnisvollen Irrtum beigetragen haben», bilanzierte der süddeutsche Liberale Friedrich Payer das Ende der selbst generierten Illusionen.<sup>21</sup>

Taktische Erwägungen hatten die Regierung wiederholt verleitet, den Erfolg der U-Boot-Waffe zu suggerieren. «Die Regierung ist in einer schwierigen Position gegenüber der Bevölkerung», resümierte der amerikanische Diplomat Joseph Grew am 30. April 1916: «Sie hat die Bevölkerung glauben lassen, dass der Krieg bei Fortsetzung des U-Boot-Krieges gewonnen werden kann. Jetzt muss sie das Ergebnis [den Verzicht auf den unbeschränkten U-Boot-Krieg] entgegennehmen. Die Bevölkerung wird glauben, dass die USA einen Stecken in ihr Rad gesteckt haben, was ihnen den Sieg vorenthalten mag. Ihre Animosität uns gegenüber wird sich sicher zu einem bitteren Hass steigern. Sie werden auch ihre eigene Regierung als schwach ansehen. All dies ist das Ergebnis ihres Pressesystems und der Tatsache, dass sie der Presse erlaubten und sie ermutigten, die Animosität gegen die USA seit Beginn des Krieges anzuheizen.»<sup>22</sup>

Sein Chef, Botschafter James Gerard, hatte keine bessere Meinung von der Pressefreiheit in Deutschland: «Alle Zeitungen werden kontrolliert wie in keinem anderen Land [...] Viele der grösseren Zeitungen sind entweder im Besitz oder stehen unter dem Einfluss von Konzernen wie den Krupps [...]. Die Sozi-

aldemokraten waren indigniert, als im Frühjahr 1916 bekannt wurde, dass das Innenministerium Vorbereitungen traf für einen Nachrichtendienst, der die kleineren Zeitungen unentgeltlich belieferte und die Landräte und andere Beamte instruierte, wie diese Maschinerie zu nutzen war, um die Bevölkerung zum Vorteil der Regierung einzuwickeln und sie in Unkenntnis zu halten von allem, das sie dazu verleiten könnte, sich gegen das System zu wenden.»<sup>23</sup>

Dass die Neigung zur vorgefassten Meinung nationale Züge trug, blieb Joseph Grew nicht verborgen. Unter dem Datum des 30. April 1916 notierte der Diplomat: «Ich hätte sehr viel mehr Respekt vor den Ansichten und der Meinung des durchschnittlichen Deutschen, wenn er sein Thema beherrschte, bevor er es diskutieren wollte. Aber der durchschnittliche Deutsche geht von vorneherein davon aus, dass wir jede Position rein aus Feindschaft gegenüber Deutschland und Freundschaft für die Alliierten eingenommen hätten, ohne Sinn und Zusammenhang. Eine logische Diskussion ist daher unmöglich.»<sup>24</sup>

Ein von einer vorgefassten Meinung gesteuerter Optimismus bestimmte selbst die Einschätzung der gegnerischen Verluste. Ludendorff überschätzte sie noch im Jahre 1918 regelmässig.<sup>25</sup>

Eine vorgefasste Meinung verleitete schliesslich zu einer optimistischen Interpretation der amerikanischen Friedensbedingungen: Wilsons berühmte 14 Punkte. («Gott schuf nur zehn Gebote», meinte Georges Clemenceau maliziös, als er erstmals von den 14 Punkten hörte.) Bis dann der vorgelegte Entwurf des Friedensvertrags zu einem ungläubigen Erwachen führte.

In ihrer vorgefassten Meinung hatten die Vertreter des Reichs die Punkte in bemerkenswerter Naivität einseitig zugunsten Deutschlands ausgelegt. (Wiewohl die Waffenstillstandsbedingungen so gut wie alles bereits vorwegnahmen, bis hin zu den territorialen Konzessionen an Polen.)

Zwischen den deutschen Annahmen und der Realität klafften jedoch Welten. Wie gelangten das Auswärtige Amt und die Reichsführung zu der mehr als leichtfertigen Annahme, dass Widersprüche aus der Umsetzung der 14 Punkte

– etwa beim versprochenen Meereszugang für Polen – zugunsten Deutschlands entschieden werden würden?

Die Regierung in Berlin ging – ebenso wie ihre Delegation in Versailles – höchst naiv davon aus, dass Deutschland bei der Friedenskonferenz als Grossmacht antreten, gleichberechtigt verhandeln und sich am Ende mit einer energischen Haltung retten könne.<sup>26</sup> Max Warburg etwa, so erinnerte sich sein Neffe Hans Blumenfeld, der ihn im Dezember 1918 in der Bank traf, «glaubte an die volle Restaurierung eines Vorkriegsdeutschlands in einer Nachkriegswelt».<sup>27</sup>

Entsprechend schrieb der Hamburger Bankier als Angehöriger der deutschen Friedensdelegation am 16. April 1919 ein Memorandum zu Händen Präsident Wilsons. Warburg übergab es in Paris seinem alten Geschäftsfreund Thomas Lamont. Der J.P. Morgan-Bankier war auf der Friedenskonferenz einer der beiden Delegierten des US-Treasury.

Warburgs Memorandum war eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Sein Tenor: Die Todesrate unter den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich übersteige die Kriegsverluste; Deutschland brauche keine politischen Reformen; das deutsche demokratische System sei schon vor dem Krieg das fortschrittlichste gewesen; die Leiden des deutschen Volkes seien durchaus vergleichbar mit denen des besetzten Frankreichs und Belgiens; deutscher Militarismus sei künftig keine Gefahr; es sei denn, er werde durch einen Entente-Militarismus wiederbelebt. Und am Schluss konnte sich der Hamburger Bankier als Superpatriot den Hinweis nicht verkneifen, dass nicht dem militärischen Können der Alliierten, sondern der schieren Überzahl an Soldaten und Kriegsmaterial sowie der «rohen Waffe des Aushungerns» der Sieg zu verdanken gewesen sei.<sup>28</sup>

Thomas Lamont reichte Warburgs Memorandum an Wilsons Wirtschaftsberater Bernard Baruch mit dem Kommentar weiter: «Die Nerven, welche diese Boches haben, sind einfach furchtbar. Ich denke, Sie stimmen mit mir überein, dass ihnen jegliche Einsicht in die wirkliche Lage abgeht.»<sup>29</sup>

Warburg muss seine Ausführung wider unmittelbare eigene Anschauung geschrieben haben. Walter Simons sass mit Max Warburg im selben Zug nach

Paris. Aber der Chefjurist der deutschen Versailles-Delegation berichtete in einem Brief an seine Frau über die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich: «Der physische und moralische Eindruck [...] ist weit besser als erwartet. Sie schauen alle ordentlich ernährt aus, sie drückten ihre Freude lebhaft aus, als der Zug vorbeifuhr, und sie entsprechen keineswegs dem Bild, das der Däne Dalberg mir vor meiner Abreise als typisch ausgemalt hatte.»<sup>30</sup>

Die vorgefasste Meinung blendete eben konsequent aus, was nicht in das vorbestimmte Lagebild passte. Aufklärende Hinweise wurden allesamt bewusst ignoriert.<sup>31</sup>

Nicht zuletzt ging die nachrevolutionäre Führung in Berlin dogmatisch davon aus, dass der deutsche Lebensstandard und die sozialen Errungenschaften wie etwa die dramatische Arbeitszeitverkürzung nicht beeinträchtigt werden dürften.<sup>32</sup> Das Reich unter Führung der Sozialdemokraten war nicht bereit, für den angerichteten Schaden aufzukommen.

Der in der vorgefassten Meinung zum Ausdruck gebrachte Wille liess keinen Platz für eine nüchterne Analyse. Wilhelm Groener, der letzte Generalquartiermeister, räumte es nachträglich unverhohlen ein, als er hinwies auf: «[...] die falsche Einstellung des deutschen Denkens zu dem Problem der Politik und Kriegführung. In diesem Umstand sehe ich eine nicht zu unterschätzende Ursache für die unglückliche politische und militärische Entwicklung, insbesondere in den letzten Kriegsjahren.»<sup>33</sup>

Am Ende wurde Deutschland das eigene Opfer seiner vorgefassten Meinung.

## Das Drama des Waffengattungspartikularismus

Eine Anti-England-Politik unter dem Diktat der Marine

Jede Waffengattung einer jeden Armee in jedem Land neigt dazu, ihrer Waffenfarbe kriegsentscheidende Bedeutung zuzuschreiben. Dabei geht es immer um zugeteilte Mittel und mögliche Karrieren. Um persönliche Passionen und um die unmittelbare Freude am geliebten Instrument. Kavalleristen reiten gerne, Piloten fliegen mit grosser Leidenschaft, Marineoffiziere kommandieren am liebsten die schweren Schlachtschiffe mit den ganz grossen und langen Geschützrohren.

Selbstredend bekennen sich die Planer nicht zu ihren Emotionen. (Oder nur indirekt: So lassen sich Marineoffiziere mit Vorliebe auf dem Vorderschiff im Schatten ihrer schwersten Batterie ablichten.) Sie verstecken die Emotionen und persönlichen Interessen sorgfältig hinter akkurat wirkenden «Sachvorlagen» und betonen Notwendigkeiten.

Diese Notwendigkeiten wiederum konstruieren sie aus einer angenehmen Lage. Die Lageannahmen müssen keineswegs plausibel sein, um akzeptiert zu werden. (Was den Offizieren nur bedingt anzulasten ist.) So rechtfertigte die Marineleitung der Weimarer Republik die Beschaffung zweier Panzerkreuzer mit der Annahme eines Krieges zwischen Italien und Frankreich, der den Haupttharst der französischen Geschwader im Mittelmeer binde. In diesem Fall böte sich den beiden – zu beschaffenden – Panzerkreuzern eine Chance gegen die (sehr viel stärkeren) französischen Atlantik-Geschwader. Diese abstruse Argumentation überzeugte die Reichstagsparlamentarier hinreichend, um der Vorlage zuzustimmen. Selbst die Sozialdemokraten votierten für die Beschaffung der unnötigen Kriegsschiffe.<sup>1</sup>

In identischer Absicht erfolgt die Lageannahme bei Manövern gerne so,



dass die bevorzugte Waffengattung glänzt. Solange Wilhelm II. in den Manövern noch persönlich die Führung einer Partei übernahm, war für seinen Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen klar, dass der Kaiser auch gewinnen müsse. In Manöverunterbrechungen veranlasste der Generalstabschef, die Lage immer so zu ändern, dass Seiner Majestät die mühelose Umzingelung ganzer Armeen gelang. Die entscheidende Rolle fiel der Kavallerie zu, der bevorzugten Waffengattung des Kaisers.<sup>2</sup>

Bezeichnenderweise drohte der Kaiser 1913, die grosse Heeresvermehrungsvorlage nicht zu akzeptieren, nachdem das Parlament anstelle der verlangten sechs neuen Kavallerieregimenter lediglich drei bewilligen wollte.<sup>3</sup> Ob der verweigerten Einheiten war Wilhelm II. sogar bereit, einen Verfassungskonflikt zu riskieren. Die Parlamentarier gaben lieber nach.

Unter dem Gesichtspunkt des Waffengattungspartikularismus war weniger die Kavallerie mit ihren Kürassieren, Ulanen, Husaren und Dragonern ein historischer Extremfall als die kaiserliche Marine. In gewisser Hinsicht hatte ihr grosser Vermehrer Alfred von Tirpitz dieses Phänomen zum Teilstreitkräftepartikularismus ausgebaut.

Der Grossadmiral wurde darüber eine historische Figur. Nicht, weil er ein grosses Marinekorps aufbaute in einer Nation ohne nennenswerte maritime Tradition. Sondern weil er es schaffte, seine persönliche Leidenschaft zu einer nationalen zu machen. Als Tirpitz am Ende seines Lebens feststellen musste, dass die nationale Leidenschaft hinter der persönlichen zurückblieb, fand er kurzerhand: «Das deutsche Volk versteht die See nicht.»<sup>4</sup>

Aber vielleicht war es umgekehrt. Vielleicht verstand das deutsche Volk seine Lage besser als der Grossadmiral und die Marineleitung.<sup>5</sup> Die engen Nordseezugänge waren jederzeit abriegelbar und die Ostsee nicht mehr als ein Binnenmeer.<sup>6</sup> Unerwartet war die Seeblockade während des Krieges nicht gekommen. Tirpitz hatte sie sich jedoch so erhofft, dass er sich für seine Marine eine Chance ausrechnen konnte. (Der klassische Fall einer vorgefassten Meinung.) Nur dachte die Royal Navy nicht daran, der deutschen Marineleitung den Gefallen einer eng gefassten Blockade zu erweisen. Womöglich noch halb-

wegs im Einsatzbereich der Küstenartillerie, wo die Royal Navy ihre Überlegenheit nicht ausspielen konnte und die Kriegsmarine bessere Aussichten gehabt hätte.

Insofern wurde der Grossadmiral das Opfer seiner vorgefassten Meinung. Die Blockade fiel nicht so aus, wie er es sich für seine Marine wünschte, damit sie eine Chance hatte. Und das «deutsche Volk» wurde das Opfer seines exzessiven Waffengattungspartikularismus. Der Grossadmiral hatte für immense Summen eine Teilstreitkraft aufgebaut, die den Marineoffizieren Karrieren brachte, aber Deutschland nichts äusser neuen Feindschaften.

Tirpitz hatte bereits 1871 als junger Leutnant für eine offensive Schlachtflotte plädiert.<sup>7</sup> Bezeichnenderweise in der *Gartenlaube*, einem populären Blatt wie heute die People-Heftchen im Stile einer *Schweizer Illustrierten* oder einer *Bunten*. Dass er im Laufe seines Lebens über seine Jugendphantasien hinausgegangt wäre, kann ihm niemand vorwerfen. Die übrige geistige Formung besorgten der Geschichtsprofessor Heinrich von Treitschke, dessen Vorlesungen in Berlin Tirpitz besuchte, und die Lektüre des amerikanischen Marinetheoretikers Alfred Thayer Mahan.<sup>8</sup> Über allem schwang noch ein ausgeprägter Sozialdarwinismus.<sup>9</sup> Insgesamt war der geistige Zuschnitt selbst für die bescheidenen Ansprüche an die Offiziere des 19. Jahrhunderts dürftig.

Tirpitz begründete seine Flottenvision mit dem Argument, dem Reich einen Anteil an der Welt und dank kolonialer Ausbeutung ein Überleben im 20. Jahrhundert zu sichern.<sup>10</sup> Genau dies strebten die Nachfolger im Dritten Reich mit ihrer Raumpolitik in Osteuropa ernsthaft an. Die Denkkontinuitäten im Dominanzwillen mit dem Ziel eines gehobenen Volkskomforts durch eine weiträumige Versklavung sind unübersehbar.

Mit der ihm eigenen Energie ordnete Tirpitz nach seiner Ernennung zum Staatssekretär des Marineamts – also faktisch zum Marineminister – im Jahre 1897 alles dem Bau einer grossen Schlachtschiff-Flotte unter.<sup>11</sup> Zu Hilfe kam ihm dabei, dass er ein Favorit Kaiser Wilhelms II. war. Wobei er gerade deshalb ein Favorit war, weil er vehement für die grossen Schlachtschiffe mit den langen Rohren plädierte. Um die Öffentlichkeit einzuseifen, welche die

Rechnung zu zahlen hatte, installierte Tirpitz als Erstes einen Propagandaapparat im Marineamt.<sup>12</sup>

Taktisches Geschick beim Überwinden der Hürden und Durchsetzungsvermögen waren dem Mann mit dem Zinkenbart keineswegs abzusprechen. Auch darin war er repräsentativ deutsch. Er brachte das Kunststück fertig, sich für sein Flotten-Bauprogramm<sup>13</sup> eine vom Reichstag unabhängige Finanzierung zu sichern.<sup>14</sup> Übertriebene demokratische Ambitionen waren den Parlamentariern sicher nicht vorzuwerfen. Ihnen ging selbst der Ehrgeiz ab, wenigstens die Ausgaben für die Verwirklichung seines Weltmachttraums zu kontrollieren und die Verfügung über die bis zum Ende des laufenden Jahres nicht konsumierten Mittel zu sichern.<sup>15</sup>

Schwerer wog, dass den Parlamentariern eindeutig das nötige Vorstellungsvermögen fehlte, um sich die Konsequenzen einer aggressiven Aufrüstung auszumalen. Dass England nicht begeistert sein würde von der maritimen Bedrohung durch eine mehr als halbautokratische, durch und durch militaristische Nation, war für Tirpitz unvermeidbar.<sup>16</sup> Unter dem Eindruck der volkstümlichen Anglophobie nahmen dies auch die Abgeordneten mit bemerkenswerter Nonchalance in Kauf.<sup>17</sup>

Der Grossadmiral unterschätzte jedoch grob die englische Entschlossenheit, eine ernsthafte Bedrohung der Insel durch eine deutsche Flotte nicht zuzulassen. In seiner Ressortengstirnigkeit tat sich Tirpitz zudem schwer zu akzeptieren, dass dem Reich schlicht die Mittel fehlten, um neben dem teuren Heer auch noch eine teure Marine zu unterhalten. Deutschland übernahm sich mit dem Flottenbau finanziell, ohne dem Ziel der Parität mit England auch nur entfernt näher zu kommen.<sup>18</sup> Bezeichnenderweise waren für einen Tirpitz Budgetbedenken nicht mehr als der Ausdruck eines «Ressortfanatismus».<sup>19</sup> Ein Mann der massvollen Proportionen war er sicher nicht.

So wurde der Grossadmiral ein Opfer der Geister, die er gerufen hatte.<sup>20</sup> Angesichts des von der Marine generierten Flottenfanatismus in der Bevölkerung war ein Weg zurück ausgeschlossen. Zumindest für ihn. Man denke nur an die enttäuschten Karriereerwartungen! Als Gefangener seine Ideen<sup>21</sup> wäre

er dazu auch gar nicht in der Lage gewesen. Der Grossadmiral litt unter der Angst, «schwach» zu sein.<sup>22</sup>

Also ordnete er in seinem blinden Teilstreitkräftepartikularismus taktisch alles seinem Ziel einer grösseren Flotte unter: «Sehr nützlich für die Marine-Propaganda», fand er nach dem für Berlin unbefriedigenden Ausgang der Agadir-Krise und suggerierte: «Eine grosse Marine-Vorlage würde die wachsende Irritation daheim über den Schlag gegen das deutsche Prestige mildern.»<sup>23</sup>

Dass Berlin die Marokko-Krise provoziert und alles unternommen hatte, um diese und andere aussenpolitische Interventionen zu einer Prestigesache zu machen, war für Tirpitz dagegen kein Thema. Um seine Flotte zu vergrössern, nutzte er vielmehr jede taktische Gelegenheit, die einen brauchbaren Vorwand lieferte.

Statt zurückzustecken, spielte er lieber mit hohem Risiko.<sup>24</sup> Diese Neigung zum Risikospiele fand ihren konkreten Ausdruck in seinen instrumental eingesetzten Rücktrittsdrohungen.<sup>25</sup> In seiner Bereitschaft, übergrosse Risiken einzugehen und alles aufs Spiel zu setzen, unterschied sich der Grossadmiral sicher nicht von der übrigen deutschen Führung. Insofern bestätigt er Seydoux' Beobachtung, dass Deutsche Spieler seien.<sup>26</sup>

Gegen die Einwendungen seines eigenen Admiralstabs hatte sich Tirpitz als Lageannahme zurechtgelegt, dass eine englische Seeblockade offensiv eng gefasst sein würde. Also auf der Höhe Helgolands und nahe der deutschen Küste. Alles, was gegen die Annahme sprach, blendete der Grossadmiral systematisch aus. Aber warum sollte die Royal Navy unnötige Risiken eingehen und sich nicht auf eine weiträumige Blockade zwischen Nordschottland und Norwegen beschränken?<sup>27</sup> Diese Frage stellte sich Tirpitz wohlweislich nicht.

Lieber setzte er einfach als gegeben voraus, dass die weltweiten aussenpolitischen Verpflichtungen des britischen Empires keine grossen Reserven für den Heimatschutz übrig liessen. In der tirpitzschen Logik würden sie nur den Einsatz eines sehr kleinen Teils der englischen Flotte in der Nordsee erlauben. Angesichts der supponierten limitierten Mittel blieb somit nur eine enger gefasste Blockade (mitsamt der damit verbundenen Risiken für die Royal

Navy).<sup>28</sup> Da schlug dann die Stunde der Kriegsmarine. So die sehr einseitige Lageannahme.

In 15 Jahren Aufrüstung hatte Tirpitz erreicht, dass die Marine ständig mehr Mittel beanspruchen konnte. Während bis 1898 die Ausgaben 20 Prozent der Spesen für die Armee nicht überschritten, erreichten sie 1911 bereits zusätzliche 54,8 Prozent. 1913 gingen sie, relativ gesehen, zurück auf 32,7 Prozent.<sup>29</sup> Aber nicht, weil die Marine gespart hätte, sondern weil die Armee vor der grössten Heeresvermehrung ihrer Geschichte stand. Damit waren die finanziellen Mittel des Reichs jedoch komplett ausgereizt. Wobei der Wert der Marine höchst unsicher blieb. Sicher war einzig der englische Antagonismus.<sup>30</sup>

Die Marineleitung unterliess nichts, um ihn zu verschärfen. So sorgte sie dafür, dass schnelle Handels- und Passagierschiffe die nötigen Verstärkungen für die Montage von Geschützen erhielten und im Kriegsfall jederzeit als Hilfskreuzer gegen die britische Handelsschiffahrt eingesetzt werden konnten. Eine Marinopolitik der bewaffneten Hilfskreuzer war seit 1902 formuliert.<sup>31</sup>

«Ob der Flotte haben wir die Armee vernachlässigt und uns ringsum Feinde geschaffen [...]», begründete Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg 1913 die grosse Heeresvorlage.<sup>32</sup> Die Einsicht, dass die Flottenrüstung Deutschland keine neuen Freunde eingetragen hatte, war sicher richtig. Die Schlussfolgerung jedoch erzdumm. Eine noch grössere Armee brachte dem Reich sicher keine neuen Freunde.

Tirpitz reagierte durchaus bezeichnend auf die Einsicht, dass die Flotte zu einer aussenpolitischen Belastung geworden war: Er wollte schon 1913 lieber «ehrvoll» untergehen, als auf seinen Schlachtfloottenbau verzichten.<sup>33</sup> Ein Rückzieher wäre für ihn mit dem Scheitern seines Lebenswerks verbunden gewesen. Die Flotte war für die Marine und ihre Chefs zum Selbstzweck geworden. Der Waffengattungspartikularismus fand zu seiner Extremform.

Dass die Marineleitung 1918 in der Vorphase zum Waffenstillstand die Flotte in ein letztes Gefecht – und den Untergang – schicken wollte, fügt sich konturenlos in ein Partikulardenken, das jeden Bezug zu seiner eigentlichen Aufgabe verloren hatte. Niemand stellte die Frage nach dem absolut vorrangi-

gen Schutz von Volk und Heimat. Erst die meuternden Mannschaften und die nachfolgende Revolution beförderten die Marineleitung unliebsam in die Realität zurück.

«Ein Heerführer kann mit seiner nächsten Umgebung eine Ruhmeslaufbahn, wenn sich das Schicksal gewendet hat, mit einem Todesritt abschliessen, ein Volk von siebzig Millionen kann die Entscheidung über Leben und Tod nicht nach dem Ehrbegriff eines einzelnen Standes treffen, es kann auch sein Schicksal nicht von Zukunftsmöglichkeiten abhängig machen, die nur auf Hoffnungen, nicht aber auf Tatsachen gestützt werden», bilanzierte Vizekanzler Friedrich Payer nüchtern.<sup>34</sup>

Am Ende versenkte die Flotte sich selbst, und Alfred von Tirpitz fand sich auf der Liste der Kriegsverbrecher wieder.<sup>35</sup> Gegen eine Verhaftung wollte sich der von rabiaten Zügen nicht freie Grossadmiral «*manu militari*» zur Wehr setzen.<sup>36</sup> («Tirpitz ist ein Raufbold», urteilte Joseph Grew.<sup>37</sup>) Ehrevoll war dies sicher ebenso wenig wie der unbeschränkte U-Boot-Krieg gegen Fährboote und Lazarettschiffe mitsamt der Ermordung der Überlebenden.

Vertragstreue war nie eine besonders entwickelte Tugend Deutschlands. Den europäischen Nachbarn entging dies keineswegs. So schrieb der englische Diplomat Harold Nicolson 1919 über seine emotionalen Beziehungen zu Deutschen: «Ich hasste sie wegen ihrer praktischen Ruchlosigkeit. Ich verachtete sie ob ihrer politischen Ungeschicklichkeit. Ich misstraute ihnen wegen ihrer fehlenden diplomatischen Verlässlichkeit.»<sup>1</sup> Dies wohlgermerkt notiert von einem Mann, der im selben Atemzug bekannte: «Ich hatte die Deutschen vor dem Krieg ebenso geschätzt wie ich sie heute schätze.»

Diese fehlende «Verlässlichkeit» in der Liste der massgeblichen Gründe für den Kriegsausbruch zu unterschlagen, ist merkwürdigerweise üblich, aber nicht erkenntnisfördernd. Die Leichtfertigkeit und Bedenkenlosigkeit, mit der sich das Reich 1914 über die von Preussen garantierte integrale Neutralität des Königreichs Belgien hinwegsetzte, bleiben selbst 100 Jahre später atemberaubend.

Theobald von Bethmann Hollweg genierte sich nicht, die Neutralitätsgarantie als «einen Fetzen Papier» zu bezeichnen. Für Georges Clemenceau war dagegen das gegebene Wort sakrosankt: «In der Politik und vor allem in der Diplomatie muss das gegebene Wort heilig sein. Es reicht für die Deutschen, von einem Fetzen Papier zu sprechen.»<sup>2</sup>

Entsprechend kämpfte Woodrow Wilsons nach seiner Rückkehr in die USA bis zum physischen Zusammenbruch für die uneingeschränkte Ratifizierung des Friedensvertrages. Als seine Frau ihm nach seinem Schlaganfall vorschlug, es sich doch einfacher zu machen, entgegnete der amerikanische Präsident:

«Siehst Du nicht, dass ich kein moralisches Recht habe, eine Änderung an einem unterzeichneten Dokument zu akzeptieren, ohne allen anderen Mitunterzeichnern, auch den Deutschen, dasselbe Recht einzuräumen? Nicht ich bin es, der es nicht akzeptieren kann. Es steht die Ehre der Nation auf dem Spiel.»<sup>3</sup>

Bethmann Hollweg war ein studierter Jurist. Er hatte seine gesamte berufliche Laufbahn in der preussischen Staatsverwaltung absolviert. Bevor er 1909 Reichskanzler wurde, war er Staatssekretär des Inneren (faktisch Innenminister) gewesen. Dass genau solche Verwaltungsbeamte, für die internationale Verträge über Nacht nur noch «ein Fetzen Papier» waren, keine 20 Jahre später in vergleichbarer Rapidität die Entrechtung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung organisierten, wird gerne übersehen.

Nicht weniger erschütternd war, wie das Reich unter Ignorierung des Völkerrechts und aller internationalen Vereinbarungen im besetzten Belgien und in Nordfrankreich wütete. Deportationen, Zwangsarbeit (gegen die der Schweizer Gesandte Alfred Chaperède beim Reichskanzler vorstellig wurde)<sup>4</sup>, die gezielte Demontage ganzer Industriebetriebe sowie die systematische Zerstörung der Kohlengruben und der gesamten Infrastruktur auf dem Rückzug waren für das alte Europa völlig neue Erlebnisse. Die logische Fortsetzung war im Zweiten Weltkrieg der Kommissarbefehl. Might is right.

Diese ungebremste Anbetung der Gewalt steigerte sich mit dem fortschreitenden Jahrhundert nur noch, um schliesslich zu kulminieren im wiederholten Überfall auf die europäischen Nachbarn, der organisierten Versklavung ganzer Völkerschaften und der Massenvernichtung. Erst die bedingungslose Kapitulation und die nachhaltige Besetzung 1945 setzten dem deutschen Willen Grenzen, Recht durch Gewalt zu ersetzen.

Die Politik der Unredlichkeit zeigte sich während des Krieges selbst bei den amerikanischen Lebensmittellieferungen an Belgien. Die britische Regierung war einverstanden, bestand aber darauf, dass die importierten Lebensmittel nicht die von den Deutschen beschlagnahmten substituieren dürften. Die Reichsregierung verpflichtete sich dazu am 31. Dezember 1914 gegenüber dem



amerikanischen Botschafter in Berlin. Aber der Gouverneur in Belgien versuchte umgehend, die Vereinbarung zu unterlaufen. Er weigerte sich, die Beschlagnahme von Hafer, Zucker und Kartoffeln zu unterbinden.

Am 31. Dezember 1915 drohte die englische Regierung, die Belieferung Belgiens künftig zu unterbrechen. Der Militärgouverneur versprach Besserung. Doch in der Praxis unterliefen die Deutschen die eingegangenen Verpflichtungen nach Kräften und verfuhr nach eigenem Gutdünken. Dank der Kontrolle über die landwirtschaftlichen Erzeugnisse war dies nicht weiter schwierig. Dazu kam, dass die Armee das Verbot, sich individuell einzudecken, weitgehend ignorierte.<sup>5</sup>

Nachdem am 11. November 1918 endlich der verzweifelt ersehnte Waffenstillstandsvertrag unterschrieben war, dauerte es nicht lange, bis wieder die ersten Versuche einsetzten, die Vereinbarungen zu unterlaufen.<sup>6</sup>

Der Waffenstillstand war auf 36 Tage befristet.<sup>7</sup> Über die Verlängerungsverhandlungen mit den deutschen Delegierten am 12. Dezember in Trier hielt Admiral Wester Wemyss, der englische Mitunterzeichner des Waffenstillstandsvertrags, in seinen Aufzeichnungen fest: «Sie versuchten auch zu argumentieren wegen der von deutschen Prisengerichten verhandelten Schiffe. Aber ich sagte ihnen, dass wir kein Vertrauen in ihre Gerichte hätten – sie hätten jegliches Völkerrecht gebrochen – und dass ich mich weigerte, die Frage zu diskutieren.»<sup>8</sup>

Marschall Foch hatte strikte Anweisung erhalten, den Waffenstillstand nur zu verlängern, sofern die deutschen Unterhändler «sich verpflichteten, alle vorherigen Vereinbarungen vollständig auszuführen». Wie Mordacq notierte, bestand er «insbesondere auf den folgenden Punkten: Entlassung der Kriegsgefangenen, die nicht in der gewünschten Frist erfolgt war; Rückgabe der Wertschriften, die nur langsam erfolgte; Übergabe der U-Boote und der Panzerkreuzer, die sich ebenfalls stark verspätete; weiter der Lokomotiven und Waggons, welche die Deutschen lieferten, und die deutlich hinter der zugesicherten Menge zurückblieben [...] Schliesslich wurde Deutschland die Ausfuhr von Gold und ausländischen Wertschriften verboten.»<sup>9</sup>

Henri Mordacq, dem Marschall Foch ausgiebig berichtet hatte, schreibt weiter: «Die deutsche Delegation versuchte, etwas herauszuschinden. Aber angesichts der Haltung Marschall Fochs sah sie schnell, dass es keine Hoffnung gab. Worauf sie alle gewünschten Versprechen abgab.»

Einzig Matthias Erzberger hinterliess aus dem Ensemble der deutschen Unterhändler einen besseren Eindruck: «Bei seiner Rückkehr nach Paris berichtete uns Marschall Foch, dass er in Erzberger einen ganz anderen Mann angetroffen habe als den von Rethondes [Compiègne]. Mit seiner deutschen Mentalität hätte er zwar noch versucht, auf Fragen zurückzukommen, die bereits eindeutig entschieden waren. Aber man spürte gleichwohl, dass er sich mit seinem hochentwickelten Realitätssinn darüber klar wurde, dass dies nicht die richtige Methode im Umgang mit den Franzosen war.»<sup>10</sup>

Bei den zweiten Verlängerungsverhandlungen in Trier am 15. und 16. Januar 1919 mussten die alliierten Delegierten noch etwas entschiedener werden. Sie waren sich aber untereinander uneinig über die Umsetzung der Waffenstillstandsauflage, keine Wertschriften und Devisen zu exportieren. Charles Comte de Lasteyrie, der französische Finanzdelegierte, sprach das Thema in der Vorbereitungsbesprechung der alliierten Delegierten an. Norman Davis, der amerikanische Vertreter, warf ein, dass «man nicht in eine Politik der Nadelstiche verfallen dürfe». In einem Bericht nach Paris hielt de Lasteyrie fest: «Davis ist einzig mit dem Ziel nach Trier gekommen, einen Teil der amerikanischen Nahrungsmittelüberschüsse in Deutschland abzuladen und dafür in bar bezahlt zu werden.»<sup>11</sup>

Foch hatte den Auftrag, von den deutschen Delegierten zu verlangen:

1. Die Besetzung eines neuen Brückenkopfs bei Kehl durch die Alliierten;
2. die sofortige Rückerstattung allen entwendeten Materials aus Nordfrankreich und Belgien;
3. die Auslieferung der U-Boote und einen vollständigen Konstruktionsstopp solcher Boote;

4. die Bereitstellung aller verfügbaren Schiffe der Handelsmarine für die Ernährung Deutschlands
5. sowie die Lieferung von 58'000 Agrarmaschinen in nützlicher Frist.<sup>12</sup>

Was auch brav alles versprochen wurde, wie Foch in seinen Memoiren berichtet.<sup>13</sup> Allerdings unter heftigem Knurren.

Besonders die Auflage, die gestohlenen Werkzeugmaschinen und anderes Produktionsgerät zu restituieren, kam in Deutschland nicht gut an. Vom 2. bis 11. Februar 1919 zur Lageerkundung nach Berlin entsandt, berichteten drei britische Offiziere: «Zu ihrer ständigen Irritierung würden die deutschen Behörden immer wieder die nachteiligen Auswirkungen der Waffenstillstandsbedingungen für Deutschland betonen. Sie wiesen daraufhin, dass die Weigerung der Alliierten, [...] Camions und Lokomotiven unbesehen zu übernehmen, die Werkstätten mit Arbeiten für die Alliierten auslaste, statt für die eigenen Bedürfnisse Deutschlands. Sie empörten sich besonders, dass Deutschland gezwungen sei, die aus Belgien und Frankreich entwendeten Werkzeugmaschinen zurückzuerstatten.»<sup>14</sup>

Am 7. Februar – also genau in jenen Tagen – gab Aussenminister Graf Brockdorff-Rantzau zur Kenntnis, die Reichsregierung weigere sich, «in den polnischen Angelegenheiten die Anordnungen der alliierten Note vom 2. Februar auszuführen». Henri Mordacq bemerkte dazu: Es war «der Auftakt einer Politik der Diskussionen, Schikanen und Nörgeleien bei der Anwendung des Versailler Vertrags. Diese Politik gaben sie zunächst auf, verfolgten sie aber mit grosser Verbissenheit 1920 – nach dem Abschied Clemenceaus – wieder, als nämlich die Ara der «ewigen Konzessionen» anfang. Daneben hatten die Deutschen am Vortag (dem 6. Februar) das Gerücht verbreitet, dass sie sich notfalls gewaltsam den polnischen Forderungen widersetzen würden.»

Daraufhin erkundigte sich Georges Clemenceau bei Marschall Foch nach der Bereitschaft der Armee und gab nach einer beruhigenden Auskunft bekannt: «Solange er an der Spitze der französischen Regierung stünde, würde er eine solche Arroganz und eine solche Unredlichkeit nicht hinnehmen.»<sup>15</sup>

Am 14. Februar sandte der französische Ministerpräsident (und Vorsitzende der Friedenskonferenz) den hart bedrängten Polen ein Solidaritätstelegramm und lud Berlin ein, «alle Massnahmen gegen sie einzustellen».

Polen wurde ein Thema bei den Verhandlungen für die dritte Verlängerung des Waffenstillstands am 19. Februar. Sie fanden wieder in Trier statt. In die alliierte Waffenstillstandskommission war für Wester Wemyss in der Zwischenzeit Admiral Montague Browning nachgerückt. (John Maynard Keynes mokierte sich über seine fehlende Hand.<sup>16</sup>) Auf deutscher Seite gehörten neu Generalmajor Hans von Hammerstein und der Diplomat Edgar Haniel von Haimhausen der Delegation an.

Als Erstes wurde festgelegt: «Die Deutschen müssen sofort auf alle offensiven Operationen gegen die Polen in der Region Posen oder jeder anderen Region verzichten [...]»<sup>17</sup>

Eingedenk der unangenehmen Erfahrungen mit den deutschen Verhandlungspartnern hatte Foch – auch von Staatspräsident Raymond Poincaré als verstemtem Juristen<sup>18</sup> – den Ratschlag mit auf den Weg genommen, «den Waffenstillstand nur auf kurze Dauer und mit einer Kündigungsfrist von drei Tagen zu verlängern».

«Dies war eindeutig eine gelungene Methode, ihn unbegrenzt zu verlängern, aber die Deutschen gleichzeitig unter der – für sie sehr beunruhigenden – Drohung zu lassen, ihn kurzfristig beendigen zu können», kommentierte Mor-dacq maliziös.

Das Mittel wirkte: «Die Deutschen nörgelten vor allem wegen der Räumung der Provinz Posen und Oberschlesiens. Aber einmal mehr gaben sie nach, als sie sahen, dass sie sich an einem festen Willen stiessen. Sie versuchten ebenfalls, den Waffenstillstand wieder um einen Monat zu verlängern, aber auch da stiessen sie sich an den formellen Instruktionen unserer Bevollmächtigten.»<sup>19</sup>

Deutsche verstehen nur den Stecken, schrieb Paul Cambon, der französische Botschafter in London, in diesem Zusammenhang seinem Bruder Jules am 19. Februar 1919: «Sobald man bestimmt gesprochen hat, haben sich die Deutschen untergeordnet. Nach den Erklärungen Brockdorff-Rantzaus zu Polen

zeigte die Annahme der Verfügungen Fochs einmal mehr, dass bei den Deutschen der Stecken das einzige Argument ist.»<sup>20</sup>

Die Aussicht auf den Stecken bewog die deutsche Führung schliesslich, den Friedensvertrag zu unterschreiben. Pétain hatte in aller Stille den Einmarschplan ausarbeiten lassen.

Aber ihr Verhalten war den Alliierten stark auf die Nerven gegangen: «Die unerklärliche Haltung der Deutschen, ihre ständigen Begehren nach einem neuen Aufschub, die Unredlichkeit ihrer Presse und die Diskussionen, die sie über beschlossene Angelegenheiten (faits acquis) führen wollten, hatten schliesslich alle verärgert und ihre Nerven strapaziert.»<sup>21</sup> So am 7. Juni 1919 Henri Mordacq, der es als Clemenceaus Kabinettschef unmittelbar mitverfolgen konnte.

Hans von Hammerstein aus der deutschen Waffenstillstandskommission sah es hingegen ganz anders: «[...] der Marschall [Foch], der in souveräner Machtvollkommenheit seine Entscheidung fällt, oft ohne sich um eine Begründung zu kümmern und meistens auch ohne Angabe von Gründen; in rücksichtsloser Weise diktiert er seine Meinung als Sieger, geleitet vom Vernichtungswillen und dem Gefühl der Vergeltung. An den Notenaustausch knüpfen sich allerdings manchmal mündliche Erörterungen, bei denen jede Partei in mehr oder weniger bestimmter Form ihren Standpunkt vertritt; aber auch hierbei tritt das Bestreben der Gegner deutlich hervor, uns die harte Faust des Siegers fühlen zu lassen, der, von Rachsucht geleitet, unsere Ohnmacht ausgiebig ausbeuten will [...]»<sup>22</sup>

Das spektakulärste Beispiel für den fehlenden deutschen Respekt vor eingegangenen Vereinbarungen war sicher die Selbstversenkung der Flotte in Scapa Flow. Artikel XXIII des Waffenstillstandsvertrags vom 11. November 1918 bestimmte die Entwaffnung und Internierung der 16 Schlachtschiffe und Panzerkreuzer – weiter acht leichter Kreuzer sowie der 50 neuesten Zerstörer – in einem neutralen Hafen, ersatzweise in einem von den Alliierten angegebenen Hafen.<sup>23</sup>

Am 21. Juni 1919, dem für die Unterzeichnung des Friedensvertrages anberaumten Tag, gab Konteradmiral Ludwig von Reuter in der Bucht von Scapa Flow mit Flaggenzeichen den Befehl zur Selbstversenkung. Dass die Initiative dazu vom Admiral kam, fand Jules Cambon, der vormalige Botschafter in Ber-

lin, sofort höchst unwahrscheinlich: «Dass Admiral Reuter der einzige Verantwortliche sei, ist absurd. Vor allem ist es nicht wahr, weil Reuter vor der Versenkung einen Monat in Berlin verbracht hat.»<sup>24</sup>

Mordacq fand – wie sein Chef Clemenceau – die Briten etwas unvorsichtig. Sie hatten deutsches Personal ohne englische Überwachung an Bord gelassen: «Offensichtlich konnte eine solche Sorglosigkeit die Deutschen – mit ihrer so eigenartigen Mentalität – nur dazu ermutigen, sofort alles zu versuchen, das gegebene Wort zu brechen. Sie machten es.»<sup>25</sup>

Über der Flottenversenkung verblasste die Zerstörung der 1870 erbeuteten Fahnen, die nach Artikel 245 des Versailler Friedensvertrags hätten retourniert werden sollen: «Innert sechs Monaten nach Inkrafttreten dieses Vertrages muss die deutsche Regierung der französischen Regierung die Trophäen, Archive, historischen Erinnerungsstücke oder Kunstwerke zurückerstatten, die in Frankreich von deutschen Institutionen während des Kriegs von 1870-1871 und während des letzten Kriegs mitgenommen wurden [...] insbesondere die während des Kriegs von 1870-1871 genommenen französischen Fahnen und alle politischen Dokumente, welche die deutschen Behörden am 10. Oktober 1870 aus dem Schloss Cerçay bei Brunoy (Seine-et-Oise) und aus dem Besitz des vor-maligen Staatsministers Rouher mitgenommen hatten.»<sup>26</sup>

15 im Berliner Zeughaus aufbewahrte Fahnen waren – vorausseilend – in Kisten verpackt worden, um nach Paris geschickt zu werden. Am Nachmittag des 23. Juni marschierten jedoch ein Offizier und zehn Soldaten der alten Gardékavallerie ins Zeughaus und verlangten das Restitutionsgut. Die Soldaten, unterstützt von Studenten, schleppten die Fahnen vor das Denkmal Friedrichs II. und verbrannten sie dort unter Absingen des Deutschlandlieds.<sup>27</sup>

Daraufhin erinnerte der Rat der Vier (Georges Clemenceau, David Lloyd George, Vittorio Emanuele Orlando, Woodrow Wilson) in seiner Note vom 25. Juni die Reichsregierung daran, dass sie sich mit der Selbstversenkung der internierten Flotte über den Artikel 31 des Waffenstillstands hinweggesetzt habe. Dass weiter die Schutzbehauptung des deutschen Admirals, der Waffenstill-

stand sei abgelaufen, nicht stichhaltig sei. (Was sie auch nicht war.) Dass die Alliierten berechtigt seien, die Verantwortlichen vor ihre Militärgerichte zu stellen: «Die Versenkung der deutschen Flotte schliesslich verletzt nicht nur den Waffenstillstand. Die alliierten und assoziierten Mächte können sie nur als vorzeitige und systematische Verletzung der Friedensbedingungen betrachten, die Deutschland zur Kenntnis gegeben und seither akzeptiert worden sind. Und dies ist kein Einzelfall. Die Tatsache, die französischen Fahnen verbrannt oder verbrannt haben zu lassen, die Deutschland zurückgeben musste, ist ebenfalls eine vorweggenommene und systematische Verletzung derselben Bedingungen. In der Folge erklären die alliierten und assoziierten Mächte, die Unredlichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Sobald die Untersuchungen über alle Umstände der Tat abgeschlossen sind, werden sie die nötige Wiedergutmachung verlangen.»<sup>28</sup>

Nicht weniger bezeichnend für das deutsche Verständnis von «Redlichkeit» war die systematisch hintertriebene Aburteilung der Kriegsverbrecher. Auf die absolut völkerrechtswidrige Kriegsführung in Belgien mit nie dagewesenen Massenhinrichtungen hatte das Reich 1915 mit der Veröffentlichung eines Weissbuchs reagiert. Eine deutsche Studie von 1950 stellte fest, dass dieses Weissbuch auf massiven Fälschungen aufbaute.<sup>29</sup>

Das Ziel der offiziellen Publikation war auch keineswegs gewesen, die Abläufe zu rekonstruieren. So blieben alle Aussagen unberücksichtigt, die darauf hinwiesen, dass der Beschuss deutscher Einheiten keineswegs auf belgische Freischärler («franc tireurs») zurückzuführen war, sondern auf Freundfeuer und eigenes Feuer. Das Weissbuch verfolgte einzig das politische Ziel, die belgischen Vorhaltungen zu kontern.<sup>30</sup> Die Belgier entkräfteten dieses Weissbuch gründlich mit einem «Livre gris», was deutsche Experten intern auch offen zugeben. Aber Professoren wie Thomas Nipperdey in seiner *Deutschen Geschichte 1866-1918* stützten sich noch in den neunziger Jahren lieber auf die Pseudodokumentation von 1915.<sup>31</sup>

Es war auch keineswegs so, dass es in Deutschland kein Bewusstsein für Kriegsverbrechen gegeben hätte. So kündigte die Reichsregierung 1918 an, ru-

mänische Kriegsverbrecher verfolgen zu wollen. Sie versuchte auch König Ferdinand abzusetzen. Der Grund: Er habe mit seinem Angriff auf die Zentralmächte das Bündnis mit Deutschland gebrochen.<sup>32</sup>

Artikel 228 des Friedensvertrages verpflichtete das Reich zur Auslieferung der Kriegsverbrecher. (Artikel 227 bestimmte, «Wilhelm II. von Hohenzollern, Ex-Kaiser von Deutschland», einem internationalen Sondergericht zu überantworten «wegen stärkster Verletzung der Menschlichkeit und der Unantastbarkeit von Verträgen».) Aber plötzlich sah die Sache ganz anders aus. Einzig Prinz Rupprecht war bereit, sich freiwillig einem Prozess zu stellen. Der bayrische Kronprinz und Armeeführer hatte sich Privateigentum angeeignet und war mitverantwortlich für die Zerstörung Nordfrankreichs.<sup>33</sup>

Die Alliierten hatten die Kriegsverbrecherliste reduziert auf die gravierendsten Fälle und 1580 Namen.<sup>34</sup> Statt auf einer Auslieferung zu bestehen, begnügten sie sich schliesslich mit der Zusicherung, die Kriegsverbrechen von einem deutschen Gericht beurteilen zu lassen. Die Reichsregierung hatte behauptet, dass andernfalls ein Putsch der Armee drohe.<sup>35</sup>

Wie schon bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages war es jedoch keineswegs zu spontanen Reaktionen gegen die alliierten Bedingungen gekommen. Vielmehr hatte das rechtskonservative Lager mit einer Propagandakampagne die Bevölkerung aufgehetzt. Im Hintergrund zog das Reichswehrministerium diskret die Fäden.<sup>36</sup>

Wie 1914 beim Aufruf an die Kulturwelt schaltete sich wieder der Althistoriker Eduard Meyer ein. Dieses Mal mit der Kampfschrift *Für Ehre, Wahrheit und Recht. Erklärung deutscher Hochschullehrer zur Auslieferungsfrage*.<sup>37</sup>

Als sich der Berliner Korrespondent der Londoner *Times* bei deutschen Journalisten nach den Motiven für ihre Kampagne erkundigte, gestanden sie ihm, dass sie unter Druck stünden, so zu schreiben. In Wirklichkeit seien sie nur zu froh, die Schuldigen auszuliefern.<sup>38</sup>

Am 13. Dezember 1919 bestimmte der Reichstag, dass das Reichsgericht Leipzig zuständig sei für die Beurteilung der Kriegsverbrechen.<sup>39</sup> Danach passierte nichts mehr. Die Beamten im Justizministerium fanden einfach, die Alli-



ierten hätten nicht genügend Beweismittel vorgelegt, um auch nur in einem einzigen Fall ein Verfahren einzuleiten.

Die deutsche Obstruktionspolitik trug kaum zur Begeisterung der Alliierten bei. Auf der Vorkonferenz in Boulogne – zur Abstimmung der Positionen für die im belgischen Spa anberaumte erste deutschalliierte Nachkriegskonferenz – gab sich der britische Premierminister Lloyd George entschlossen: «Der Augenblick ist gekommen, mit der Peitsche zu schnalzen.»<sup>40</sup>

In Spa hatten Georges Clemenceaus Nachfolger Alexandre Millerand sowie Marschall Foch, sein Stabschef Maxime Weygand und Philippe Berthelot aus dem Quai d'Orsay die Villa Le Neubois bezogen, in der während des Krieges Wilhelm II. residierte, solange sich der Grosse Generalstab in Spa installiert hatte. Die Villa verfügte über einen «grossartigen Unterstand, in den sich der Kronprinz im November 1918 geflüchtet hatte, um sich den rebellierenden Soldaten zu entziehen», hatte sich der Diplomat Jules Laroche berichten lassen.<sup>41</sup>

Die Stimmung unter den Alliierten war denkbar entspannt. David Lloyd George unterhielt sich mit Yves Le Troquer, dem Minister für öffentliche Arbeiten, auf Gälisch. Le Troquer antwortete auf Bretonisch. Marschall Foch liess sich mit den Küchenmädchen der Villa Fraineuse ablichten und gab leutselig Autogramme.<sup>42</sup>

Für die deutsche Delegation war es weniger angenehm: «[...] es war mühsam für sie, ihren ersten Auftritt als Mitglieder des europäischen Konzerts in einem Gebäude (der Villa La Fraineuse) zu geben, das 1917 die triumphieren-deren Tage ihrer Kriegsräte bezeugte, und in der lokalen Atmosphäre einer erbitterten Feindschaft. Der deutsche Sinn der Inferiorität neigt bestenfalls dazu, beleidigt zu sein. Sie nennen es «Ehre». So waren sie getroffen von der unschuldigen Vergesslichkeit der britischen Delegation, ihre Visitenkarten zu überreichen und noch mehr davon, vom belgischen Pöbel in den Strassen ausgebuht zu werden», beobachtete der britische Diplomat Harold Nicolson.<sup>43</sup>

Das Reich wehrte sich mit Händen und Füssen gegen eine Umsetzung der Abrüstungs- und Wiedergutmachungsaufgaben.<sup>44</sup> Auf die Frage nach dem

Stand der Abrüstung antwortete Reichskanzler Konstantin Fehrenbach als Leiter der Delegation: «Er habe nicht gewusst, dass man mit diesem Punkt anfangen würde, entschuldigte sich, dass er nicht beizeiten seine Experten habe aufbieten können und versprach, dass sie anderntags anwesend seien.»<sup>45</sup>

An diesem Punkt weigerten sich die Alliierten, über die Abrüstung weiterzuverhandeln, solange Reichswehrminister Gessler fehlte.<sup>46</sup>

Maurice Hankey, der britische Kabinettssekretär, schrieb dazu am 5. Juli 1920 seiner Frau: «[...] die Besprechung mit den Deutschen war hochdramatisch. Sie wiederholten inständig ihre Absicht, den Vertrag loyal umzusetzen. Aber sobald sie auf etwas Definitives festgenagelt wurden, fielen sie zurück auf vage Verallgemeinerungen und Entschuldigungen. Lloyd George, der die alliierte Sache vertrat, hatte schliesslich genug davon und sagte ihnen klar, wenn sie nicht morgen einen geeigneten Plan für die schnelle Umsetzung der Abrüstungsklauseln des Friedensvertrages vorlegten, würde er nicht länger Teil der Konferenz sein, die dann abgebrochen werde. Fehrenbach [...] sagte, dass er sein Leben lang ein ehrenwerter Mann gewesen sei und dass er hoffe, als ehrenwerter Mann vor seinen ewigen Richter zu treten. Er habe versprochen, den Vertrag zu erfüllen und dies sollte den Alliierten genügen. Es sah so aus, als würde die Konferenz jeden Moment platzen. Aber Dr. Simons, der deutsche Aussenminister, fiel ein mit einer Erklärung, dass sie morgen mit einem Plan aufwarten würden.»<sup>47</sup>

Hankey beschreibt Fehrenbach als «eher sympathische Erscheinung – ein schwerer, stark gebauter Mann mit einem herabhängenden Schnauzbart, der eine gewisse Ähnlichkeit mit General Botha hatte». Den Reichswehrminister Gessler, der am folgenden Tag einfuhr, skizzierte Hankey dagegen als «streitsüchtigen, kugelköpfigen Boche» (Sauschwaben).<sup>48</sup>

Der britische Kabinettssekretär hatte keinen überwältigenden Eindruck vom Niveau der deutschen Delegation, auch wenn er Aussenminister Simons als «ruhig und schlau ausschauend» schilderte: «Mein Eindruck war, dass sie als Politiker eine Gruppe unerfahrener Amateure bildeten, die in der Begeg-

nung mit einigen der schärfsten politischen Köpfe der Welt ins Schwimmen gerieten. Ich fragte Foch nachher, wie er darüber dachte: «Oh, Lloyd George macht es sehr gut», sagte er; «und er hatte recht, heute nicht abzubrechen. Aber morgen wird alles, das sie anbieten wollen, dieses sein – null.»<sup>49</sup>

«Als am nächsten Tag die deutschen Delegierten einzogen, löste Lloyd George die Spannung, indem er», wie Hankey beschreibt: «bei Fehrenbach ein echtes Lachen auslöste mit seiner dahingeworfenen Bemerkung, dass er doch ein paar Arbeitslose in Berlin dazu verwenden könne, den Vertrag schneller umzusetzen».<sup>50</sup>

Danach kehrte die Stimmung allerdings rasch. Die in der Zwischenzeit aufgebotenen deutschen Generäle und Begleitoffiziere unter der Führung Hans von Seeckts erschienen in Uniform: «Ich erstarrte [...] Der Anblick der deutschen Uniformen versetzte mir einen Schlag», erinnerte sich der Diplomat Jules Laroche: «In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Lloyd George trat ein. Er erstarrte ebenfalls, und zu meiner grossen Verblüffung kehrte er den Generälen ostentativ den Rücken, zog seinen Mantel ab (es war kalt für einen Sommertag) und bewegte sich im Krebsgang ins Sitzungszimmer, um den Gruss der Deutschen nicht erwidern zu müssen. «Na, das ist ja ein gutes Vorzeichen», meinte ich zu einem meiner englischen Kollegen. Er antwortete mir im gleichen Ton: «Freuen Sie sich nicht zu früh; unser Premierminister ist so sehr Antimilitarist, dass er selbst deutsche Militärs verabscheut.» Dieser schlagfertige Kommentar hatte durchaus eine Grundlage. Die zähe Argumentation von Seeckts, der die innere Lage des Reichs darlegte, hinterliess ihren Eindruck auf Lloyd George.»<sup>51</sup>

Den britischen Diplomaten Harold Nicolson inspirierte der Auftritt zu einem literarischen Kabinettsstück: «Seeckt erschien in Uniform. Das war geschmacklos. Er trug das Eiserne Kreuz. Das war eine Provokation. Er gab (ein äusserst ehrenwerter und mutiger Mann) die genauen Zahlen. Das war eine Beleidigung. Er gab zu, dass die Armee immer noch doppelt so gross war wie der Vertrag von Versailles erlaubte und dass die Ausrüstung fünf bis sechs mal umfangreicher war als in den militärischen Klauseln vorgesehen. Die Deutschen, so argumentierten die Franzosen, hätten mit charakteristischer Brutalität

zugegeben, dass sie noch nicht imstande waren, die militärischen Klauseln umzusetzen.»<sup>52</sup>

Den dramatischsten Auftritt lieferte der Ruhrindustrielle Hugo Stinnes. Es ging um die Kohlelieferungen, die weit hinter den Verpflichtungen zurückgeblieben waren. Frankreich wollte ein Äquivalent für den Produktionsausfall der zerstörten Zechen beziehen.

Stinnes war «ein kleiner, untersetzter, äusserst selbstbewusster Mann mit einem energischen Gesicht und einem kurzen Bart», so Jules Laroche,<sup>53</sup> und in der Erinnerung Maurice Hankeys: «eine höchst düster schauende Figur mit einem schwarzen Bart und einem heimtückischen, sinnlichen Gesicht, der mehr als 70 Zeitungen gehörten».<sup>54</sup> Harold Nicolson schreibt, dass «er aussah wie Ahasver, kostümiert als Wildhüter».<sup>55</sup> Es sei höchst bedauerlich gewesen, dass man ihn als Kohlenexperten eingeladen habe zu sprechen: «Er stand herausfordernd auf und starrte seine Zuhörer an. Er begann so: «Ich stehe auf, weil ich jedem ins Gesicht sehen will. Herr Millerand kündigte gestern an, dass wir Deutsche aus Höflichkeit das Recht hätten zu sprechen. Ich beanspruche, dass ich ein Naturrecht zu sprechen habe. Wer immer nicht unheilbar mit der Siegeskrankheit infiziert ist, muss anerkennen, dass man mit ‚Diktaten‘ nicht weiterkommt.» An dieser Stelle rief der Tagungspräsident Stinnes zur Ordnung [...] Aber Stinnes steckte seine schweren Hände in seine enormen Hosentaschen und fuhr fort. Er bezog sich auf die Möglichkeit von Sanktionen und der Möglichkeit einer alliierten Besetzung der Ruhr. Er fing an zu schreien. «Falls schwarze Truppen – diese würdigen Instrumente alliierter Politik – für diesen Zweck eingesetzt werden, werden die Gefühle eines jeden weissen Mannes erschauern und» – an dieser Stelle hörte er auf zu schreien und fing an zu brüllen – «die Alliierten werden keine Kohle erhalten.»» Stinnes sprach auf Deutsch. Als die Übersetzungen folgten, wurde es unruhig.<sup>56</sup>

Der Eindruck, den der vehemente Rassist und Antisemit<sup>57</sup> bei den Alliierten hinterliess, war verheerend. Nach der Sitzung entschuldigten sich die deutschen Minister für seinen Auftritt. Aussenminister Simons meinte einfach: «Stinnes sei immer so. Es sei genau der Ton, den er in seinen Verwaltungsrats-sitzungen anschlage.»<sup>58</sup>

«Heute haben wir das Muster eines richtigen Stiefel-Deutschen erlebt», kommentierte ein indignierter Lloyd George den Auftritt des Ruhr-Industriellen gegenüber Lord Riddell<sup>59</sup>, bevor er sich im Rat der Alliierten weiter steigerte: «Ich hatte den Eindruck, zum ersten Mal einem leibhaftigen Hunnen begegnet zu sein.»<sup>60</sup>

Die schwer angeknackste Vorstellung von deutscher Redlichkeit litt weiter unter der Sorge, dass Deutschland mit den russischen Bolschewisten zusammenspannen könnte, um Polen in die Zange zu nehmen.<sup>61</sup>

Lloyd George mochte es nicht auf einen Bruch ankommen lassen, sah aber, «dass man nur noch den Vertrag zerreißen und ins Feuer werfen könne, sofern die Alliierten nachgäben», berichtete Jules Laroche.<sup>62</sup>

«Wir wissen heute, dass Stinnes' Ausbruch in der deutschen Delegation einen noch heftigeren Konflikt auslöste als unter den Alliierten. Simons, Wirth und Rathenau waren alle für eine «Erfüllungspolitik». Stinnes, der damals die Rückendeckung der gesamten Rechten hatte, war für Opposition und Erpressung. Seine Vorstellung war, den Alliierten mit einem bolschewistischen Deutschland zu drohen und die äussersten kommunistischen Extreme auszumalen. Dem weisen Rat General von Seeckts war es weitgehend zu verdanken, dass es schliesslich zu einem Kompromiss kam. Die deutsche Delegation einigte sich untereinander darauf, Kohlenlieferungen in Höhe der alliierten Forderungen anzubieten, sofern Oberschlesien gesichert sei. Höchst unglücklicherweise legte sie sich aber auch auf die Position fest, dass Deutschland keinen «aufrichtigen Vorschlag» zu den Reparationen vorlegen könne, solange die Frage Oberschlesiens und der Kohlelieferungen hängig sei», so Harold Nicolson.<sup>63</sup>

An diesem Punkt suspendierten die Alliierten die Konferenz für zwei Tage und liessen General Dégoutté, den Oberbefehlshaber der Rheinarmee, kommen sowie den britischen Generalstabschef Henry Wilson.<sup>64</sup> Schliesslich stellten sie ein Ultimatum: Sofern die Kohlelieferungen bis 15. November nicht aufgenommen würden, würde die Ruhr besetzt.<sup>65</sup>

«Die Deutschen kapitulierten. Am 16. Juli unterschrieben sie die ge-

wünschte Kohlenkonvention. In der Aufregung, die vollkommen künstlich produziert wurde, vergassen sie, einen Vorschlag für ihre Wiedergutmachungsverbindlichkeiten vorzulegen. Lloyd Georges Anstrengung, die Deutschen dazu zu verleiten, sich rational zu verhalten, war daher fehlgeschlagen; und er war für geraume weitere Zeit verpflichtet, den Franzosen zu folgen, die darauf bestanden, die Maschinerie der im Vertrag von Versailles vorgesehenen Massnahmen anzuwenden. Und in Spa waren es ohne Frage die Deutschen und nicht Lloyd George, die schuld waren.»<sup>66</sup>

«Deutschland, das 1914 nur an die Gewalt glaubte, glaubt nur noch an den Betrug. Seine Insolvenz ist systematisch vorbereitet. Sein Budget ist ein Alibi, bei dem die Verschwendungen und die fiktiven Positionen die vorgeschobenen Verteidigungslinien des Widerstands sind. Es will nicht zahlen, und um nicht zu zahlen, sind alle Mittel recht»,<sup>67</sup> resümierte André Tardieu die deutsche Politik, sich den Verpflichtungen zu entziehen.

Nachdem sie sich hartnäckig an die Vorstellung geklammert hatte, eine Heeresgrösse von 200'000 Mann beizubehalten, verpflichtete sich die deutsche Delegation schliesslich, die Reichswehr bis 1. Oktober 1920 auf 150'000 Mann zu reduzieren, weiter auf 100'000 bis 1. Januar 1921 und die Wehrpflicht abzuschaffen.<sup>68</sup>

Die Kriegsverbrecherfrage war auf der Konferenz nur ein kleines Thema, aber die Obstruktion auch in dieser Frage nur schwer zu ignorieren. Entsprechend verlangte ein verärgerter Lloyd George eine Erklärung.<sup>69</sup> Die Verzögerungstaktik war überdeutlich. Sir Eyre Crowe im Foreign Office bezweifelte, dass es «auch nur irgendeine Chance für eine von Deutschland geübte Gerechtigkeit gäbe».<sup>70</sup> Mit dieser Einschätzung lag der britische Staatssekretär nicht daneben.

Von den 901 Namen auf der Kriegsverbrecherliste griff das Reichsgericht nur 40 gezwungenermassen auf.<sup>71</sup> Wo es um eine Prozesseröffnung nicht umhinkam, sprach es systematisch frei.<sup>72</sup> Freisprüche hagelte es selbst da, wo sogar der Rechtsberater des Auswärtigen Amts zugab, dass das Reichsgericht keine Rechtfertigungen finden konnte für verhängte Exekutionen beim Einmarsch in Belgien oder stichhaltige Belege für angebliche Freischärler-Aktionen.<sup>73</sup>

Das Reichsgericht genierte sich nicht einmal, einen Mann wie Max Ramdohr freizusprechen. Ramdohr hatte als Chef der geheimen Militärpolizei in Belgien 1917 Kinder gefoltert.<sup>74</sup> Ebenso – und notabene unter dem Jubel des Publikums – sprach es den General Stenger frei. Stenger hatte gefangene französische Soldaten ermorden lassen und war dafür vor Gericht von seinem eigenen Untergebenen (immerhin einem Stabsoffizier) belastet worden.<sup>75</sup>

Die Versenkung des Lazarettschiffs Llandovery Castle und die Ermordung der Überlebenden (mit Ausnahme eines einzigen Rettungsboots, das im Dunkel dem Gemetzel entging) trug den Verantwortlichen denkbar milde Gefängnisstrafen ein. Und – kein Witz – das Verbot, Uniform zu tragen.<sup>76</sup>

Die Marine fand selbst dieses Urteil noch übertrieben hart. Der Chef der Marineverwaltung sicherte den beiden Verbrechern insgeheim zu: «jede denkbare mögliche Milderung zu erreichen».<sup>77</sup> In einer geschlossenen Revisions-sitzung im Jahre 1928 hob das Reichsgericht sein Urteil wieder auf und sprach die beiden Marineoffiziere frei.<sup>78</sup>

Das denkwürdige Rechtsempfinden, das sich in diesen Urteilen artikulierte, hinderte den Reichspräsidenten und Sozialdemokraten Friedrich Ebert keineswegs, «öffentlich die Arbeit des obersten Gerichtshofs gegen die offizielle Kritik des Auslands zu verteidigen».<sup>79</sup> Kaum zufällig vor dem Denkmal der Völkerschlacht von Leipzig 1813. Im März 1922.

Die deutsche Politik der verweigerten Sanktionierung führte zu einer ersten Krise mit Belgien. Frankreich reagierte, indem es Kontumazverfahren gegen 2'000 Kriegsverbrecher eröffnete.<sup>80</sup> Davon wurden 1'200 verurteilt.<sup>81</sup> Darunter auch die Saar-Industriellen Robert und Hermann Röchling. Für den Diebstahl von Maschinenausrüstung und Rohmaterialien in Frankreich erhielten sie zehn Jahre. Robert Röchling verbrachte 21 Monate hinter Gittern. Sein Bruder Hermann kaufte sich faktisch frei, wurde aber nach dem Zweiten Weltkrieg für seine neuen Kriegsverbrechen zu sieben Jahren Haft verurteilt und sass ein paar davon ab.<sup>82</sup> Bezeichnenderweise nahm das Reichsgericht – faktisch der verlän-

gerte Arm des Reichswehrministeriums – die Fälle der in Frankreich verurteilten Verbrecher dann seinerseits auf und sprach sie allesamt frei.<sup>83</sup>

Von der «moralischen Verpflichtung für Reparationen», die Gewerkschaften und Arbeitervertreter im Dezember 1918 anerkannt hatten,<sup>84</sup> war bereits 1921 nichts übrig geblieben.

Raymond Poincaré – 1922 Ministerpräsident geworden und schon immer überzeugt davon, dass Deutsche entschiedene Führung bräuchten – entschloss sich zur Politik der produktiven Pfänder und der Ruhrbesetzung nicht zuletzt unter dem Eindruck einer systematischen Hintertreibung aller Abmachungen und Auflagen.<sup>85</sup>

Auf Drängen Woodrow Wilsons und David Lloyd Georges hatte Georges Clemenceau während der Pariser Friedenskonferenz in die Möglichkeit einer vorzeitigen Räumung des Rheinlands eingewilligt. Artikel 431 des Friedensvertrags stipulierte: «Sofern Deutschland vor Ablauf der genannten 15 Jahre alle Verpflichtungen des vorliegenden Vertrags erfüllt hat, werden die Besetzungstruppen sofort abgezogen.»<sup>86</sup> Auf diesen Artikel stützten sich die deutschen Unterhändler und erreichten 1930 tatsächlich den vorzeitigen Abzug. Dabei waren die Vertragsverletzungen manifest, und niemand wusste es besser als die Reichsführung. Dass bereits sechs Jahre später das Rheinland remilitarisiert und damit die Voraussetzungen für einen Angriff auf Frankreich, Belgien, Luxemburg und die Niederlande geschaffen wurden, widerlegt sicher nicht die Wahrnehmung deutscher Duplizität.

Auf mittlere Sicht konnte sich Berlin auf diese Weise mit seiner Politik der Verletzung des Versailler Vertrages und der Revisionen durchsetzen. Mit der heimlichen Aufrüstung ebenso wie mit der Bildung gewaltiger kasernierter Polizeieinheiten im Umfang von 150'000 Mann<sup>87</sup>, um die 100'000-Mann-Beschränkung des Heeres zu umgehen. Die Reichsführung der Weimarer Republik verwischte das Bewusstsein für die Illegalität und arbeitete faktisch bereits auf den Zweiten Weltkrieg zu. Ohne die – höchst halbwegs heimliche – Vorarbeit während der Weimarer Republik wäre Deutschland 1939 nicht in der Lage gewesen, Europa zu überfallen.<sup>88</sup>

«Würden Sie unterschreiben, wenn man Ihnen solch ein Dokument vor-



legt?», erkundigte sich Paul Cambon bei Lord Curzon im Juni 1919: «Nein, ebensowenig wie Sie, aber weder Sie noch ich sind Deutsche. Sie unterschreiben in der festen Absicht nichts umzusetzen.»<sup>89</sup>

Am 17. Juni 1919 analysierte Paul Cambon jedoch: «Die Deutschen haben bis Montag Zeit zu unterzeichnen. Ich glaube, dass sie unterzeichnen werden. Der Vertrag bietet ihnen zu viele Vorteile. Keine augenfälligen, aber sehr reelle, denn der Vertrag ist nur die Ebene für einen Entwicklungsprozess.»<sup>90</sup>

Dem Ruf der Nation war der mangelnde Respekt vor Verträgen keineswegs zuträglich. Eingeladen in den USA eine Eisenbahnanleihe für das Reich aufzulegen, bemerkte Jack Morgan 1929 in unüberbietbarer Deutlichkeit: «Nach allem, was ich von den Deutschen sehe, sind sie ein zweitklassiges Volk; und ich ziehe es vor, wenn jemand anderer ihr Geschäft übernimmt.»<sup>91</sup>

## «Neid, Selbstmitleid und ein Hang zur Brutalität»

Eine spezifische nationale Mentalität

Nach frustrierenden Verhandlungen beklagte Austen Chamberlain in einem Brief an seine Frau «die fatale Unfähigkeit der Deutschen, die Psychologie anderer Völker zu erfassen und die Folgen ihres Handelns vorauszusehen».<sup>1</sup>

Der britische Staatsmann war nicht der Einzige, den dieser Wesenszug irritierte. Georges Clemenceau konstatierte einen kompletten Mangel an Einfühlungsvermögen, sein Kabinettschef Henri Mordacq fehlendes psychologisches Gespür (angesichts der 1914 erhobenen Forderung, als Alternative zur Kriegserklärung die Festungen Toul und Verdun zu übergeben), und für Woodrow Wilson waren Deutsche einfach «ein kreuzdummes Volk. Sie haben keine Ahnung von der menschlichen Natur.»<sup>2</sup>

Diese Defizite waren auch während des Krieges unübersehbar. Während sich die deutschen Gelehrten über die schlechte Auslandspresse angesichts der Massenerschiessungen in Belgien empörten, notierte Joseph Grew aus seinem diplomatischen Alltag in Berlin: «Mit den Deutschen umzugehen ist schwierig [...] Die praktizierte Brutalität, mit der wir hier in der Botschaft konfrontiert werden, ist nicht abzustreiten. Häufig sogar gegen reisende Amerikanerinnen.»<sup>3</sup>

Die Professoren hatten in ihrem «Aufruf an die Kulturwelt» im September 1914 die Belgien-Gemetzel in Abrede und die Logik auf den Kopf gestellt: «Es ist nicht wahr, dass wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben. Nachweislich waren Frankreich und England zu ihrer Verletzung entschlossen. Nachweislich war Belgien damit einverstanden. Selbstvernichtung wäre es gewesen, ihnen nicht zuvorzukommen.»

«Es ist nicht wahr, dass eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne dass die bitterste Notwehr es gebot. Denn wieder und immer wieder, allen Mahnungen zum Trotz, hat die Bevölkerung sie aus dem Hinterhalt beschossen, Verwundete verstümmelt, Ärzte bei der Ausübung ihres Samariterwerkes ermordet. Man kann nicht niederträchtiger fälschen, als wenn man die Verbrechen dieser Meuchelmörder verschweigt, um die gerechte Strafe, die sie erlitten haben, den Deutschen zum Verbrechen zu machen.»

«Es ist nicht wahr, dass unsere Truppen brutal gegen Löwen [Louvain] gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschiessung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der grösste Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. – Sollten in diesem furchtbaren Kriege Kunstwerke zerstört worden sein oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgendjemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerkes mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen [...]»<sup>4</sup>

«[...] Ein weiterer Versuch Deutschlands als der Verletzte zu posieren», notierte Joseph Grew bei ähnlicher Gelegenheit.<sup>5</sup> Nicht immer kam die veredelte Selbstdarstellung an: Statt des erhofften löste die Professorenpropaganda ein verheerendes Echo aus. Gerade in der Schweiz.<sup>6</sup> Deutschland hatte sich entpuppt als gemeinsamer Feind Europas und aller Länder, die das Völkerrecht respektierten.<sup>7</sup> In der Folge machte das Reich immer wieder höchst unliebsame Schlagzeilen, die nicht einfach als Feindpropaganda abzutun waren.

So empörte die brutale Exekution der Krankenschwester Edith Cavell<sup>8</sup> die Bevölkerung in den angelsächsischen Staaten nachhaltig. Die in Brüssel lebende Engländerin und Leiterin einer Pflegerinnenschule hatte als Teil einer zivilen Gruppierung im August 1914 versprengten alliierten Soldaten geholfen, sich dem Zugriff der Besetzungsmacht zu entziehen. Dafür war sie im

Herbst 1915 von einem deutschen Militärgericht zum Tode verurteilt worden. Die deutsche Militärregierung blockierte alle Versuche der amerikanischen und spanischen Diplomaten in Brüssel, einen Gnadenakt zu erwirken und verweigerte die Möglichkeit einer Appellation an Kaiser Wilhelm II.

Mit diesem extremen Urteil gegenüber einer Frau, die einzig ihren humanitären Gefühlen und ihrer landsmannschaftlichen Solidarität gehorcht hatte, machten sich die Richter zu Mördern.

Edith Cavells Anwalt Maître Kirschen berichtete, dass er nicht mit der Angeklagten sprechen durfte und nur von Teilen des Prozesses Kenntnis erhalten hatte: «Das Verfahren war geheim. Das Urteil wurde ihr im Saint Gilles Gefängnis verlesen, ohne dass die Anwälte Kenntnis erhalten hätten. Rechtsanwalt Kirschen erfuhr von der Verurteilung durch das für die Öffentlichkeit bestimmte Communiqué. Die Legation der Vereinigten Staaten wurde nachträglich von der Hinrichtung benachrichtigt, damit sie keine Möglichkeit hatte, zugunsten des Opfers zu intervenieren. Es bestätigt sich immer mehr, dass diese Hinrichtung eine regelrechte Ermordung war», resümierte Auguste Vier-set in seinen Aufzeichnungen.<sup>9</sup> Gottfried Benn, ganz der Obermedizinalrat der Besetzungsmacht, sah es sichtlich anders.<sup>10</sup>

Edith Cavell war keineswegs die einzige Frau im besetzten Belgien, über welche die Todesstrafe verhängt wurde.<sup>11</sup> Zusammen mit ihr waren auch die Gräfin Jeanne de Belleville und Louise Thuliez, eine Primarschullehrerin aus Lille, für das Erschiessungspeloton bestimmt. Wer für angebliche Vergehen zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt wurde, wie die Prinzessin Marie de Croy, konnte sich beinahe glücklich schätzen.<sup>12</sup> Damit bestätigte sich das böse Wort Michael Bakunins, für den Deutschland einzig «eine Verbindung von Wissenschaft und Brutalität» war.<sup>13</sup>

Brand Whitlock analysierte in der Nahbeobachtung der deutschen Armee in Belgien «einen monströsen Anachronismus: moderne Wissenschaft vor den Karren der Autokratie gespannt und gesteuert vom grausamen Willen einer heidnischen Welt».<sup>14</sup>

Dass diese spezifische Brutalität – oder, wie Harold Nicolson sie elegant umschrieb, «their practical ruthlessness»<sup>15</sup> – keineswegs exklusiv fremden Völkern vorbehalten bleiben musste, wurde höchstens zufällig wahrgenom-

men. Nachdem sie die Besetzung von Brüssel durchlitten hatte, erlebte die Frau eines belgischen Offiziers in Berlin den deutschen Umgangsstil. Während des Kapp-Putsches warf eine Einheit Handgranaten auf eine Gruppe von Damen: «Wenn man sieht, wie sie sich untereinander verhalten, könnte man beinahe sagen, dass sie bei uns liebenswürdig waren.»<sup>16</sup>

Neid, Selbstmitleid und einen Hang zur Brutalität sollte der englische Diplomat Robert Vansittart in seinem *Black Record* als die drei deutschen Eigenschaften definieren. Ein unverdächtiger Landsmann wie Admiral von Hintze, 1918 als Aussenminister eingewechselt und mitentscheidend dafür, dass ein Erich Ludendorff sich endlich den Realitäten stellte, diagnostizierte «Kleinlichkeit, Zanksucht, Neid, Mangel an Takt und Grazie» als nationale Eigenschaften. Deutsche haben «Menschen und Nationen nur selten richtig behandelt».<sup>17</sup>

Wie immer gab es auch Ausnahmen. Nach einem angenehmen Mittagessen am Tisch des Reichskanzlers im Hauptquartier in Charleville notierte der amerikanische Diplomat Joseph Grew: «Wenn alle deutschen Offiziere so wären wie die am Tische des Kanzlers, hätte Deutschland einen deutlich anderen Ruf als es hat.»<sup>18</sup>

Dass die Erfahrung des verlorenen Krieges dazu beigetragen hätte, mehr Gespür zu entwickeln, lässt sich nicht belegen. Austen Chamberlain musste Gustav Stresemann und Hermann Müller – als Aussenminister und Reichskanzler zwei historische Vorzeigefiguren der Weimarer Republik – 1928 daran erinnern, dass die kategorischen Forderungen nach einem sofortigen Abzug der Besetzungstruppen aus dem Rheinland die im Locarno-Abkommen vereinbarte Reziprozität unterlaufe. Die Parallelen zur deutschen Vorkriegspolitik waren unübersehbar.<sup>19</sup> Eyre Crowe im Foreign Office hatte bereits 1907 einmal festgestellt (und Chamberlain zitierte ihn 1928): «Wie jedes Zugeständnis an Deutschland nur dessen Appetit nach mehr stimulierte.»<sup>20</sup>

Dies hinderte Reichskanzler Hermann Müller – am 17. Dezember 1928 in Lugano – keineswegs, seine Forderung nach einem sofortigen Abzug aller Truppen zu wiederholen. Austen Chamberlain bemerkte dazu nur, dass «die

Deutschen das schwierigste Volk sind, um zu helfen. Sie rollen immer den Stein den Berg herab, den sie mühsam hochgerollt hatten.»<sup>21</sup>

Diese Neigung zu übertriebenen Forderungen und insistierender Verhandlungsführung hatte Staatspräsident Raymond Poincaré im Juli 1914 dazu bewogen, seinem Ministerpräsidenten Viviani mit auf den Weg zu geben: «Ich hatte nie ernsthafte Schwierigkeiten mit Deutschland, weil ich ihm immer mit Bestimmtheit begegnet bin.»<sup>22</sup>

Poincarés Lebenserfahrung im Umgang mit Deutschland war: «Deutschland hat nur Respekt vor der Stärke.»<sup>23</sup> Aus dieser Einsicht heraus fiel auch der Entschluss zur Politik der produktiven Pfänder und der Ruhrbesetzung, nachdem das Reich seine aus dem Friedensvertrag entstandenen Verpflichtungen ignorierte.

Georges Clemenceau hatte es vorexerziert. Kaum hatte der Ministerpräsident (und Kriegsminister) am 15. Juli 1919 Kenntnis erhalten, dass in Berlin auf offener Strasse ein französischer Korporal erstochen und zwei Offiziere wüst beschimpft worden waren, verlangte er eine Entschuldigung, 100'000 Francs Entschädigung für die Familie des Opfers und eine Million Francs Busse. Mit einer Frist von 48 Stunden.

Die Reichsregierung antwortete umgehend, dass sie sofort ein Entschuldigungsschreiben schicken werde und alle Forderungen akzeptiere.<sup>24</sup> Dazu sein Kabinettschef Mordacq: «Ich wollte an diesen Zwischenfall erinnern, weil er höchst symptomatisch war. Er zeigt, dass man von den Deutschen erhält, was die Gerechtigkeit verlangt, sofern man Druck aufsetzt. Also Reparationen verlangt und bereit ist, im Falle einer Verweigerung sofort Sanktionen zu verhängen. Nachdem ich mit ihnen im Rheinland lange zu tun hatte (mehr als fünf Jahre), konnte ich feststellen, dass sie alles in allem dasjenige Volk sind, das am einfachsten zu kommandieren ist. Sie sind gewohnt zu gehorchen. Zumindest, sobald sie sich einem Mann gegenübersehen, der kommandiert.»<sup>25</sup>

Dass eine gewisse Härte unverzichtbar war, um das Reich zur Besinnung zu bringen, war auch die feste Überzeugung Henry Wilsons. Der britische Generalstabschef bemerkte am 30. März 1921 in einem Brief an Arnold Robertson, den Hohen Kommissar der Rheinlandkommission (1920/21): «Wie Sie wissen,

bin ich, wie auch Sie, einer von denen, die denken, dass die einzige Methode im Umgang mit dem Boche ist, ihn erst niederzuschlagen und nachher mit ihm zu reden. Wenn man erst mit ihm redet, schlägt er einen nachher nieder. Deshalb bin ich sehr dafür, den Boches Gottesfurcht einzutreiben [...]»<sup>26</sup> Diese Einschätzung spiegelte eine in der britischen Führungsschicht verbreitete Überzeugung wider: «Ich kenne die Deutschen. Es gibt nur eine Art, mit ihnen umzugehen. Man muss bestimmt sein [...]»,<sup>27</sup> meinte am 5. Mai 1921 Sir Alfred Mond mit Blick auf die Neigung, sich den Reparationsverpflichtungen zu entziehen.<sup>28</sup>

Gleichzeitig glaubte die britische Führungsschicht jedoch Deutschland besser zu verstehen als die misstrauischen Franzosen, was Jacques Seydoux im Quai d'Orsay keineswegs entging. Es gebe so etwas wie eine spontane Nähe zwischen Briten und Deutschen, stellte der französische Diplomat fest: «die Ordnung, die vor dem Krieg herrschte, der Unternehmergeist [...] eine gewisse Weite, die Geschäfte anzugehen, und vor allem der Erfolg, die schnelle wirtschaftliche Entwicklung beeindruckten sie [...]»<sup>29</sup>

Diese Nähe hindere die Briten, die Schattenseiten wahrzunehmen: «[...] die tiefe Duplizität, [...] der verlogene Charakter eines guten Teils der Deutschen entgeht unseren Alliierten vollständig. Sie können nicht glauben, dass dieses Volk, das während des Krieges so viele Umstände aus dem «deutschen Gott» gemacht hat, das materialistischste überhaupt ist und dass Berlin den Namen «Heidenstadt» [deutsch im Original] verdient, den man ihm selbst in Deutschland gegeben hat.»<sup>30</sup>

Seydoux weiter: «Nicht, weil der Deutsche die Reparationen nicht zahlen konnte, sondern weil er Deutscher und weil er schlechter Europäer ist, wie er es immer war, hat er sich ruiniert, indem er in einem verarmten Deutschland wie ein Grand Seigneur lebte.»<sup>31</sup>

Bizarrerweise erlaubte die nationale Mentalität, Verträge nicht zu respektieren, aber gleichzeitig ein komplexes Ehrenverständnis zu pflegen. So fand es Ludendorff mit seiner «Ehre» nichtvereinbar, die Festung Metz aufzugeben.<sup>32</sup> Tirpitz wollte lieber mit seiner Flotte «ehrevoll» untergehen, als auf seine Rüstungspläne und seinen Anti-England-Kurs zu verzichten.<sup>33</sup> Und dass

sich die internierte Flotte gänzlich vertragswidrig selber versenkte, war Ehrensache. Kriegsverbrechen, Massendeportationen, Internierungen, Zwangsarbeit, die allgemeine Brutalisierung und Unredlichkeit paarten sich dagegen zwanglos mit dem Ehrenkodex der deutschen Führung.

Die nationale Neigung zum Selbstmitleid illustrierte niemand anschaulicher als Walther Rathenau. Angesichts der im Waffenstillstand akzeptierten Verpflichtung, Wiedergutmachungen (Reparationen) für die angerichteten Kriegsschäden zu leisten, schwelgte er in wilden Untergangspanthasien. Der Organisator der deutschen Kriegswirtschaft (und Chef des Elektro-Konzerns AEG) sah für 20 Jahre alles zerstört.<sup>34</sup> Aber exakt 20 Jahre später war Deutschland im Begriff, Europa zu überrennen.



## «Wir haben die Reithosen des Kaisers übriggelassen, aber sonst nichts»

Die alliierten Bedingungen für einen Waffenstillstand

In gewisser Weise machte sich Deutschland zu seinem eigenen Opfer. Der Vertrag von Brest-Litowsk war noch nicht lange unterschrieben und die erste Goldrate der Russen sowie allerlei Papierwerte kaum eingeliefert<sup>1</sup>, als das Reich selber vor dem dringenden Bedürfnis stand, zum Frieden zu finden und die Alliierten um einen Waffenstillstand zu bitten: «Ferocity asks for Peace», betitelte die *New York Times* ihr Editorial vom 12. Oktober 1918.<sup>2</sup>

«Mit dem Abgang [der Waffenstillstandsbitte] war des Deutschen Reichs militärischer Zusammenbruch offiziell festgestellt. Wir hatten die Antwort abzuwarten», resümierte Vizekanzler Friedrich Payer die Lage.<sup>3</sup>

Die 1914 als «minderwertig» abgetanen Armeen hatten gesiegt. Dass dieser überrasche Wechsel die auf einen Siegfrieden eingeschworene Bevölkerung überforderte, ist nachvollziehbar. Statt der verheissenen Beute drohte urplötzlich eine saftige Rechnung.

Dass die Reichsführung in ihrer Not, einen Krieg auf deutschem Boden zu vermeiden, die unmissverständlichen Bestimmungen des Waffenstillstands einschliesslich der Wiedergutmachungsverpflichtungen unterschrieb, aber keineswegs bereit war, die daraus resultierenden Friedensbedingungen zu akzeptieren, ist zwar nicht sehr logisch, aber menschlich nachvollziehbar. Auch wenn die Friedensbedingungen bei Weitem nicht so streng waren wie die Konditionen, die das Reich den Russen beim Friedensvertrag von Brest-Litowsk diktiert hatte. Was auch nicht logisch war. Aber es war schon unangenehm genug, nicht mehr als Sieger am Tisch zu sitzen, sondern als Besiegter: «Wir spielen hier

dieselbe Rolle, in der ich oft Trotzki's Mitarbeiter in Brest-Litowsk erlebte. Wir sind sogar denselben Ausgangsbeschränkungen unterworfen», schrieb Walter Simons, der Chefjurist der deutschen Friedensdelegation in Versailles, seiner Frau.<sup>4</sup>

So sah es auch der Vizekanzler Friedrich Payer: «Die Lage hatte doch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der im Februar 1918, als die Russen die Brest-Litowsker Friedensverhandlungen mit der Erklärung abgebrochen hatten, der Krieg sei für sie beendet. Wir haben damals in der Erkenntnis, dass der Krieg auch formell durch einen Frieden abgeschlossen werden müsse, wenn es wirklich Ruhe geben sollte, die militärischen Handlungen wieder aufgenommen, um die Russen zur Fortsetzung der Verhandlungen zu zwingen. Wie konnte man denn eigentlich annehmen, die Franzosen und Belgier werden uns gegenüber schonender verfahren?»<sup>5</sup>

Über die Niederlage und die Waffenstillstandsbedingungen unterrichtete die Regierung nur mit gezielten Auslassungen. Der englische Journalist Lord George Riddell, ein guter Bekannter David Lloyd Georges, hatte den Premierminister auf die deutsche Technik der unvollständigen Publikation hingewiesen: «Die Deutschen veröffentlichten die Waffenstillstandsbedingungen mit wichtigen Auslassungen, was den Alliierten in den neutralen Staaten schadete, und sie werden dasselbe mit den Friedensbedingungen tun.»<sup>6</sup>

In Wirklichkeit hatten Lloyd George, Georges Clemenceau, der italienische Ministerpräsident Vittorio Orlando sowie Colonel Edward House mit ihren Stäben die Waffenstillstandsbedingungen umfassend ausgearbeitet. Dafür hatten sie die alliierte Konferenz am 30. und 31. Oktober 1918 im Versailler Trianon-Palast einberufen. Am Ende der Konferenz konnte Georges Clemenceau resümieren: «Wir haben die Reithosen des Kaisers übriggelassen, aber sonst nichts.»<sup>7</sup>

Die Reichsregierung wusste sehr genau, warum sie sich mit den Reithosen des Kaisers begnügte. Die Alternative wäre die Besetzung Deutschlands und der völlige Zusammenbruch gewesen. Wie Friedrich Payer rückblickend schrieb: «Wir hatten ohnedies keine Wahl mehr, entweder mussten wir die Waffenstillstandsbedingungen annehmen oder unsere Armee musste im Feld kapitulieren. Letzteres war auch nach der Ansicht der Obersten Heeresleitung das Schlimmere.»<sup>8</sup>

Genau dies wollten in den USA die Republikaner um Henry Cabot Lodge und Theodore Roosevelt. Dies wollte auch General Pershing, der Kommandant der amerikanischen Truppen in Europa. Dies wollte ebenso die amerikanische Presse mit ihrer Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation».<sup>9</sup> Senator Henry Cabot Lodge war von unüberbietbarer Deutlichkeit: «Es gibt keine deutsche Regierung, mit der ich irgendetwas besprechen möchte [...] Es gibt nur eines: die bedingungslose Kapitulation.»<sup>10</sup>

Ein Friedrich Ebert, der drohenden Aussicht auf die bedingungslose Kapitulation knapp entkommen, brachte es keine vier Wochen später gleichwohl fertig, die gründlich geschlagene Armee in bemerkenswerter Unverfrorenheit mit den Worten zu begrüßen: «Unbesiegt im Felde!»<sup>11</sup>

Auch ging die weitgehend weiterhin von den alten kaiserlichen Beamten gesteuerte Reichsregierung souverän darüber hinweg, dass Berlin sich für seinen Siegfrieden sehr viel schärfere Bedingungen ausgedacht hatte, als es selber hinzunehmen bereit war. Nur schon die geplanten Kriegskontributionen hatten sich in astronomischer Höhe bewegt. Georges Clemenceau hatte keine Illusionen: «Besiegt, wäre unser Schicksal unter Ludendorff nicht anders gewesen als dasjenige Roms unter Hannibal.»<sup>12</sup>

Dies war alles blitzartig vergessen. Stattdessen profilierte sich Deutschland erfolgreich als Opfer. Gerade in den USA verzeichnete die deutsche Kampagne mit dem Zerrbild eines aggressiven Frankreichs gegen ein waffenloses und friedliches Deutschland beachtliche Erfolge. Der Diplomat Jean Giraudoux nahm dies zum Anlass, auf der alliierten Konferenz in Cannes ein Faltblatt mit zwei Aufnahmen heruzureichen: links unter dem Titel «French Militarism» ein Bild von Ferdinand Foch und Maxime Weygand in Zivil mit der Aktenmappe unter dem Arm auf dem Weg aus dem Aussenministerium. Rechts unter dem Titel «German Spirit of Peace» Hindenburg mit 20 anderen Generälen in vollem Wuchs, montiertem Säbel und der Pickelhaube auf dem Schädel.<sup>13</sup>

Wirksamkeit war bereits der Kommunikationspolitik der kaiserlichen Regierung nicht abzusprechen gewesen. «Die deutsche Regierung tut ihr Bestes,

um den Hass über die Presse anzustacheln [...] Sie haben die ganze Presse des Landes in ihrer hohlen Hand», notierte Joseph Grew in der amerikanischen Botschaft 1915 nach leidvollen Erfahrungen infolge einer deutschen Pressekampagne. Grew wusste aber auch, wer im Auswärtigen Amt solche Dinge wieder abstellen konnte.<sup>14</sup>

Frankreich hatte schon immer ein populäres Feindbild geboten. Dafür waren keine besonderen Efforts nötig gewesen. Mit dem britischen Empire in wenigen Jahren eine neue Feindprojektion aufgebaut zu haben, war dagegen eine historisch nie dagewesene Leistung. Dies war im Zeitalter der aufkommenden Massenpresse technisch möglich geworden und gleichzeitig eine echte Premiere.

Der Erfolg überstieg alle Erwartungen: Am 4. August 1914 schlugen die Berliner die Scheiben der englischen Botschaft ein und verprügelten englische Journalisten: «Berlin ist nicht länger eine zivilisierte Stadt; die inhärente Barbarei der Deutschen zeigte sich nie so stark», notierte ein deprimierter Joseph Grew.<sup>15</sup>

Die ganz grosse Glanzleistung – zumindest unter dem Aspekt der Meinungssteuerung – war jedoch, dem deutschen Kollektivbewusstsein dauerhaft zu einem paranoischen Weltbild verholfen zu haben. «Der Durchschnittsdeutsche geht von vorneherein davon aus, dass wir jede Massnahme rein aus Feindschaft gegenüber Deutschland und Freundschaft zu den Alliierten ergriffen haben [...] eine logische Diskussion ist unmöglich», fasste Joseph Grew seine Gespräche in Berlin zusammen.<sup>16</sup>

Die aussenpolitische Selbstisolierung wurde ebenso bereitwillig als «Einkreisung» akzeptiert wie die Entscheidung zum Krieg als «unvermeidlich». Für eine Kriegserklärung an Frankreich reichte als Begründung am Ende eine banale Falschmeldung. Die Verheissung eines schnellen Feldzugs fand so freudigen Widerhall, dass niemand die angeführte Begründung auch nur auf ihre Plausibilität prüfte.

Als sich die Verheissung des schnellen Feldzugs nicht realisierte, stellte niemand unangenehme Fragen. Dass mit der verlorenen Marne-Schlacht der Feldzug gescheitert war, behielt die Reichsführung für sich.<sup>17</sup> Die ausdrückliche Formulierung der Kriegsziele – darunter die Einverleibung Belgiens und

Nordostfrankreichs – signalisierte vielmehr einen ungebrochenen Willen, Europa zu dominieren.

Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg brachte es fertig, 1916 vor dem Reichstag zu behaupten: «Das deutsche Volk führt diesen Krieg als Verteidigungskrieg, zur Sicherung seines nationalen Daseins und seiner freien Fortentwicklung.»<sup>18</sup> Solch absurde Tatsachenverdrehung steigerte sich im Dritten Reich zur alltäglichen Aussage. Der Zürcher Bankier Werner Bär pflegte sie gerne mit einem plakativen Bild zu illustrieren: «Jüdisches Kindermädchen beisst deutschen Schäferhund.»<sup>19</sup>

Eine konsequente Verschliessung vor den Realitäten ist zusammen mit starker Überempfindlichkeit ein klassisches Symptom für eine Paranoia. Das Reich unterzeichnete den Waffenstillstand mit der Autosuggestion, seinen Dominanzanspruch nicht aufgegeben haben zu müssen. Der J.P. Morgan-Partner Thomas Lamont erlebte es höchst konkret, wie sein Enkel schreibt:

«Am 4. Februar (1919) trafen die Lamonts in London ein. Thomas W. Lamont sah dort Robert Bacon, einen früheren J.P. Morgan-Partner, der gerade von einer Beobachtungsreise durch Deutschland zurückgekommen war. Bacon berichtete, die Deutschen seien verstockt, arrogant, verbittert und weiterhin entschlossen, Europa zu dominieren. Sie glaubten nicht, dass ihre Armeen geschlagen wurden und militärisch kollabiert seien. Sie hätten den Waffenstillstand einzig vorgeschlagen, um weiteres Blutvergiessen auf beiden Seiten zu vermeiden. Lamont glaubte dagegen nunmehr, dass der Waffenstillstand hätte vermieden werden können. Mit seiner unter den alliierten Gegenattacken zerbrochenen Armee wäre Deutschland bald gezwungen gewesen zu kapitulieren. Die Aussichten auf einen befriedigenden, für die Deutschen ohne Groll akzeptablen Friedensvertrag schienen deutlich weniger vielversprechend angesichts der deutschen Haltung, von der Bacon berichtete.»<sup>20</sup>

Die kollektive Selbstsuggestion gestattete keine nüchterne Lageanalyse. Aus dieser paranoischen Weitsicht heraus war es nur konsequent, Buchstaben und Geist des Friedensvertrags von Versailles zu unterlaufen. Die Gesamtidee

des Vertrages war ein dauerhafter Friede: dafür die Gründung des Völkerbunds, die Limitierung der deutschen Bewaffnung, die Beschränkung der Armee auf 100'000 Mann, die Reduktion der Marine auf einen Küstenschutz, das Verbot von Fliegertruppen und die Entmilitarisierung des Rheinlands. Das Reich sollte nicht mehr Europa überfallen können.

Aber die zeitweise erwogene Zerlegung Deutschlands unterblieb. Georges Clemenceau fand die Reichsbildung irreversibel. Deutschland blieb eine intakte Grossmacht: «Was wollen Sie. Es gibt dort gleichwohl 60 Millionen Menschen, mit denen wir umgehen müssen», so der französische Ministerpräsident am 11. Oktober 1919 vor dem Senat.<sup>21</sup> (Das ihm in der deutschen Literatur gerne zugeschriebene Wort der «20 Millionen Deutschen zuviel» ist nicht dokumentiert.)

Hinter dem Ziel eines Friedens für Europa den Versuch wittern zu wollen, das Reich zu erniedrigen – so bereits die spontanen Reaktionen der deutschen Delegation in Versailles nach der ersten Lektüre des Vertragsentwurfs<sup>22</sup> –, deutete nur an, wie weit sich das Land von der europäischen Wertewelt entfernt und eine Sonderwelt konstruiert hatte.

Aus dieser Sonderwelt heraus war es nur logisch, sich zu wehren gegen die Verantwortung für den Krieg, die verübten Verbrechen, die Zerstörungen in Belgien und Frankreich – die Ruinierung der belgischen Finanzen nicht zu vergessen – und entsprechend den Friedensvertrag nicht zu akzeptieren.

Hindenburg, inzwischen Reichspräsident, und sein Aussenminister, der Friedensnobelpreisträger Gustav Stresemann, negierten jegliche deutsche Verantwortung an den in Belgien verübten Gemetzeln.<sup>23</sup> «Die deutsche Armee hat den Krieg mit sauberen Händen geführt», erklärte der Reichspräsident 1927 anlässlich der Einweihung des Tannenberg-Denkmal.<sup>24</sup>

Dass die Alliierten im Geiste dieses Friedenswillens zu allen möglichen Konzessionen an Deutschland bereit waren, hatte ebenfalls seine Logik. Bis hin zum Anschluss Österreichs und der im Münchner Abkommen von 1938 konzedierte Aneignung des deutschsprachigen Böhmens. Die Alliierten opferten alles für den Frieden und unterzeichneten dafür selbst das Münchner Abkommen.

Sie unterschätzten jedoch einmal mehr die deutsche Duplizität und den «verlogenen Charakter», auf den Jacques Seydoux hingewiesen hatte.<sup>25</sup> Die unzähligen Friedensbekenntnisse tarnten nur einen von langer Hand angelegten Plan zur Wiederaufrüstung. Walther Reinhardt, 1919 zum Kriegsminister ernannt, dachte bereits im Dezember 1918 über die nächste Kriegsbereitschaft «in 15 Jahren» nach. «Für dieses Ziel muss man auch eventuell Opfer bringen können.»<sup>26</sup>

Kaiser Wilhelm hatte schon im Juli 1917 die Parlamentarier darauf angesprochen, «wie am Schluss des Krieges nach einer Verständigung mit Frankreich der ganze europäische Kontinent unter seiner, des Kaisers, Führung den zweiten, den eigentlichen Krieg, den gegen England, führen werde».<sup>27</sup>

«Glauben Sie nur nicht, dass sie uns je vergeben werden. Sie suchen nur eine Gelegenheit für eine Revanche. Nichts wird den rasenden Eifer derer brechen, die ihre Domination über die Welt errichten wollten und die sich selbst dem Ziel so nah wähnten», bedeutete der französische Ministerpräsident dem amerikanischen Präsidenten am 28. März 1919 über der Diskussion des Vertragsentwurfs.<sup>28</sup> Clemenceau sah das Nachbarvolk absolut illusionslos.

Die Alliierten trugen mit ihrer Politik der ständigen Konzessionen unwillentlich dazu bei, dass sich diese deutsche Sonderwelt in extremer Form entfalten konnte. Darüber machte sich Deutschland am Ende zu seinem eigenen Opfer, versuchte aber bald wieder den Faden weiterzuspinnen. Die überreiche deutsche Literatur über einen Widerstand ohne Wirkung ortete die Ursache ihrer Wirkungslosigkeit gerne bei den britischen Appeasement-Politikern, welche die zugeflüsterten Warnungen aus oppositionellen deutschen Kreisen nicht beherzigten. (Was zunächst und vor allem erst einmal das allgemeine Misstrauen gegenüber Deutschland widerspiegelte.)

Der Überfall auf Polen rechtfertigte den Versailler Friedensvertrag bis zum letzten Komma. Ihn systematisch unterlaufen zu haben, kam am Ende unendlich viel teurer als die viel geschmähten Wiedergutmachungsverpflichtungen. Aber bis heute schmälert die aus der selbstkonstruierten Sonderwelt heraus vorgetragene Argumentation die Reputation des Friedenswerks.

Insofern lebt der Geist der radikalen und gut organisierten Universitätsprofessoren aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg weiter. Deren Ehrgeiz war es gewesen, «der Welt eine spezifisch deutsche Art zu fühlen und zu denken aufzuerlegen».<sup>29</sup>



Deutschland hat ohne Ende Strassen und Plätze nach Adolf Hitler benannt, aber für Woodrow Wilson fand sich nicht einmal eine kleine Sackgasse. Nach 1945 ergab sich dringender Umbenennungsbedarf. Doch für den amerikanischen Präsidenten – und Inspirator des Völkerbunds – fand sich weiterhin keine einzige Strasse.

Dabei war Woodrow Wilson die letzte Hoffnung gewesen, dem totalen Zusammenbruch zu entgehen und einen akzeptablen Waffenstillstand zu finden. Die Verbindung zum amerikanischen Präsidenten erfolgte über das Eidgenössische Politische Departement (in der Zwischenzeit in EDA umgetauft). Es übermittelte das Begehren an die Schweizer Botschaft in Washington. Die Botschaft wiederum leitete es an das State Departement weiter. In der Nacht des 4. Oktober 1918 sandte Reichskanzler Max von Baden dem deutschen Gesandten in Bern ein Telegramm mit den Worten: «Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen [...] Sie nimmt das [...] in der Kongressbotschaft vom 8. Januar 1918 [...] aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen an. Um weiteres Blutvergiessen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung den sofortigen Abschluss eines allgemeinen Waffenstillstands [...] herbeizuführen.»<sup>1</sup>

Wilson konkretisierte in seinen Antworten sukzessive die Vorbedingungen. Dazu gehörten der Verzicht auf Terrorattacken – zu Lande wie zur See – ebenso wie die Abdankung des Kaisers.

Die Reichsregierung erklärte sich in ihrer Note vom 27. Oktober mit allen Bedingungen einverstanden: von Elsass-Lothringen bis zum Verzicht auf die

polnisch bevölkerten Regionen in Pommern und Ostpreussen, die Befreiung Belgiens und die Wiedergutmachungen für die angerichteten Kriegsschäden.<sup>2</sup>

Von dieser Stunde an lebte Berlin in der Sorge, vom amerikanischen Präsidenten keine Antwort mehr zu erhalten. Für das Reich war die Lage mehr als dramatisch. Ohne seinen kollabierten Verbündeten Österreich-Ungarn stand es im Süden und Südosten schutzlos da. Wacklig war die Lage bereits gewesen, seit Bulgarien am 29. September ausgeschieden war.<sup>3</sup> Der Verbündete hatte nach dem konzentrierten Angriff der französischen «Armées d'Orient» unter der Führung Franchet d'Espereys kapitulieren müssen. Im Verlauf des weiteren Vormarschs wurde Belgrad am 1. November befreit.

Im Westen drohte täglich die Front zusammenzubrechen.<sup>4</sup> Am 28. Oktober bilanzierte AA-Staatssekretär Paul von Hintze aus dem Hauptquartier in Spa nüchtern: «Die Verluste an Offizieren sind vernichtend.»<sup>5</sup> In München wurde der bayerischen Regierung bewusst, dass sie täglich mit einem Einmarsch rechnen müsse. Es kam «Panik» auf. In Berlin ging die Angst vor einem bayerischen Sonderfrieden um.<sup>6</sup>

Als der Abgeordnete Eduard David am 5. November in der Reichstagskommission vorschlug, einfach zu kapitulieren, falls die Alliierten nicht innert einer Woche ihre Bedingungen bekanntgäben, regte sich kein Widerspruch.<sup>7</sup>

Wilhelm Groener, der neu ernannte Generalquartiermeister und faktische Generalstabschef, hatte zunächst keine konkrete Antwort auf die präzise Frage des Vizekanzlers Friedrich Payer, «wieviel Zeit wir noch hätten, bis wir kapitulieren müssten».<sup>8</sup>

In seiner Unterredung mit dem Reichskanzler Max von Baden am 6. November machte der inzwischen lagekundig gewordene Generalstabschef jedoch klar, dass man sich direkt an Marschall Foch wenden müsse, falls die Antwort Wilsons nicht bis Samstag käme: «Am 6. November stellte Groener eine noch schlimmere Prognose als am Tage vorher. Ich sah ihn zunächst im Garten [...] Nunmehr teilte er mir mit, dass wir mit der weissen Fahne hinübergehen müssten [...] Sonnabend ist der letzte Tag», so Max von Baden in seinen Erinnerungen.<sup>9</sup>

Wilhelm Groener war auch anwesend, als der Reichskanzler anschliessend das Kriegskabinett orientierte. Der Generalquartiermeister wortwörtlich: «Auch ich hatte gehofft, dass wir acht bis zehn Tage warten können, bis wir uns an der [neuen] Linie gesetzt haben. Nach dem, was ich inzwischen von Kiel, von Tirol und von der Heimatstimmung erhoben habe, insbesondere in Bayern, mit weitreichenden politischen Konsequenzen, bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass wir den Schritt, so schmerzlich es ist, tun und Foch fragen müssen.»<sup>10</sup>

Als der von Hindenburg als Nachfolger Ludendorffs ausgelesene Generalquartiermeister am 30. Oktober 1918 in Spa eingetroffen war, zogen sich die deutschen (und die drei österreichischen) Divisionen im Westen auf breiter Front zurück. Die mit dem Rückzug verbundene Frontverkürzung reichte aber nicht, um die hohen Verluste zu kompensieren. (Der Herbst 1918 lieferte das Gegenstück zum Sommer 1914. Bei Kriegsbeginn hatte der Generalstab Frontbreite gesucht, um die numerische Überlegenheit der deutschen Armeen auszuspielen zu können. Nachdem jedoch die Kampfstärken der Divisionen unwiederbringlich weggeschmolzen waren, suchte er eine Frontverkürzung.)

«Groener will sich jetzt ein Bild verschaffen vom Zustand und der Stimmung unserer Westfronttruppen. Daher fuhr er eben nach der Front, um überall Stichproben zu machen. Er liess dabei durchblicken, dass sein Vorgänger Ludendorff sich vielleicht zu sehr auf die Berichte seiner jungen «Halbgötter» verlassen habe, die er stets auszusenden pflegt, oder auch auf die Auskünfte der Generalstabschefs der Heeresgruppen und Armeen, an sich ein durchaus guter und richtiger Gedanke», notierte Oberst Albrecht von Thaer im Grossen Generalstab.<sup>11</sup>

Hindenburgs Entscheidung für Groener<sup>12</sup> als Generalquartiermeister – formal war Hindenburg der Generalstabschef – war seine wichtigste, intelligenteste und für die Erhaltung der Reichseinheit entscheidende gewesen. Das Offizierskorps in seinem Partikulardenken würdigte sie nur sehr bedingt. Nicht zuletzt, weil Groener schon vom physischen Habitus her nicht der Inbegriff des

schneidigen preussischen Offiziers war: «Mir hat an ihm immer etwas das Offiziersmässig-Soldatische gefehlt, ein besonders beliebter, welterfahrener «Reserve»-Offizier, so ist er mir immer vorgekommen», charakterisierte ihn sein jüngerer Generalstabkollege Albrecht von Thaer.<sup>13</sup>

Karl von Einem, der Oberbefehlshaber der 3. Armee, schrieb seiner Frau: «Nachfolger von Ludendorff ist der vielgenannte, mit einem Tropfen socialistischen Oels gesalbte General Groener. Württemberger, aus ganz kleinen Zahlmeisterverhältnissen hervorgegangener Mann. Sehr klug, aber die Ballonmütze im Koffer.»<sup>14</sup>

Schärfer noch äusserte sich Adolf Wild von Hohenborn, der Schulfreund Wilhelms II. und Vertraute Erich von Falkenhayns. Der General hatte 1914 «die Brüder [nämlich Frankreich als Gegner] doch auch dabei haben» wollen.<sup>15</sup> Jetzt schrieb er seiner Frau: «Was ich beim Namen Groener empfinde, weisst Du. Er ist insofern gut ausgesucht, als er Nichtpreusse und Demokrat ist, also in unsere hohen Kreise passt. Im Übrigen ist es ja stets sein Amt gewesen, Trümmer zurückzulassen: als Eisenbahnchef, im Kriegsernährungsamt, im Kriegsamt; überall ging er, als die Reklame versagte und die Sache abwärts ging. In der Ukraine hat er nichts geschafft, und so wird er auch im neuen Amt sehr geeignet sein, den zu erwartenden ungünstigen Abschluss zu leiten.»<sup>16</sup>

Groener machte sich keine Illusionen über seine Aufgabe und den Undank, der ihn erwartete. Er hatte zunächst möglichst langsam zurückwollen, um Material und Verwundete zu bergen.<sup>17</sup> Hermann von Kuhl, der Stabschef der Armeegruppe des Prinzen Rupprecht, glaubte, die Schelde noch zehn Tage lang halten zu können. Max von Gallwitz, der die Armeen an der Maas kommandierte, wollte dagegen sofort auf die Linie Antwerpen-Maas zurück.

Für den 14. November war der Grossangriff Pétais um Metz herum entlang der Mosel geplant, um die kaiserlichen Armeen in Belgien in die Zange zu nehmen. In der Moselregion standen den französischen Kräften nur ein paar kümmerliche Landwehrdivisionen gegenüber. Erich Ludendorff war durchaus im Bild gewesen über die Schwächen seiner Position. Seit dem 17. Oktober hatte der Generalquartiermeister vor einem Angriff aus Lothringen heraus gewarnt.<sup>18</sup>

Noch schlimmer war die Lage an der Italienfront und auf dem Balkan. Am 1. November hatte sich die neue ungarische Regierung im Alleingang aus dem Krieg verabschiedet.<sup>19</sup> Österreich folgte zwei Tage später. Der in der Villa Giusti – unweit von Padua – unterzeichnete Waffenstillstand war faktisch eine Kapitulation. Mit der Unterschrift stand den Alliierten der Brenner für einen Vormarsch auf München offen.

Der oberste Kriegsrat der Alliierten entschied auf seiner Tagung am 3. November in Versailles, zehn italienische Divisionen im Raum Innsbruck zu konzentrieren sowie 20 bis 30 weitere Divisionen in der Region Salzburg. Nach Salzburg sollten auch die fünf französischen und englischen Divisionen dislozieren, die in Italien stationiert waren.<sup>20</sup>

Als Vizekanzler Payer Hindenburg und Ludendorff am 25. Oktober besorgt auf die offene Südflanke angesprochen hatte, hatten sich die Generäle noch in vage Hoffnung geflüchtet. Hindenburg meinte sogar, «wir seien über den Graben».<sup>21</sup>

Reichskanzler Max von Baden hielt in der Sitzung seines Kriegskabinetts vom 6. November fest: «Unter allen Umständen müssen die Verhandlungen mit Foch bis Freitagmorgen, 8. November, eingeleitet werden.»<sup>22</sup> Am selbigen Nachmittag traf dann endlich Wilsons Note ein. Ihr Tenor: Die Alliierten (Frankreich, das britische Empire und Italien) hätten mit zwei Vorbehalten die 14 Punkte als Basis für den Waffenstillstand bestätigt; Marschall Foch halte die genauen Bedingungen bereit.<sup>23</sup>

Noch in derselben Nacht – um 0.30 Uhr des 7. Novembers – setzte die Oberste Heeresleitung im Auftrag der Reichsregierung einen Funkspruch an Marschall Foch ab: «Nachdem die Reichsregierung vom Präsidenten der Vereinigten Staaten in Kenntnis gesetzt wurde, dass Marschall Foch ermächtigt sei, die akkreditierten Gesandten zu empfangen und ihnen die Waffenstillstandsbedingungen mitzuteilen, gibt sie die Namen ihrer Bevollmächtigten bekannt und erkundigt sich nach dem Ort, an dem sie die französische Front überqueren können. Im Interesse der Menschheit verlangt sie ausserdem einen Waffenstillstand.»<sup>24</sup>

Die Erleichterung im Auswärtigen Amt war gross, wie der bayerische Gesandte Hugo von Lerchenfeld-Köfering seinem König nach München berichtete: Deutschland würde eine «Kapitulation in offener Feldschlacht» vermeiden können. Die 14 Punkte böten Schutz vor französischen Forderungen. Die *Frankfurter Zeitung* wiederum spendete ihren Lesern Hoffnung mit dem Hinweis, dass das Selbstbestimmungsrecht – einer von Wilsons 14 Punkten – dem Reich die Möglichkeit liesse, Deutsch-Österreich zu integrieren.<sup>25</sup>

Dass der amerikanische Präsident dem deutschen Reich die Kapitulation ersparte, hat es ihm nie gedankt.<sup>26</sup> Das Bewusstsein, gnädig davongekommen zu sein, hielt so wenig vor wie das zunächst durchaus vorhandene Schuldgefühl.

Angesichts der im September 1918 auf dem Rückzug wieder aufgenommenen Praxis der systematischen Zerstörungen ganzer Dörfer und jeglicher Infrastruktur – notabene ohne militärische Notwendigkeit – hatte Ministerpräsident Clemenceau am 4. Oktober per Radiotelegramm eine eindringliche Warnung übermittelt: «Das deutsche Volk, das sich an diesen Taten beteiligt, wird die Folgen zu tragen haben. Die Urheber und Auftraggeber dieser Verbrechen machen sich moralisch, strafrechtlich und materiell verantwortlich. Sie werden vergeblich der unausweichlichen Sühne entweichen wollen, die sie erwartet. Die Rechnung, die zu begleichen ist, bleibt offen. Sie wird saldiert werden.»<sup>27</sup>

Woodrow Wilson hatte ebenfalls in aller Deutlichkeit zur Kenntnis gegeben: kein Waffenstillstand, solange Terrorakte verübt werden. Daraufhin konnte Paul Cambon nach dem deutschen Abzug aus Lille am 18. Oktober 1918 zufrieden konstatieren: «Die Deutschen setzen ihre Räumung fort. Sie haben Lille nicht angezündet: Die Anathema Präsident Wilsons zeigen Wirkung.»<sup>28</sup>

Die Bilanz blieb auch ohne weitere Sprengungen verheerend: Allein 2'901 Kilometer Eisenbahnnetz waren zerstört oder beschädigt.<sup>29</sup> Im Detail liest es sich noch etwas deutlicher: 5'600 Gleiskilometer, 1'010 Brücken, 12 Tunnel, 590 Bahnhöfe sowie 3'180 Kilometer Fernmeldeleitungen hatten die technischen Einheiten auf dem Rückzug in die Luft gejagt oder sonst wie unbrauchbar gemacht.

Die Brücken hatte die deutsche Genie allesamt im ganz grossen Stil – mit samt den Rampen und Pfeilern – gesprengt: «Die Deutschen erwiesen sich bei dieser Gelegenheit als Weltmeister der Zerstörung», so der Statistiker Edmond Michel in seiner Schadensaufstellung.<sup>30</sup> Dazu kamen die Installationen der schweren Minen mit Langzeitzündung. Sie waren so konstruiert, dass sie erst einen Monat nach dem Abzug explodierten.<sup>31</sup>

Bei den Waffenstillstandsverhandlungen in Rethondes/Compiègne bestand Foch auf der sofortigen Auslieferung der Karten mit den genauen Positionen der Zeitminen. Das umfangreiche Werk wurde daraufhin aus dem Hauptquartier des Grossen Generalstabs in Spa eingeflogen. Mit einer deutschen Maschine. Es verzeichnete über 500 schwere Zeitminen.<sup>32</sup>

Als die deutsche Friedensdelegation im April 1919 – keine sechs Monate nach dem Waffenstillstand – nach Paris reiste, empörten sich Walter Simons und Victor Schiff, ein begleitender Journalist, dass der Zug nicht im gewohnten Tempo durch die zerstörten Gebiete rollte.

Ihr Verdacht: Das Tempo sei bewusst gedrosselt worden, um der deutschen Delegation das Elend der zerstörten Gebiete länger vor Augen zu führen.<sup>33</sup> Den naheliegenden Gedanken, dass nach sechs Monaten Gleiskörper, Brücken, Signalisation, Stellwerke und Bahnhöfe schlecht wiederhergestellt sein konnten, unterdrückten die deutschen Delegierten. Die grenzenlose Bereitschaft, den Franzosen alle möglichen Schikanen zuzutrauen, wirft ein bezeichnendes Licht auf die deutsche Überempfindlichkeit und das unverändert paranoische Weltbild.

So etwas wie ein schlechtes Gewissen, Bedauern und Reue verflüchtigte sich dagegen blitzartig. Dabei hatten die Reichsorgane aus dem besetzten Frankreich nur schon an Bargeld nicht weniger als 2,5 Milliarden Francs herausgepresst.<sup>34</sup> Allein die Stadt Lille führte 184,36 Millionen Francs ab.<sup>35</sup>

Lille hatte am 19. Mai 1917 auch die systematische Plünderung seiner Kunstsammlungen hinnehmen müssen. Dafür war eigens der Konservator des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums angereist.<sup>36</sup>

Für die Plünderung der Kunstsammlungen fand sich ebenso wenig eine mi-

litärische Rechtfertigung wie für die unter Wasser gesetzten Kohlengruben und die gesprengten Schächte. Nach dem deutschen Abzug waren 3160 Kilometer Stollen eingestürzt und 2160 Kilometer geflutet.<sup>37</sup>

Von den 113 zerstörten Zechen konnten fünf Jahre später immerhin 105 wieder den Betrieb aufnehmen. Dafür mussten die Bergbau-Ingenieure nicht weniger als 97640 Millionen Kubikmeter Wasser abpumpen lassen. Bis 1927 waren die Arbeiten noch nicht abgeschlossen.<sup>38</sup> Allein die Kosten für die Wiederherstellung der Kohlenzechen beliefen sich auf 3,4 Milliarden Francs.<sup>39</sup>

Dass so gut wie alle Produktionsmaschinen zerstört worden waren,<sup>40</sup> wie bereits 1914 in Lens,<sup>41</sup> widerlegt sicher nicht den französischen Verdacht, dass das Reich an einer nachhaltigen Schädigung Frankreichs interessiert war: «Wir wollen eure Industrie zerstören», so ein deutscher Sprengoffizier zu einem französischen Minen-Ingenieur.<sup>42</sup>

Am 20. November 1918, eine Woche nach Unterzeichnung des Waffenstillstands, entsandte die französische Regierung zwei Beamte nach Spa ins Hauptquartier der deutschen Armeen. De Celles, Chef des Armeerechnungswesens, und Charles Comte de Lasteyrie, ein Inspecteur des Finances, überquerten die deutschen Linien mit einer weissen Fahne am Wagen.

Finanzminister Lucien Klotz hatte die beiden beauftragt, die Rückgabe der Dokumente und Wertschriften zu regeln, welche die Deutschen aus den besetzten Departements entwendet hatten. «In wenigen Tagen wurden mehr als 8,5 Milliarden gestohlener Titel, Wertschriften und Schmuck zurückerstattet.»<sup>43</sup>

Weiter galt es, das russische Gold zu behändigen, das nach dem Vertrag von Brest-Litowsk in die Verfügung Deutschlands gelangt war.<sup>44</sup> Später kam noch der gestohlene Kunstbesitz hinzu.<sup>45</sup>

Mit der ersten Etappe für die «Einrichtung einer allgemeinen Kontrolle der deutschen Finanzen»<sup>46</sup> – entsprechend den Waffenstillstandsvereinbarungen vom 13. Dezember in Trier – beauftragte Paris Louis Martin, zu dem Zeitpunkt Sous-Gouverneur des Crédit Foncier de France.<sup>47</sup> Martin war hoher Beamter



in der Steuerverwaltung gewesen und bekannt für sein Durchsetzungsvermögen.<sup>48</sup> Als er am 5. Januar 1919 in Mainz bekanntgab, wie er sich seinen Auftrag vorstelle, eine Kapitalflucht zu unterbinden, erhoben die deutschen Delegierten mit Blick auf die ausländischen Wertschriften in privatem und in Bankenbesitz schwere Bedenken und alarmierten die Regierung.

Am 15. Januar protestierte Aussenminister Brockdorff-Rantzau vehement: «Die Forderungen der Entente können nur die finanzielle Versklavung Deutschlands gegenüber der Entente bezwecken [...] Solch ein Vorgehen ausserhalb allen menschlichen Verständnisses und natürlichen Rechts muss jedes Verlangen nach Versöhnung zwischen den Völkern ersticken und wird niemals weder verziehen noch vergessen.»<sup>49</sup> Die umgehend informierte *Frankfurter Zeitung* doppelte nach und schrieb von «sadistischen Tricks, mit denen Herr Martin versucht, unsere Finanzen abzuwürgen».<sup>50</sup>

Auch der zu den Waffenstillstandsverlängerungen am 15./16. Januar nach Trier entsandte John Maynard Keynes intervenierte. Der Ökonom war damals noch Beamter im englischen Schatzamt und für die Friedensverhandlungen nach Paris delegiert worden, wurde dann aber aufgrund seiner manifesten Illoyalität abgelöst. In der tiefen Überzeugung seiner überlegenen Fachkompetenz motivierte die dienstliche Massnahme Keynes höchstens zusätzlich zu seiner publizistischen Attacke. 26 Jahre später in Bretton Woods bewies er mehr Einsehen.

Keynes war aufgewachsen mit deutschen Kinderschwestern und – wie er selber bekannte – regelrecht verliebt in den melancholischen Carl Melchior aus der deutschen Waffenstillstandskommission: «In a sort of way I was in love with him», schrieb er in seinem posthum veröffentlichten Essay *Dr. Melchior A Defeated Enemy*,<sup>51</sup> den er 1920 in seinem Bloomsbury-Zirkel vorlas. Virginia Woolf geizte nicht mit anerkennenden Worten.<sup>52</sup> Die Schriftstellerin war mit Keynes die herausragendste Figur in dieser herausragenden Künstler- und Literatengruppierung, die unter einem Dach lebte.

Der abgrundtief pessimistische Hamburger Bankier – und Partner der Bank Warburg – soufflierte dem britischen Ökonomen jene Argumente, die Keynes später in seinem Pamphlet *The economic consequences of the peace* ausbreite-

te. Seine statistischen Zahlen wiederum übernahm Keynes ungeprüft aus Artikeln in der niederländischen Presse, welche die deutsche Propaganda aufbereitet hatte.<sup>53</sup>

Sein Faible für alles, was deutsch war, verband Keynes mit einer prononcierten Frankophobie und einem konventionellen Antisemitismus. Sein bevorzugtes Opfer war Lucien Klotz, der französische Finanzminister, in Keynes' Worten «ein kleiner, untersetzter Jude mit einem schweren Schnauzbart, sehr gepflegt und wohl erhalten, aber mit unruhigen, flackernden Augen und leicht gebeugten Schultern, in denen sich ein instinktives Missfallen ausdrückte».<sup>54</sup> Über Klotz urteilte allerdings auch Georges Clemenceau ungnädig: «Der einzige Jude in Frankreich, der keine Ahnung von Finanzen hat.»<sup>55</sup>

Offenbar teilten nicht alle in Deutschland Graf Brockdorff-Rantzaus Bedenken, sich «ausserhalb allen menschlichen Verständnisses und natürlichen Rechts» zu bewegen. Am 10. März 1919 konnte Louis Martin bereits «Auftrag ausgeführt» melden: «Die Reichsregierung gab schliesslich im Kleinen, was sie im Grossen verweigerte.»<sup>56</sup>

Die gestohlenen Güter aus den Departements hatte die Heeresverwaltung in der allgemeinen Kriegskasse in Berlin und München deponiert. Nach dem Waffenstillstand richtete sie in Frankfurt ein Depot für die Rückgabe ein.<sup>57</sup>

Die beschlagnahmten Wertschriften und Wertgegenstände hatte eine spezialisierte Einheit erst nach Maubeuge und dann nach Lüttich transportiert. Die in den Banken eingelagerten Wertschriften und Wertobjekte waren direkt nach Brüssel verfrachtet und in den Tresorräumen der dortigen Banken gelagert worden.<sup>58</sup>

Der Gesamtwert bezifferte sich auf ansehnliche 9 Milliarden Francs.<sup>59</sup> Die deutsche Heeresverwaltung hatte ganze Tresore, Kassen und Wertschriftenpakete aus den Banken in den französischen Departements ungeöffnet nach Brüssel verfrachtet. Um sie zu retournieren, blieb der Eisenbahn keine andere Möglichkeit, als zwei komplette Zugkompositionen bereitzustellen.<sup>60</sup> Dies war der einfachste Teil.

Die Kompensation des gestohlenen Viehs musste Clemenceau seinen Kollegen abringen: «Die Kriegsergebnisse sind so, dass die amerikanischen und

britischen Landschaften nicht gelitten haben. Unsere wurden in einem Ausmass zerstört, dass sie nicht mehr nutzbar schienen. Die erste Sorge unserer Bauern an der Grenze ist ihr Vieh wiederzufinden, das zu Hunderttausenden gestohlen wurde. Sie sehen es bei den Deutschen weiden, die es weiterhin nutzen [...]. Glauben Sie, dass ich je akzeptieren werde, dass die französischen Bauern überhaupt keine Wiedergutmachung erhalten, sie, die geprüft wurden wie keine Nation seit dem Einfall der Barbaren? Wobei die Barbaren, von denen die Geschichte berichtet, nahmen, was sie in den Ländern fanden, aber sie zerstörten nichts; sie richteten sich in einem Miteinander ein. Dieses Mal hat der Feind systematisch alles zerstört, was er vorfand [...]. Die Deutschen wollten [wie die Denkschrift der OHL von 1916 zeigt], dass die französische Industrie zehn Jahre lang als Konkurrent ausgeschaltet war, und die französische Industrie wurde nicht so umfassend zerstört aus Kriegsgründen, sondern um zu verhindern, dass Frankreich im Frieden wieder aufleben könne. Da sind wir jetzt angelangt. Und man redet uns zu, der deutschen Industrie Rohstoffe zu liefern! [...] Es irritiert die Deutschen, dass ich die Rückerstattung des gestohlenen Viehs verlange. Es tut mir leid für sie. Aber wir haben drei Millionen Mann verloren, tot oder versehrt. Wir müssen wirklich ein Minimum an Wiedergutmachung erhalten. Und unsere Bauern können nicht bis zur Signatur des Friedensvertrags warten.»<sup>61</sup>

Die Zerstörungen wogen unendlich schwer. 900'000 Häuser und 17'000 öffentliche Gebäude waren wieder aufzubauen. Weiter 100'000 Kilometer Strassen – davon 62'219 komplett – 6'123 Brücken und andere Strassenbauwerke. (Ohne Eisenbahnbrücken und Schifffahrtskanäle.) Was stark irritierte: «Die Deutschen gaben sich nicht damit zufrieden, unsere Strassen zerstört zu haben. Sie wollten uns noch zahlen lassen für die Arbeiten, die sie für den Bedarf ihrer Armee ausgeführt hatten.»<sup>62</sup> Die Reichsentschädigungskommission argumentierte: «Von den Strassen, die nicht den Kriegsanforderungen entsprechen, wurde eine beträchtliche Menge ausgebaut, verbessert und neu angelegt. Feld- und Flurwege wurden zu breiten Schotterstrassen ausgebaut, einige gepflastert, andere von Grund auf erneuert. [...] Insgesamt wurden 961 Kilome-

ter repariert oder grunderneuert. Der Mehrwert zum Zeitpunkt des Rückzugs 1918 verglichen zum Friedenszustand beziffert sich auf 8,8 Millionen Reichsmark, die von den durch Deutschland verursachten Schäden abzuziehen sind.» Mangelnde Unverfrorenheit wird den deutschen Unterhändlern niemand vorwerfen können.

Dass sich Deutschland selber ins finanzielle Off manövrierte, um keine Wiedergutmachungen zu zahlen, wurde spätestens mit dem Haushaltsbudget für 1921 sichtbar. Es war überaus grosszügig, auch in seinem zweistelligen Defizit, und reservierte exorbitante Mittel für die Industrie- und Exportförderung. Gleichzeitig verlangte Berlin ein Moratorium für die Reparationsverpflichtungen.<sup>63</sup>

Die harte Verantwortungsverweigerung einte Weimarer Republik und Drittes Reich. Sie setzte sich aber auch in der jungen Bundesrepublik fort, wiewohl Frankreich in der Zwischenzeit finanziell radikal ausgeraubt worden war. In den vier Jahren der deutschen Besetzung von 1940 bis 1944 entrichtete Frankreich effektiv 631 Milliarden Francs<sup>64</sup>, das Vierfache seines jährlichen Bruttoinlandsprodukts.<sup>65</sup>

Dagegen hätten die 132 Milliarden Reichsmark Reparationskosten, von denen das Reich bis zum Abkommen von Lausanne im Jahre 1932 nur einen Bruchteil entrichtete, nicht mehr als das 2,5-fache Bruttoinlandsprodukt ausgemacht.<sup>66</sup> Sie hätten sich zudem über 40 Jahre und mehr verteilt. Von dieser Summe standen Frankreich für die erlittenen Schäden 52 Prozent zu. Die verbleibenden 48 Prozent – auf diesen Schlüssel hatten sich die Alliierten 1920 in Spa verständigt<sup>67</sup> – waren vorgesehen für das schwer ausgeplünderte Belgien, das britische Empire (das sich umgehend die Handelsflotte einverleibt hatte und in seinen Ansprüchen weitgehend saldiert wähnte) und die Dominions. Sie präsentierten im Wesentlichen Verpflichtungen aus den Versorgungsansprüchen der Kriegsversehrten und Hinterbliebenen.

Höchst aufschlussreich für die Beurteilung von Zahlungsfähigkeit und Zahlungswillen ist ein Blick auf die – notabene – exklusiv westdeutschen Wiedergutmachungsleistungen für die Opfer der Rassenverfolgung nach dem Zweiten Weltkrieg. Expertenschätzungen zufolge erreichen die Wiedergutma-

chungsleistungen einen Betrag von insgesamt 130 Milliarden D-Mark oder 65 Milliarden Euro. Dies war das Dreifache der gesamten Bundesausgaben des Jahres 1966 und so viel wie dazumal die Baukosten von 870'000 Sozialwohnungen für 2,1 Millionen Menschen.<sup>68</sup> Also nicht weit entfernt von den 132 Milliarden Gold-Reichsmark und den 900'000 zerstörten Häusern. Parallel dazu baute die Bundesrepublik ihre Infrastruktur wieder auf, integrierte die aus Ostdeutschland und Böhmen Vertriebenen und investierte kräftig in die Wiederaufrüstung.

Weil sich das Reich seinen Reparationsverpflichtungen nach Kräften entzog, verfügte es auch über die Mittel, im grossen Stil aufzurüsten. Die Wiederaufrüstung lief keineswegs erst im nationalsozialistischen Deutschland von 1933 an. Sie war bereits in den Jahren der Weimarer Republik eingeleitet worden.<sup>69</sup> Dass die Weimarer Republik mehr fürs Militär ausgab als Frankreich, blieb auch keineswegs geheim.<sup>70</sup> Ebenso wenig die praktizierten Haushalts-tricks, um einen Teil der Armeeausgaben in grösster Diskretion auf die Etats anderer Ministerien umzulagern.<sup>71</sup> Insbesondere die Ministerien für Verkehr einschliesslich der Luftfahrt, die Post (für das Nachrichtenwesen der Armee) und unmittelbar das Finanzministerium, das der Polizei gezielt Kredite zuhielt. Die Ausgaben für die grösstenteils kasernierte Polizei lagen über den Aufwendungen für das Heer.<sup>72</sup> Kleines Detail am Rande: Als Uniformfarbe für die kasernierte Polizei griff man bezeichnenderweise auf das Grün der alten Gardejäger zurück.<sup>73</sup>

Die in Hundertschaften, Bataillone und Regimenten gegliederten Polizeieinheiten hatten Divisionsstäbe und Fliegerabteilungen.<sup>74</sup> Allein in Danzig verfügte die örtliche Polizei über 75 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer, 2 Feldkanonen, 6 Granatwerfer und 16 Flugzeuge.<sup>75</sup> In Breslau kamen auf 100 Polizisten 30 Offiziere.<sup>76</sup> Dank dieser Vorleistungen der Weimarer Republik konnte das nationalsozialistische Deutschland bereits nach sechs Jahren Europa überfallen.

Die moralische Verweigerung stand der materiellen nicht nach. Um sie zu schüren, geizte das Schuldreferat des Auswärtigen Amtes nicht mit Zuwendungen. So beschäftigte es beispielsweise zu ansehnlichen Bezügen einen Autor

namens Bernhard Schwertfeger, der unter dem Titel «Belgische Landesverteidigung und Bürgerwacht 1914, im amtlichen Auftrag bearbeitet» eine sophistische Version des Weissbuchs von 1915 publizierte.<sup>77</sup>

Das unter dem Titel *Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskriegs* veröffentlichte Weissbuch, das die in Belgien verübten Verbrechen bestritt, hatten die Belgier jedoch längst widerlegt. Privat teilte Schwertfeger auch durchaus die Meinung der belgischen Autoren.<sup>78</sup>

Der schliesslich 1927 von einer Reichstagskommission vorgelegte Rapport «Der belgische Volkskrieg» stützte sich weiterhin auf das Weissbuch. Er war eine einzige Weisswaschung der Armee. F. von der Marwitz, der als Offizier beim Einmarsch in Belgien dabei war, widerlegte den Rapport im Pazifistenblatt *Die Menschheit*. Von der Marwitz entstammte einer alten preussischen Offiziersfamilie. Einem seiner Vorfahren hatte dessen Neffe Friedrich August Ludwig von der Marwitz aufs Grab schreiben lassen: «Sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen. Wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte.»<sup>79</sup> (Johann Friedrich Adolph von der Marwitz hatte sich während des siebenjährigen Kriegs geweigert, einer Anweisung Friedrichs II. nachzukommen und ein gut ausgestattetes Jagdschloss auszuplündern.) Der unerschrockene Adlige wies daraufhin, dass die Reichstagskommission keine Kenntnis hatte vom Armeebefehl, die gesamte männliche Bevölkerung hinzurichten, sobald auch nur ein einziger Schuss gefallen sei.

Von der Marwitz berichtete weiter, selber Augenzeuge geworden zu sein, wie ein hoher Offizier die Exekution von 20 bis 30 Belgiern verhinderte, indem er einem Soldaten das Geständnis entlockte, versehentlich selber einen Schuss abgegeben zu haben.<sup>80</sup>

Die Weisswaschung führte zu einer diplomatischen Krise mit Belgien.

Das Königreich ehrte die Opfer der deutschen Gemetzel mit eindrücklichen Denkmälern. 1925 inaugurierte Königin Elisabeth das Mausoleum für die Opfer der Atrocités Allemandes in Rossignol. Ausgemalt hatte es Frans Huygenen.<sup>81</sup>

1927 weihte Dinant sein Gedenkensemble mit dem Monument und den Ste-

len an der «Mur Bourdon» und der «Mur Tschoffen» für die «674 unschuldigen Opfer der deutschen Barbarei» und der «Fureur teutonnes» ein. Die Stele für die gefallenen französischen Soldaten inaugurierte wenige Tage später Marschall Henri Philippe Pétain. Der Marschall rühmte bei der Gelegenheit «Belgien als Vorposten der Latinität». <sup>82</sup> Der deutsche Botschafter protestierte heftig gegen das Denkmalensemble in Dinant. Die deutsche Presse verurteilte die Belgier. Ihr Vorwurf: Sie hätten die Greuellegenden wiederbelebt. <sup>83</sup>

Der deutsche Offiziersbund wollte ebenfalls protestieren. Doch das Auswärtige Amt bewog den Interessenverband, Abstand zu nehmen angesichts der belastenden Zeugenaussagen im Falle Dinants. <sup>84</sup> 1940 konnte der Offiziersbund aufatmen. Die inzwischen einmarschierte Wehrmacht sprengte das Denkmal. <sup>85</sup>

Das Mausoleum für die 138 Opfer in Louvain mit dem Panorama von Marcel Wolfers inaugurierte 1925 Marschall Foch mit den Worten: «Martyrium von Louvain! Die Geschichte verzeichnet für ewig den tragischen Schrecken.» <sup>86</sup>

Für die Einweihung der wiederhergestellten Universitätsbibliothek hatte Cardinal Mercier als Inschrift vorgeschlagen: «Furore teutonico diruta, dono americano restituta.» <sup>87</sup> «Vom Furor teutonicus zerstört, mit amerikanischer Gabe wieder aufgebaut.»

Auf amerikanischen Druck sah der Erzbischof davon ab. Aber am Tag der Einweihung kreiste eine Maschine über dem Quartier und warf Flugblätter ab mit den Worten: «Furore teutonico diruta, dono americano restituta.» <sup>88</sup>

«Besondere Bestimmungen» hiess die Rubrik des Friedensvertrags, der den Artikel 247 verzeichnet. Er verpflichtete Deutschland, der Bibliothek von Louvain die zerstörten Werke zu ersetzen. Durch Exemplare aus eigenen Beständen. Zusammen mit den Seitenflügeln des Triptychons «Mystisches Lamm» der Brüder von Eyck, die aus der Kirche Saint Bavon in Genf ins Berliner Museum gelangt waren. Allerdings im 19. Jahrhundert. Ebenfalls zurückzuerstatten waren die Flügel des Abendmahls-Triptychon von Dietrich Bouts aus der Peterskirche in Löwen. Zwei waren ins Berliner Museum und zwei nach München in die Alte Pinakothek gewandert. <sup>89</sup>

Wie die weitere Entwicklung zeigen sollte – in verschärfter Form nach 1933 – war der Kampf gegen Deutschland 1914 effektiv eine Verteidigung der Zivilisation gewesen. Diejenigen, welche die Endlösung vorbereiteten, wie der Rassengesetzkommentator Hans Globke, und die auch sonst den Ton angaben in Verwaltung und Armee, an den Universitäten und im öffentlichen Leben, hatten ihr Weltbild vor 1914 geformt. Oder wurden von solchen erzogen, die ihr Weltbild vor 1914 geformt hatten.

Für Ferdinand Foch blieb Deutschland auch nach dem Versailler Vertrag «der gefährliche Nachbar».<sup>90</sup>

«Deutschland bleibt ohne politische und philosophische Transformation eine schwere Bedrohung für die Zivilisation», doppelte sein Adjutant René Lhopital nach.<sup>91</sup> Allerdings erst im Jahre 1938. Da war das «auserwählte Volk» bereits im Begriff, sich nicht mehr mit der Bedrohung zu begnügen. Lhopital wurde zunächst nach Wittlich und anschliessend nach Buchenwald deportiert. Das letzte Aufgebot, von dem Wilhelm II. seinem Cousin Eduard VII. gegenüber sprach, hatte Gott definitiv verlassen.

Die nötige politische und philosophische Transformation konnte erst nach der bedingungslosen Kapitulation erfolgen.



## Finale

«Nichts vergessen, nichts dazu gelernt»

Im Abstand von 100 Jahren ist vieles historisch geworden und der europäische Fortschritt unverkennbar. Ob Menschen und Völker aus der Geschichte lernen, wie gerne behauptet wird, wage ich zu bezweifeln. Die Menschheit wäre sonst sehr viel weiter in den 2'000 Jahren, seit Cicero sein Wort von der «Historia magistra vitae» geprägt hatte.

Der Erste Weltkrieg und sein Finale mit dem Friedensvertrag von Versailles liefern vielmehr ein anschauliches Beispiel dafür, «nichts vergessen und nichts gelernt zu haben», wie Talleyrand den Versuch der Bourbonen nach der Abdankung Napoleons charakterisierte, das Rad zurückzudrehen. Zumindest in den grossen Dingen. Im Detail lernte Deutschland unendlich viel dazu. Von den dramatischen Verbesserungen einzelner Waffengattungen, insbesondere der Übermittlung, der Einführung neuer Waffengattungen, der Überarbeitung von taktischen Reglementen, dem Abbau der Klassenunterschiede zwischen Offizierskorps und Mannschaften bis hin zur kriegsvorbereitenden Autarkiepolitik und einer besseren Versorgung der Bevölkerung. Deutschland war 1945 ausgebombt, aber nicht ausgehungert.

Die Alliierten lernten gezwungenermassen auch in den grossen Dingen dazu. Von der bedingungslosen Kapitulation bis zur Währungsreform und 1952 dem Londoner Schuldenabkommen zur Regelung der unbedienten deutschen Auslandsschulden. Einschliesslich der Restforderungen aus dem Versailler Friedensvertrag, die nach dem grossen Schuldenschnitt auf der Konferenz in Lausanne 1932 noch übriggeblieben waren. «Letzten Endes machen Menschen und Völker immer das richtige, nachdem sie alle Fehler erschöpft haben», meinte der langjährige israelische Aussenminister Abba Eban einmal.

Die junge Bundesrepublik startete mit einem stark ramponierten Ruf. Sie arbeitete, zahlte ihre Schulden, integrierte sich in Europa, achtete peinlich auf die Respektierung eingegangener Verpflichtungen und erwarb sich damit im Laufe der Jahre ein nie gekanntes Ansehen. Es war ein weiter Weg seit dem Überfall auf Belgien im Jahre 1914.

Der voreingenommene Leser wird kaum bis zum Finale durchgehalten haben. Die Empörung blockierte den Lesedrang. Alle anderen gewinnen ein paar Erkenntnisse über die historisch gewordenen Schwierigkeiten Deutschlands mit sich selbst und seinen Nachbarn. Wie in jeder Nachbarschaft ist nicht die Selbstwahrnehmung entscheidend, sondern die Wahrnehmung der Nachbarn.

Die Theorie einer britisch-französischen Verantwortung oder Mitverantwortung für den Kriegsausbruch 1914 scheidet an zwei elementaren Fakten: Die Entente-Staaten waren in keiner Weise militärisch vorbereitet, um einen bestens gerüsteten Gegner vom Format Deutschlands zu bezwingen. Und die USA mit ihrer freien Presse und ihrer offenen Gesellschaft hätten bei einem Angriff auf Deutschland nie an der Seite der Entente-Staaten in den Krieg eintreten können.

Deutschland war nach 1918 empört über seinen schlechten Ruf, entrüstet über den Friedensvertrag und entschlossen, eine Revanche zu suchen. Georges Clemenceau hatte die nationale Psyche des Nachbarn ennet des Rheins absolut realistisch erfasst, als er zu Woodrow Wilson bemerkte: «Nichts wird den rasenden Eifer derer brechen, die ihre Domination über die Welt errichten wollten und die sich selbst dem Ziel so nah wähnten.»

Deutschland konnte sich bis zuletzt nicht vorstellen, dass ein Europa unter der Herrschaft eines autokratischen Regimes keine verlockende Aussicht war – für die anderen.

## Anhang

Dieses Buch wäre in dieser Form nicht möglich geworden ohne die exzellente Equipe des Buchverlags Neue Zürcher Zeitung. Hans-Peter Thür gab sehr konkrete Anregungen und wünschte unbedingt eine Auseinandersetzung mit Christopher Clarks *Sleepwalkers*. Jedem, der so leichtsinnig ist, ein Buch zu schreiben, kann ich nur die Unterstützung der NZZ-Equipe wünschen.

Ein ganz herzlicher Dank geht an Alex Aepli, einen selten feinen Menschen und studierten Kavalleristen, bevor er Pänzeler wurde. Als historisch interessierter Generalstäbler mit einem Berufsleben im Verlagsgewerbe war er eine immense Unterstützung. Wir sind über diesem Manuskript definitiv Freunde geworden. Ein liebevolles Dankeschön an Christine Marty, eine der grössten Leserinnen, besten Buchhändlerinnen und treuesten Freundinnen überhaupt, und an Randolph Braumann, den ich vor 30 Jahren als launischen Chef kennenlernte und der mit der Zeit zum lieben Freund wurde. Er hat das Manuskript wenigstens zweimal bis aufs Komma gelesen und mir seine Korrekturen geschickt. Schliesslich Roland Schlumpf – Grand Journaliste Suisse et Bâlois de souche – der alles gelesen und wohlwollend begleitet hat. Ohne meinen lieben Freund und Studienkollegen Rainer A. Blasius hätte ich das Projekt wohl still begraben. Er ermunterte mich, die Publikation aktiv voranzutreiben. Fürsorglich gewogen, wie nur Christoph Wehrli es sein kann, las er das Manuskript mit grosser Akribie und gab mir wichtige Hinweise. Für mich war diese begleitende Unterstützung der Freunde eine schöne Erfahrung.

Zürich/Campocologno (GR)  
im November 2013/April 2014

### **Einleitung: Überrüstung, Überschuldung, Übermut**

- 1 Herbert Lüthy, «Das Ende einer Welt: 1914», in: Gesammelte Werke IV Essays II, 1963-1990, hrsg. von Irene Riesen und Urs Bitterli, Zürich 2004, S. 58-81; ebd., S. 237-241: Versailles oder die Ohnmacht des Sieges.
- 2 Siehe Kapitel 7, Anmerkung 27.
- 3 James W. Gerard, *My four Years in Germany*, London 1917, S. 33.
- 4 Joseph Grew, *Turbulent Era*, S. 145.
- 5 Vgl. Kapitel 8, Anmerkung 7.
- 6 Thronrede Wilhelms II. vom 4. August 1914, in: *Bibliothek der deutschen Geschichte*, hrsg. von Reinhart Koselleck, Band 25, *Politische Reden 2*, hrsg. von Peter Wende unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer, Frankfurt 1990, S. 662 ff. und Anmerkung S. 883.
- 7 Hans Magnus Enzensberger, *Hammerstein oder der Eigensinn*, Frankfurt 2008, S. 32.

### **Kapitel 1: Vom «auserwählten» zum «wirklich dummen Volk»**

- 1 Blumenfelds Erinnerungen wurden posthum publiziert und zuletzt unter dem Titel *Einbildungsroman* in «Die Andere Bibliothek» aufgelegt: Erwin Blumenfeld, *Einbildungsroman*, Frankfurt 1998, S. 189 f.
- 2 Bernhard vom Brocke, *Wissenschaft und Militarismus. Der Aufruf der 93 «an die Kulturwelt!» und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg*, in: William M. Calder (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt 1985, S. 718.
- 3 John Horne und Alan Kramer, 1914. *Les Atrocités allemandes. La vérité sur les crimes de guerre en France et en Belgique*, zitiert nach der Ausgabe von 2011, S. 167ff.
- 4 Bernhard vom Brocke, S. 718.
- 5 Fritz Stern, *Five Germanys I Have Known*, New York 2006, S. 61. (Der His-

- toriker war mit Fritz Haber verwandt. Fritz Haber war ausserdem sein Patenonkel.)
- 6 Gottfried Benn, «Wie Miss Cavell erschossen wurde», in: Ders., *Gesammelte Werke in vier Bänden*, hrsg. von Dieter Wellershoff, Wiesbaden 1958, Band 4, S. 194–201. G. B. war seit der Besetzung Belgiens Oberarzt am Gouvernement Brüssel und zur Hinrichtung Edith Cavells kommandiert. Ian Ousby, *Occupation. The Ordeal of France 1940–1944*, London 1999, S. 57.
  - 7 John Horne und Alan Kramer, S. 481.
  - 8 Sally Marks, «Smoke and Mirrors: In Smoke-Filled Rooms and the Galerie des Glaces», in: *The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years*, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998, S. 337–370, S. 359.
  - 9 John Horne und Alan Kramer, S. 482.
  - 10 Ulrich Heinemann, *Die verdrängte Niederlage*, Göttingen 1983, S. 56; John Horne und Alan Kramer, S. 486.
  - 11 Ulrich Heinemann, *passim*.
  - 12 Holger H. Herwig, «Clio Deceived Patriotic Self-Censorship in Germany after the Great War», in: *Forging the Collective Memory. Government and International Historians through Two World Wars*, hrsg. von Keith Wilson, Oxford 1996, S. 87–127, S. 91.
  - 13 Ulrich Heinemann, S. 39.
  - 14 Sacha Zala, *Geschichte unter der Schere politischer Zensur. Amtliche Akten-sammlungen im internationalen Vergleich*, München 2001, S. 52.
  - 15 Ulrich Heinemann, S. 40.
  - 16 Ebd., S. 41.
  - 17 Sacha Zala, S. 54.
  - 18 John Horne und Alan Kramer, S. 525.
  - 19 Ebd., S. 419.
  - 20 Auguste Vierset, *Directeur du cabinet de bourgmestre de Bruxelles, Mes souvenirs sous l'occupation allemande en Belgique*, Paris 1932, S. 211.
  - 21 John Horne und Alan Kramer, S. 420.
  - 22 André Tardieu, *La Paix*, Paris 1921, S. 28.
  - 23 Henri Mordacq, *Le ministère Clemenceau. Journal d'un témoin*, 4 Bände, Paris 1930–1931, Band 3, S. 254f.
  - 24 Gegenüber Reichsinnenminister Drews, zitiert bei Pierre Renouvin, 11. November 1918. *L'armistice de Rethondes*, Paris 1968, S. 228, nach: *Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus*, hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Band 2, *Die Regierung des Prinzen Max von Baden*, Düsseldorf 1962, S. 465.

- 25 Michael Epkenhans, Tirpitz. The Architect of the German High Seas Fleet, Washington D. C. 2008, S. 65.
- 26 Auguste Vierset, S. 302.
- 27 Ebd., S. 156.
- 28 Ebd., S. 235 f.
- 29 Auguste Vierset, S. 327; Brand Whitlock, Belgium under German Occupation, London 1919, Band 1, S. 385.
- 30 Nach einem Text von Apollinaire: «Noël des enfants qui n'ont plus de maison», zitiert bei Annette Becker, Les cicatrices rouges 14–18. France et Belgique occupées, Paris 2010, S. 35 ff.
- 31 In seinem Vorwort zu André Tardieu La Paix S. xxii.
- 32 [Maurice] Hankey, Man of Secrets, hrsg. von Stephen Roskill, London 1972, Band 2, S. 88.
- 33 Harold Nicolson, Peacemaking 1919, London 1933, S. 329.
- 34 In seinem Vorwort zu André Tardieu La Paix, S. xxii.
- 35 Lord Riddell's Intimate Diary of the Peace Conference and after 1918–1923, London 1933, S. 74; Sally Marks, Smoke and Mirrors, S. 351 (Brockdorff-Rantzau: «We are required to admit that we alone are war-guilty. Such an admission on my lips would be a lie.») und S. 353.
- 36 Henri Mordacq, Band 3, S. 263.
- 37 Alma Maria Luckau, The German Delegation at the Paris Peace Conference, New York 1941, S. 119.
- 38 Ebd., S. 119.
- 39 Paul Cambon, Correspondance 1870–1924, Band 3, Les guerres balkaniques, la grande guerre, l'organisation de la paix, Paris 1946, S. 332; Elisabeth Glaser, «The Making of the Economic Peace», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998, S. 371–399, S. 390.
- 40 Lord Riddell, S. 74.
- 41 Henri Mordacq, Band 3, S. 263.
- 42 André Tardieu, S. 133.
- 43 Lord Riddell, S. 76.
- 44 Patrick O. Cohrs, The Unfinished Peace after World War I. America, Britain and the Stabilisation of Europe 1919–1932, Cambridge 2006, S. 332.
- 45 Edward M. Lamont, The Ambassador from Wall Street. The Story of Thomas W. Lamont, J. P. Morgan's Chief Executive, Boston 1994, S. 123; Elisabeth Glaser, S. 397.
- 46 André Tardieu, S. 174.
- 47 Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller (Hrsg.), Von Stalin-

- grad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988, S. XLII.
- 48 Friedrich Payer S. 22.
- 49 Harold Nicolson, S. 319.
- 50 Alan Sharp, *The Versailles Settlement, Peacemaking in Paris 1919*, New York 1991, S. 38; John Horne und Alan Kramer, S.485; Alma Luckau, S. 414; André Tardieu, S. 136.
- 51 Hans Schmidt, *Unsere Niederlage im Weltkrieg. Militärische Einwände gegen meine Schrift über das Scheitern der deutschen Angriffe im Frühling und Sommer 1918 und meine Erwiderungen*, Hamburg 1925, S. 12.
- 52 Ebd., S. 13.
- 53 Ebd., S. 58.
- 54 Ulrich Heinemann, S. 163.
- 55 Siehe Hein E. Goemans, *War and Punishment. The Causes of War Termination and the First World War*, Princeton 2000, S. 121.
- 56 Zitiert bei Henri Mordacq, Band 3, S. 238; Schulthess 1919,1, S. 263f. Wie das Telegramm zustande kam, hält Kurt von Schleicher in seinen Aufzeichnungen fest (Bundesarchiv BA-MA, Nachlass Schleicher, N 42/12): «Am 16. Juni war ein Fernschreiben gez. von Reinhardt und Noske bei der Obersten Heeresleitung eingegangen, das mich sowie den Chef des Generalstabes A[O]K Süd, General von Lossberg, und den kdr. General XVII. AK's General von Below nach Weimar berief. Ich stutzte über diese Massnahme, da die Teilnahme dieser Generäle nur zu einem höchst unfruchtbaren Kriegsrat führen konnte, wenn nicht die Absicht seitens des Kriegsministers vorlag, in diesen eine Unterstützung für seine Auffassung der Lage zu finden. Die Verschiedenheit der Auffassung zwischen Noske und mir einerseits, dem Kriegsminister andererseits war schon früher bei Besprechungen in Berlin zu Tage getreten, insbesondere am 14. Mai, an welchem Tage die Chefs der Generalstäbe der westlichen Generalkommandos nach Berlin berufen waren, um über die Möglichkeit eines militärischen Widerstandes im Westen bei einem Einmarsch der Entente im Falle der Ablehnung des Friedens Bericht zu erstatten. Diese Berichte stellten unsere völlige militärische Ohnmacht bei einem Kampf gegen Westen fest. Der Reichswehrminister sowohl wie ich sprachen sich dahin aus, dass die Wiederaufnahme des Kampfes mit der Entente ein aussichtsloses Unternehmen sei. Der Kriegsminister war der Auffassung, dass der Kampf sich nicht vermeiden lassen, und dass es jedenfalls im Osten zu einem solchen kommen werde, ob man wolle oder nicht. Im Zusammenhang des Vorausgegangenen glaubte ich daher annehmen



zu müssen, dass durch die Herbeirufung der beiden Generale aus dem Osten zu den Besprechungen in Weimar eine vielleicht auch im Schosse der Regierung vorhandene Strömung im Sinne der Reinhardtschen Ideen zur Geltung gebracht werden sollte. Ich war im Zweifel, ob unter den gegebenen Umständen meine Reise nach Weimar zweckmässig war, und ob es nicht vom Standpunkte der Obersten Heeresleitung vorzuziehen gewesen wäre, der Regierung eine schriftliche Beurteilung der militärischen Lage zu übersenden. Ich entschloss mich zur Reise, weil ich besorgt war, dass durch den Einfluss der «sehr patriotisch gesinnten, aber» wenig nüchtern denkenden Generale von Below und von Lossberg es zu Entschlüssen kommen konnte, deren militärische Tragweite zu übersehen die Regierung unmöglich in der Lage war. Auf meine Veranlassung wurden dann noch der Chef des Generalstabes AOK Nord Oberst Heye sowie General von Lüttwitz mit Chef Major von Stockhausen zu der Besprechung hinzugezogen. Um in der Stellungnahme der Obersten Heeresleitung jeglichen Zweifel auszuschliessen, wurde der 17. Juni von mir benutzt, um eine umfassende Denkschrift über unsere militärische Lage auszuarbeiten, die, wie ich annahm, in einer Kabinettsitzung von mir vorgetragen werden sollte. Ausserdem veranlasste ich den sachlich mit mir durchaus einig gehenden Generalfeldmarschall [Hindenburg], eine kurze persönliche Erklärung über die Aussichten einer Wiederaufnahme des Kampfes niederzuschreiben, die alsdann auch in Weimar im Original von mir dem Reichswehrminister übersandt worden ist (s. die amtliche Kundgebung der Obersten Heeresleitung vom 25. Juni durch WTB).»

57 Patrick Cohrs, S. 429.

58 Friedrich Payer, S. 203.

59 Patrick Cohrs, S. 429.

60 Jules Laroche, *Ambassadeur de France, Au Quai d'Orsay avec Briand et Poincaré 1913-1926*, Paris 1957, S. 15E

61 André Tardieu, S. 9.

62 Matthew Seligmann, «Germany and the Origins of the First World War», in: *German History* 15, 1997, S. 311.

63 Edward Mendelson, *Later Auden*, New York 1999, S. 89.

## **Kapitel 2: Bismarcks Schüler**

1 Aufruf Wilhelms II. an das deutsche Volk vorn 6. August 1914; und v. siehe die Thronrede vom 4. August, abgedruckt in: *Bibliothek der Geschichte und Politik*, hrsg. von Reinhart Koselleck, *Politische Reden II*, hrsg. von

- Peter Wende unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer, Frankfurt a. M. 1990, S. 662 ff.
- 2 Jules Cambon an René Viviani, in: Ministère des Affaires Etrangères, Documents diplomatiques 1914 la guerre européenne (Livre Jaune), Paris 1915, S. 107 (Zu den Quellenlimiten des Livre Jaune, v. Jean-Baptiste Duroselle, La grande guerre des Français 1914–1918, zuletzt aufgelegt Paris 2002, S. 25); Correlli Barnett, The Sword Bearers Studies in Supreme Command in the First World War, London 1986.
  - 3 Christian Stachelbeck, Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg, München 2013, S. 22.
  - 4 Friedrich Payer, S. 59.
  - 5 Paul M. Kennedy, The Rise of the Anglo-German Antagonism 1860–1914, London 1980, S. 424.
  - 6 Ebd., S. 74.
  - 7 Ebd., S. 75.
  - 8 Ebd., S. 100.
  - 9 Ebd., S. 101.
  - 10 Joseph Grew, Turbulent Era, S. 179 et passim.
  - 11 Paul Kennedy, S. 68 und 74.
  - 12 Ebd., S. 239.
  - 13 Ebd., S. 177.
  - 14 Ebd.
  - 15 Ebd., S. 204.
  - 16 Friedrich Payer, S. 15 f.; Zu Bismarcks Umgangsstil mit den Parlamentariern notierte Friedrich Payer: «Der Reichstag [...] musste mit einer Periode der Bedeutungslosigkeit beginnen, die praktisch betrachtet seine Existenz fast zu einer dekorativen herabdrückte. Er teilte angesichts der überragenden Persönlichkeit und der ungeheuren Erfolge Bismarcks dieses Schicksal mit der Krone, dem Bundesrat und den Einzelstaaten. Wie konnte und wollte er denn auch nach der Gründung des Reichs gegenüber dessen Gründer, dem Fürsten Bismarck, sich geltend machen? Und wenn er gewollt hätte, hätte er daran denken können, dabei die öffentliche Meinung, die Mehrzahl seiner Wähler hinter sich zu haben? Er musste nicht bloss auf eigene Geltendmachung verzichten, sondern sich auch eine Behandlung seitens des Reichskanzlers gefallen lassen, die selbst den notdürftigsten äusseren Respekt vermissen liess. Ich erinnere mich direkt aufregender Szenen, die es den Abgeordneten aufs äusserste erschwerten, noch an eine parlamentarische Würde zu glauben. War man doch beispielsweise ein Mal, als der Fürst wegen eines an sich nicht wichtigen Zwischenrufs aus dem von ihm

mit besonderem Hasse verfolgten ehemaligen linken Flügel der nationalliberalen Partei mit drohender Gebärde von seinem Platz an der rechten Seite der Rednertribüne auf die linke Seite derselben hinüber traversierte, nichts weniger als sicher, ob er sich nicht von seinem Temperament auch noch zu Tätlichkeiten in offener Sitzung werde hinreißen lassen. Seine Urteile über die Gesinnungen und Handlungen des Parlaments und der Parteien hielten sich auf der gleichen Höhe der Wertschätzung. Er war der Urheber der Methode, die bis auf den heutigen Tag so viel zur Vergiftung unserer Sitten und der politischen Arbeit beigetragen hat, dass man die sachlichen Gründe des politischen Gegners damit tot schlägt, dass man ihm persönlich kurzer Hand den guten Glauben und das ehrliche Wollen abspricht [...] Noch im Jahre 1881 strafte Fürst Bismarck den Reichstag einfach ab wie einen unartigen Jungen, ohne dass sich dieser ernstlich zur Wehr gesetzt hätte [...]» Ebd., S. 12 f.

17 Zitiert bei Paul Kennedy, S. 241.

18 Paul Kennedy, S. 253; Gerald D. Feldman, *The Great Disorder. Politics, Economics and Society in the German Inflation 1914–1924*, New York 1997, S. 662.

19 Zitiert bei Paul Kennedy, S. 269.

20 Zitiert bei Paul von Hintze, Marineoffizier, Diplomat, Staatssekretär. *Dokumente einer Karriere zwischen Militär und Politik, 1903–1918*, hrsg. von Johannes Hürter, München 1998, S. 23 f.

21 Paul Kennedy, S. 278.

22 Zitiert bei Paul Kennedy, S. 241.

23 Paul Kennedy, S. 250.

24 Ebd., S. 143.

25 Zitiert bei Paul Kennedy, S. 216.

26 Ebd., S. 219 f.

27 Paul Kennedy, S. 246 f.

28 Zitiert bei Paul Kennedy, S. 211.

29 Paul Kennedy, S. 221.

30 Ebd., S. 221.

31 Ebd., S. 417.

32 Österreichisches Staatsarchiv, HHSTA Wien, PA III/147, No. 1B; zitiert bei Paul Kennedy, S. 221.

33 Paul Kennedy, S. 211.

34 Ebd., S. 266.

35 Ebd., S. 258.

36 Ebd., S. 407.

- 37 Ebd., S. 226.
- 38 Siehe ebd., S. 227.
- 39 Siehe ebd., S. 239.
- 40 Paul Kennedy, S. 240.
- 41 Ebd., S. 248.
- 42 Ebd., S. 418.
- 43 Siehe Paul Kennedy, S. 252.
- 44 Paul Kennedy, S. 252.
- 45 Ebd., S. 221.
- 46 Ebd., S. 418.
- 47 Ebd., S. 419.
- 48 Ebd.
- 49 Michael Epkenhans, S. 76.
- 50 Paul Kennedy, S. 221.
- 51 Ebd., S. 224.
- 52 Ebd., S. 240.
- 53 Ebd., S. 419.
- 54 Ebd., S. 408.
- 55 Ebd., S.419; siehe auch Kapitel 9.
- 56 Ebd., S. 356.
- 57 Ebd., S. 223.
- 58 Siehe Paul Kennedy, S. 431.
- 59 Paul Kennedy, S. 288.
- 60 Ebd., S. 250.
- 61 Wolfgang Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1918, Propyläen Geschichte Deutschlands, Band 7.2, Berlin 1995, S. 328.
- 62 Zitiert bei Wolfgang Mommsen, S. 327.
- 63 Friedrich Payer, S. 60.
- 64 Paul Kennedy, S. 267.
- 65 Siehe Paul Kennedy, S. 281.
- 66 Paul Kennedy, S. 401.
- 67 Siehe Paul Kennedy, S. 401.
- 68 Ebd.
- 69 Paul Kennedy, S. 415.
- 70 Ebd., S. 445.
- 71 Ebd., S. 446.
- 72 Ebd., S. 274.

- 74 Friedrich Payer, S. 180.
- 75 David Stevenson, 1914-1918 The History of the First World War, London 2004, S. 262.
- 76 Paul Kennedy, S. 415.
- 77 André Tardieu, S. 45.
- 78 Christopher Clark, The Sleepwalkers. How Europe went to War in 1914, London 2012, S.473.
- 79 Paul Kennedy, S. 457.
- 80 Ebd.
- 81 Siehe Paul Kennedy, S. 398.

### **Kapitel 3: Der Wille zur Dominanz**

- 1 Jacques Seydoux, De Versailles au plan Young. Réparations – dettes interalliées – reconstruction européenne, hrsg. von Jacques Arnavaon und Étienne de Felcourt, Paris 1932, S. 89.
- 2 Siehe Paul Kennedy, S. 120; für Hamburg die identische Tendenz, s. Niall Ferguson, Iron and Paper, Hamburg Business and German Politics in the Era of Inflation 1897-1927, Cambridge 1995, S. 79.
- 3 Max Weber, «Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik», in: Bibliothek der Geschichte und Politik, hrsg. von Reinhart Koselleck, Politische Reden II, hrsg. von Peter Wende unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer, Frankfurt a.M. 1990, S. 486.
- 4 Ebd., S. 493.
- 5 Paul Kennedy, S. 169.
- 6 Ebd., S. 209.
- 7 Hartmut Pogge von Strandmann, «Nationale Verbände zwischen Weltpolitik und Kolonialpolitik», S. 302, in: Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland 1871-1914, hrsg. von Herbert Schottelius und Wilhelm Deist, Düsseldorf 1972, S. 296ff.; Paul Kennedy, S. 209.
- 8 Paul Kennedy, S. 221.
- 9 Jack Beatty, The Lost History of 1914. How the Great War Was Not Inevitable, London 2012, S. 39.
- 10 Friedrich Payer, S. 198 und auf S. 199 seine suggestive Frage: «Mussten wir, um im Endkampf obzusiegen in Estland, Livland, mussten wir in Finnland stehen? Mussten wir im Südosten so weit, als es geschah, unsere Truppen verschieben?»
- 11 Paul Kennedy, S. 254.
- 12 François Angelier, Album Jules Verne, Paris 2012, S. 235; Jules Verne, Les cinq cents millions de la Bégum, Le Livre de Poche, Paris 2002, S. 46.

- 13 Klaus Epstein, Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie, Frankfurt a.M. 1976, S. 93.
- 14 Ebd., S. 93.
- 15 Henri Mordacq, L'armistice du 11 novembre 1918. Récit d'un témoin, Paris 1937, S. 30; Maréchal [Ferdinand] Foch, Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre 1914-1918, Band 2, Paris 1932.
- 16 Klaus Epstein, S. 94.
- 17 Ebd., S. 94.
- 18 Paul Kennedy, S. 177.
- 19 Klaus Epstein, S. 76.
- 20 Österreichisches Staatsarchiv Wien. HHSTA PA III/153 No. 6A-B «SE Golukowski»; zitiert bei Paul Kennedy, S. 241.
- 22 Österreichisches Staatsarchiv Wien, ebd., No. 7B.
- 22 Wolfgang Mommsen, S. 514 f.
- 23 Ebd., S. 515.
- 24 Roger Chickering, Imperial Germany and the Great War 1914-1918, Cambridge 1998, S. 108; Christian Stachelbeck, S. 38.
- 25 Woodrow Wilson, The Papers of Woodrow Wilson, hrsg. von A.S. Link, ögBände, Princeton 1969, Band 22, S. 507; Matthew Seligmann, S. 329.
- 26 The Round Table, Band 1, London 1910, S. 26 ff; und zur Urheberschaft der Hinweis bei Paul Kennedy, S. 399 und 539, Anmerkung 58.
- 27 Jacques Seydoux, S. 83.
- 28 Clemenceau, zitiert von André Tardieu, S. 21.
- 29 André Tardieu, S. 502 f.

**Kapitel 4: «Unvermeidbarer», weil gewollter Krieg**

- 1 Christian Stachelbeck, S. 141.
- 2 «Tirpitz' vernichtende Kritik an Bethmann Hollweg und den Generälen, weil sie wegen der Tat von Sarajevo vorzeitig einen Krieg provozierten – Kommentare, die einmal mehr unterdrückt werden mussten, um Deutschlands guten Namen zu schützen», so Paul Kennedy, S. 422, mit Hinweis auf den Nachlass Trotha A 362/44, in: Niedersächsisches Staatsarchiv sowie das Militärarchiv in Freiburg (BA-MA Freiburg, Nachlass Tirpitz, Korrespondenz mit Theobald von Bethmann Hollweg und Dietrich Schäfer).
- 3 Paul Kennedy, S.422.
- 4 John Horne und Alan Kramer, S. 417.
- 5 Wolfgang Mommsen, S. 538.
- 6 Paul Kennedy, S. 454 und 457» zu lutherischen Pastoren s. auch Auguste Vierset, passim.

- 7 Paul Tirard, *La France sur le Rhin. Douze années d'occupation rhénane*, Paris 1930, S. 92ff.
- 8 Bernhard Rosenberger, *Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkrieges*, Köln 1998, S. 282; Paul Kennedy, S. 454.
- 9 André Tardieu, S. 21.
- 10 Paul Kennedy, S. 340 und 415.
- 11 André Tardieu, S. 21.
- 12 Siehe André Tardieu, S. 24 h; John Horne und Alan Kramer, Anmerkung S. 585, Anmerkung 109.
- 13 Jean-Baptiste Duroseile, *La Grande Guerre des Français 1914-1918*, Paris 2002, S. 17; Mordacq Band 3, S. 77. (Danach hatte König Albert den Gesandten Beyens angewiesen, Jules Cambon davon zu berichten); *Livre Jaune*, S. 22, Bericht Jules Cambons vom 22. November 1913.
- 14 Lucanus, *Bellum civile*, Band 1, linea 255 und 256.
- 15 John Horne und Alan Kramer, S. 560 f.
- 16 Christian Stachelbeck, S. 22.
- 17 Holger Afflerbach, *Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich*, München 1996, S. 102.
- 18 Wolfgang Mommsen, S. 540 und 544; dass Moltke kriegslüstern war, erwähnt auch Christopher Clark, *Sleepwalkers*, S. 530 f.
- 19 Joseph C. Grew, *Turbulent Era: A Diplomatie Record of Forty Years*, 2 Bände, Boston 1952, Band 1, S. 123.
- 20 Matthew Seligmann, S. 322.
- 21 Wolfgang Mommsen, S. 540.
- 22 Matthew Seligmann, S. 324.
- 23 Joseph Grew, *Turbulent Era*, Band 1, S. 143 h
- 24 Jules Cambon in einem Brief an Stéphane Pichon vom 6. Mai 1913, in: *Livre Jaune*, S. 13.
- 25 Jacques Seydoux, S. 89.
- 26 Ebd., S. 97f.; die deutsche Bereitschaft zum Spielen registriert ebenfalls Niall Ferguson, *The Pity of War*, S. 282.
- 27 Groeners fundamentale und sehr überzeugende Kritik an der Operation Ludendorff 1918 bei Hans Schmidt, 8.47 ft.
- 28 Holger Afflerbach, S. 13.
- 29 Ebd., S. 147 und 170 mit Hinweis auf die Riezler Tagebücher S. 228.
- 30 Ebd., S. 161.
- 31 Jacques Seydoux, S. 90 f.
- 32 Wolfgang Mommsen, S. 55.
- 33 *Livre Jaune*, S. 48.

- 34 Brand Whitlock, *Belgium under German Occupation*, S. 27.  
35 Ebd., *Belgium*, S. 29.  
36 Ebd., *Belgium under German Occupation*, S. 29b  
37 *Livre Jaune*, S. 75.  
38 Ebd., S. 75.  
39 So Jagow in einem Brief vorn 18. Juli 1914 an Botschafter Lichnowsky, in: Karl Kautsky, *Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch*, 4 Bände, Berlin 1927, Band 1, S. 100; Christopher Clark, S. 518h  
40 Holger Afflerbach, S. 154.  
41 James W. Gerard, *My Four Years in Germany*, London 1917, S. 88; A. Scott Berg, Wilson, New York 2013, S. 333.  
42 Wolfgang Mommsen, S. 551.  
43 *Livre Jaune*, S. 47.  
44 Barrère an Bienvenu-Martin am 29. Juli, in: *Livre Jaune*, S. 101.  
45 Wolfgang Mommsen, S. 561; Christopher Clark, S. 517.  
46 *Livre Jaune*, S. 14.  
47 Wolfgang Mommsen, S. 563.  
48 *Livre Jaune*, S. 119.  
49 Ebd., S. 119.  
50 Holger Afflerbach, S. 161 nach Luigi Albertini, *The Origins of the War*, 3 Bände, London 1952-1957, Band 2, S. 673 ff., S. 674.  
51 *Livre Jaune*, S. 121.  
52 Ebd., S. 129.  
53 Brand Whitlock, *Belgium Under German Occupation*, S. 34f.; weiter: Hugh Gibson, *A Journal From Our Legation in Belgium*, New York 1917, S. 18 und 54; Henri Mordacq, Band 1, S. 194.  
55 *Livre Jaune*, S. 131.  
56 Ebd., S. 108.  
57 Holger Afflerbach, S. 161.  
58 Allan Nevins, *The Letters and Journal of Brand Whitlock*, 2 Bände, New York and London, 1936, Band 1, S. 7.  
59 Joseph Grew, *Turbulent Era*, S. 135.  
60 André Tardieu, S. 28.  
61 Ebd., S. 28.  
62 *Livre Jaune*, S. 120.  
63 Jacques Seydoux, S. XVII.



## **Siehe Kapitel 5: Schulden Wirtschaft und die Erwartung einer fetten Kriegsbeute**

- 1 Jacques Seydoux, S. 90.
- 2 Siehe Christopher Clark, S. 522.
- 3 Livre Jaune, S. 14.
- 4 Rudolf Kroboth, Die Finanzpolitik des deutschen Reiches während der Reichskanzlerschaft Bethmann Hollwegs und die Geld- und Kapitalmarktverhältnisse (1909-1913/4), Frankfurt 1986, S. 162.
- 5 Zitiert bei Matthew Seligmann, S. 315 f.
- 6 Niall Ferguson, The Pity of War. Explaining World War I, London 1999, S. 91; vgl. Peter-Christian Witt, Die Finanzpolitik des deutschen Reiches von 1903 bis 1913, Lübeck 1970, S.387 (Tabelle). Danach erfolgte eine Vermehrung auf 817'000 Mann.
- 7 Faramond de la Fajolle an Marineminister Baudin am 15. März 1913, in: Livre Jaune, S. 7f.
- 8 Peter-Christian Witt; Paul Kennedy, S. 325.
- 9 Rudolf Kroboth, S. 34.
- 10 Carl Fürstenberg, Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers 1870-1914, hrsg. von Hans Fürstenberg, Berlin 1931, S. 529; zu den in den USA platzierten Preussen-Anleihen ebd., S. 196.
- 11 Niall Ferguson, S. 129.
- 12 Ebd., S. 139.
- 13 Rudolf Kroboth, S. 53f.; Paul Kennedy, S. 325; Niall Ferguson, S. 139.
- 14 Ebd., S. 56.
- 15 Peter-Christian Witt, S. 386 (Tabelle); Niall Ferguson, S. 135.
- 16 Niall Ferguson, S. 135.
- 17 Ebd., S. 135.
- 18 Ebd.
- 19 Siehe Trade Memorandum Peter Ashley «The Financial Position of the German Empire», 3.11.1909, zitiert bei Paul Kennedy, S. 303.
- 20 Rudolf Kroboth, S. 88 f.
- 21 Paul Kennedy, S. 325.
- 22 Ebd., S. 326.
- 23 Niall Ferguson, S. 129.
- 24 Peter-Christian Witt, S. 386 (Tabellen); Paul Kennedy, S. 357.
- 25 Peter-Christian Witt, S. 380.
- 26 Ebd., S. 88f.
- 27 Paul Kennedy, S. 358.
- 28 Peter-Christian Witt, S. 158 ff.

- 29 Ebd., S. 160.
- 30 Zitiert bei Niall Ferguson, S. 138.
- 31 Zitiert bei Peter-Christian Witt, S. 165.
- 32 Rudolf Kroboth, S. 98; Niall Ferguson, S. 135.
- 33 Niall Ferguson, S. 129.
- 34 Peter-Christian Witt, S. 151, Anmerkung 32; Paul Kennedy, S. 358.
- 35 Niall Ferguson, S. 129.
- 36 Ebd., S. 129.
- 37 Niall Ferguson, S. 129; Finanzielle Schwierigkeit Deutschlands infolge Aufrüstung und schlechter Kreditqualität, siehe Paul Kennedy, S. 303; vgl. Haushalte Grossbritannien Deutschland und rapide Verschuldung in Deutschland bei Paul Kennedy, S. 325.
- 38 Niall Ferguson, S. 138.
- 39 Ebd., S. 138f.
- 40 Ebd., S. 139.
- 41 In: Livre Jaune S. 14 ff.
- 42 Walter Page, *The Life and the Letters of Walter Page*, hrsg. von Burton J. Hendrick, 3 Bände, Garden City (NY) 1923-1925, Band 1, S. 284.
- 43 Matthew Seligmann, S. 327.
- 44 Gerald Feldman, S.49.
- 45 Ebd., S. 151.
- 46 Niall Ferguson, S. 408.
- 47 Sally Marks, S. 351.
- 48 Auguste Vierset, S. 138.
- 49 Brand Whitlock, Belgium, S. 245.
- 50 Auguste Vierset, S. 60 f.; Brand Whitlock, Belgium, S. 91 und 373.
- 51 Hein Goemans, S. 103; Auguste Vierset, S. 74, 235 und 273.
- 52 Auguste Vierset, S. 371.
- 53 Ebd., S. 249.
- 54 Ebd., S. 397.
- 55 Ebd., S. 393 und 419.
- 56 Ebd., S. 447.
- 57 Gerald Feldman, S. 101; Ferdinand Foch, Band 2, S. 329.
- 58 Walter H. Page, *Life And Letters*, Band 3, S. 152 f.
- 59 André Tardieu, S. 284f. und 309ff.; Abdruck des Titelblatts («Vertraulicher Abdruck Nr. 967») und Auszüge bei Lucien Klotz, *De la Guerre à la Paix*, Paris 1924, S. 154 ff.
- 60 Lucien Klotz, S. 166.
- 61 André Tardieu, S. 313.

- 62 Ebd., S. 313.
- 63 Hein Goemans, S. 108 f. mit Hinweis auf die Kriegsziele 1917, darunter Luxemburg und der Kongo.
- 64 Fritz Stern, *Five Germanys I Have Known*, New York 2006, S. 43.
- 65 Albrecht von Thaer, *Generalstabsdienst an der Front und in der OHL*. Aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen 1915-1919, hrsg. von Siegfried August Kaehler, Göttingen 1958 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse, Folge 3, Nr. 40), S. 240.
- 66 James Gerard, *My Four Years in Germany*, S. 133; vgl. *The Intimate Papers of Colonel House Arranged as a Narrative by Charles Seymour*, 4 Bände, Boston 1926-1928, Band 2, S. 104; s. Mathew Seligmann, S. 328.
- 67 Georges-Henri Soutou, *The French Peace Makers and their Home Front*, in: *The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years*, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998, S. 181.
- 68 Alma Luckau, S. 54, Anmerkung 3.
- 69 Gerald Feldman, S. 136; Sally Marks, S. 350, Anmerkung 57.
- 70 Alma Luckau, S. 124F; Henri Mordacq, Band 3, S. 265F: «Le lendemain, nous apprimes que certains membres de la délégation allemande avaient paru accepter plus que philosophiquement les conditions de paix imposées par les Alliés. Le soir même, se réunissant à quelques secrétaires et dactylographes du sexe féminin, ils avaient joyeusement soupé. L'un d'entre eux même – qui était un ministre – s'était livré à de telles libations qu'il avait causé un véritable scandale. En rentrant dans son appartement, il chantait à tue-tête et ne trouva rien de mieux que de parcourir les couloirs et de faire ce que l'on appelle: «une salade» de toutes les chaussures déposées aux portes des chambres. Les Allemands et les Allemandes, entendant ce vacarme, sortirent de chez eux et voulurent y mettre fin. Ce fut alors la scène habituelle avec un ivrogne à qui l'on veut imposer silence. On réussit enfin à coucher Son Excellence; mais, à peine dans son lit, il ne trouva rien de mieux que de hurler tant qu'il put (sans doute pour se venger): «Vive la Pologne, vive la Pologne! « On eut beaucoup de peine à le faire taire. Cette scène vraiment extraordinaire en disait long sur la mentalité allemande. Le comte Brockdorff fut mis au courant dès le lendemain. Homme des mieux élevés, il en fut absolument navré. Il renvoya immédiatement en Allemagne quelques-uns des secrétaires et dactylographes qui s'avaient pris part à l'agape mais se trouva complètement désarmé vis-à-vis de Son Excellence.»
- 71 Jacques Seydoux, S. 91.

72 Jeannesson, Seydoux, S. 204 und 210. Die französischen Experten empfahlen die Währungssanierung in Österreich als Modell für eine deutsche Währungsreform, ebd., S. 253, Anmerkung 71.

**Kapitel 6: Das Genie gegenüber der Masse oder der Irrglaube, dass nur Deutsche tüchtig seien**

- 1 Holger Afflerbach, S. 181.
- 2 Brand Whitlock, Belgium, S. 166.
- 3 Gerald Feldman, S. 273.
- 4 Hans Schmidt, S. 57.
- 5 Ebd., S. 47.
- 6 Ebd., S. 55.
- 7 Charles Marie Edouard Nollet, Une expérience de désarmement. Cinq ans de contrôle militaire en Allemagne, Paris 1932, S. 102.
- 8 Charles Nollet, S. 102.
- 9 Percy Ernst Schramm, Neun Generationen. Dreihundert Jahre deutscher «Kulturgeschichte» im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie (1648-1948), 2 Bände, Göttingen 1964, Band 2, S.487.
- 10 Brand Whidock, Belgium, S. 145.
- 11 Martin Greschat, «Krieg und Kriegsbereitschaft im deutschen Protestantismus», in: Bereit zum Krieg, hrsg. von Jost Dülffer und Karl Holl, Göttingen 1986, S. 33-55; Paul Kennedy, S. 388.
- 12 John Horne und Alan Kramer, S. 244.
- 13 Paul Kennedy, S. 388; s. auch Fritz Fischer, Krieg der Illusionen, passim.
- 14 René Lhopital, Foch, l'armistice et la paix, Paris 1938, S. 131; André Tardieu, passim.
- 15 Georg Alexander von Müller, Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914-1918, hrsg. von Walter Görlitz, Göttingen 1959, S. 575 vgl. John Horne und Alan Kramer, S. 245.
- 16 André Tardieu, S. 21.
- 17 Zitiert bei Michael Balfour, The Kaiser and his Times, New York 1972, S. 234.
- 18 Paul Kennedy, S. 388.
- 19 Jack Beatty, S. 68.
- 20 Paul Kennedy, S. 383.
- 21 Rudolf Morsey, Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kulturkampf und dem Ersten Weltkrieg, in: Historisches Jahrbuch 90 (1970) S. 62 ff.; vgl. Paul Kennedy, S. 384.

22 Paul Kennedy, S. 384.

23 Zitiert bei Auguste Viercet, S. 305 b: «Nous comptions, reconnaît-il, que l'Inde entière se soulèverait au premier coup de canon en Europe, et pourtant des milliers d'Hindous sont venus nous combattre aux côtés des Anglais. Nous comptions que l'empire Britannique s'en irait en lambeaux, et les colonies paraissent plus attachées que jamais à la mère patrie. Nous comptions sur une révolte triomphante dans l'Afrique du Sud, et nous n'avons vu que un fiasco. Nous comptions que le parti «de la paix à tout prix» resterait tout-puissant en Angleterre, et il n'a point résisté à la joie de combattre l'Allemagne. Nous croyions que l'Angleterre était dégénérée et hors état d'être de quelque poids dans la balance, et elle semble être notre plus dangereux ennemi. Nous croyions que la France était pourrie et divisée, et nous constatons qu'elle est un adversaire redoutable. Nous croyions que le peuple russe était trop mécontent pour lutter en faveur de son gouvernement, nous comptions sur son affaissement rapide, et pourtant la Russie a mobilisé bel et bien ses millions d'hommes, le peuple est plein d'ardeur et sa force est écrasante. Ceux qui nous ont fait tous ces contes et induit ainsi en erreur, encourent une lourde responsabilité.»

24 Siehe Kapitel 3; Paul Kennedy, S. 424.

25 Holger Afflerbach, S. 83.

### **Kapitel 7: Die Unterschätzung des «degenerierten» Frankreichs**

1 André Tardieu, S. 4.

2 Ebd., S. 20.

3 George Earle Buckle, *The Letters of Queen Victoria; 2nd Series; a Selection from Her Majesty's Correspondence and Journal between the Years 1862 and 1885*, 3 Bände, London 1926, Band 2, S.60f.; s. auch Paul Kennedy, S.36.

4 Wolfgang Mommsen, S. 308.

5 André Tardieu, S. 20f.

6 Jack Beatty, *Lost history*, S. 39.

7 Hans J. Bär, *Seid umschlungen Millionen*, Zürich 2004.

8 André Tardieu, S. 4.

9 John F.V. Keiger, *Raymond Poincaré*, Cambridge 1997, S. 123.

10 Wolfgang Mommsen, S. 308.

11 *Livre Jaune*, S. 3 f.

12 Colonel Pellè 1911, in: *Livre Jaune*, S. 3.

13 *Livre Jaune*, S. 15.

- 14 Administrateurs de Lambarené, in: Augustin Emame, Albert Schweitzer, une icône africaine, Paris 2013, S. 51.
- 15 Klaus Epstein, S. 93.
- 16 Henri Mordacq, Band 2, S. 286.
- 17 John Horne und Alan Kramer, S. 243.
- 18 Kurt Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968, S. 88f.; vgl. John Horne und Alan Kramer, S. 243, und S. 535, Anmerkung.
- 19 Jack Beatty, Lost History, S. 39.
- 20 Barbara Paul, Hugo von Tschudi und die moderne französische Kunst im deutschen Kaiserreich, Mainz 1993.
- 21 Barbara Paul, S. 21.
- 22 Ebd., S. 272.
- 23 Ebd., S. 275.
- 24 Ebd., S. 27.
- 25 BA-MA Freiburg, MSg2/3112, Notizen Karl Gruber, 26.8.1914, S. 22; s. auch John Horne und Alan Kramer, S. 243.
- 26 Holger Afflerbach, S. 161.
- 27 John Horne und Alan Kramer, S. 243; André Tardieu, S. 24.
- 28 Christian Stachelbeck, S. 48.
- 29 Jean-Baptiste Duroseile, S. 35.
- 30 John Horne und Alan Kramer, S. 247.
- 31 Edmond Michel, Les dommages de guerre de la France et leur réparation, Paris 1932, 8.474.
- 32 Jean-Baptiste Duroselle, S. 35.
- 33 Ebd., S. 36.
- 34 John Horne und Alan Kramer, S. 248.
- 35 Ebd., S. 249.
- 36 Henri Mordacq, Band 2, S. 130 in der Analyse der strategisch nicht erklärbaren Offensive vom 15. Juli 1918.
- 37 Zitiert bei Michael Epkenhans, Die Politik der militärischen Führung, in: Jörg Duppler und Gerhard Gross, Kriegsende 1918, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, München 1999, S. 217-233, S. 223, Anmerkung 31; Heye an Wolfgang Förster am 25.4.1939, in BA-MA, W10/50741.
- 38 Zitiert bei Jules Henri Mordacq, Band 2, S. 185 f.
- 39 Jules Henri Mordacq, Band 2, S. 88.
- 40 Michael Epkenhans, S. 76.
- 41 Gerald Feldman, S. 835.
- 42 Charles Nollet, S. 142.
- 43 Paul Tirard, S. 202.

- 44 Jean-Yves Le Naour, *La honte noire. L'Allemagne et les troupes coloniales françaises, 1914-1945*, Paris 2003, S. 39.
- 45 Jean-Yves Le Naour, S. 39.
- 46 Ebd., S. 10.
- 47 Ebd., S. 121.
- 48 Ebd., S. 122.
- 49 Pierre Ayçoberry, *La société allemande sous le troisième Reich 1933-1945*, Paris 1998, S. 280.
- 50 Jean Giraudoux, *Siegfried et le Limousin*, Paris 1922, S. 207.
- 51 Ebd., S. 161 f.; zitiert bei Jean-Yves Le Naour, S. 83 (stark verkürzt).

## **Kapitel 8: Die «vorgefasste Meinung»**

- 1 Christopher Clark, S. 548.
- 2 Brand Whitlock, *Belgium under German Occupation*, S. 42; s. auch Hugh Gibson, *A Journal from our Legation in Belgium*, Page Garden City 1917, S. 22. Hugh Gibson zitiert Legationsrat von Stumm mit den Worten: «Oh, the poor fools! Why don't they get out of the way of the steam roller. We don't want to hurt them, but if they stand in our way they will be ground into the dirt. Oh, the poor fools!»
- 3 Jack Beatty, S. 205.
- 4 Burton J. Hendrick, *The Life and Letters of Walter H. Page*, 3 Bände, London 1926, Band 3, S.63.
- 5 Christopher Clark, S. 548.
- 6 Alfred von Tirpitz, *Erinnerungen*, Leipzig 1919, S. 251; Holger Afflerbach, S. 168.
- 7 Zitiert bei Christopher Clark, S. 497 nach *British Documents on the Origins of the War: 1898-1914*, 11 Bände, London 1926-38, Band 11, S. 107.
- 8 Holger Afflerbach, S. 171, nach Luigi Albertini, Band 3, S. 170.
- 9 Niall Ferguson, *Paper and Iron. Hamburg Business and German Politics in the Era of Inflation 1897-1927*, Cambridge 1995, S. 104.
- 10 Joseph Grew, *Turbulent Era*, Band 1, S. 185; James Gerard, *My four years*, S. 167.
- 11 Zitiert bei A. Scott Berg, Wilson, New York 2013, S. 440.
- 12 Christian Stachelbeck, S. 27.
- 13 Ebd., S. 28.
- 14 Zitiert bei Holger Afflerbach, S. 186.
- 15 Holger Afflerbach, S. 192.
- 16 Zitiert bei Holger Afflerbach, S. 195.

- 17 Zitiert bei Karl Ritter von Wenninger, s. Kapitel 5.
- 18 Max Hoffmann, Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann, hrsg. von Karl Friedrich Nowak, 2 Bände, Berlin 1929, Band 1, S. 55; Moltke hatte keine übertriebenen Vorstellungen vom Kampfwert der K.u.k.-Armeen, s. auch Correlli Barnett, Kapitel 1.
- 19 Holger Afflerbach, S. 196.
- 20 Henri Mordacq, Band 2, S. 239.
- 21 Friedrich Payer, S. 207.
- 22 Joseph Grew, Turbulent Era, Band 1, S. 234 b
- 23 James W. Gerard, My Four Years, S. 76 f.
- 24 Joseph Grew, Turbulent Era, Band 1, S. 235.
- 25 Dieter Storz, ««Aber was hätte anders geschehen sollen?» Die deutschen Offensiven an der Westfront 1918», in: Kriegsende 1918, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hrsg. von Jörg Duppler und Gerhard P. Gross, München 1999» S. 51-95, S. 80 und 93.
- 26 Sally Marks, S. 352.
- 27 Ron Chernow, The Warburgs. The Twentieth-Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family, New York 1994, S. 212.
- 28 Zitiert bei Ron Chernow, S. 214.
- 29 Am 18. April 1919, zitiert bei Ron Chernow, S. 214.
- 30 Zitiert bei Alma Luckau, S. 118 f.
- 31 Sally Marks, S. 350 und 353.
- 32 Ebd., S. 350.
- 33 Hans Schmidt, S. 43.

### **Kapitel 9: Das Drama des Waffengattungspartikularismus**

- 1 Michael Geyer, Deutsche Rüstungspolitik 1860-1980, Frankfurt 1984, S. 204; Nicolas Patin, La Catastrophe Allemande, Paris 2014, S. 141.
- 2 Joachim von Kürenberg, Das Leben Wilhelms II., Bonn 1951, S. 288; Correlli Barnett, S. 44; Holger Afflerbach, S. 61.
- 3 Rudolf Koboth, S. 269.
- 4 Michael Epkenhans, S. 85.
- 5 Paul Kennedy, S. 422.
- 6 Christian Stachelbeck, S. 140f.
- 7 Michael Epkenhans, S. 13.
- 8 Ebd., S.18f.
- 9 Ebd., S. 27.
- 10 Ebd., S. 21.



- 11 Wolfgang Mommsen, S. 304.
- 12 Michael Epkenhans, S. 24 f.
- 13 Ebd., S. 27.
- 14 Ebd., S. 28-32.
- 15 Friedrich Payer notiert in seinen Erinnerungen: «Immerhin war seine [des Reichstags] Zustimmung zur Erlassung der Gesetze erforderlich, und die Bestimmung, dass ohne seine Genehmigung weder Ausgaben für das Reich gemacht, noch Steuern für dasselbe erhoben oder Anleihen aufgenommen werden sollten, sicherten ihm sogar trotz gewichtiger Einschränkungen an sich einen nicht unerheblichen Einfluss zu. Hätte er ihn, wie das anderwärts geschehen ist, als Kampfmittel ausgenützt, so hätte er sich im Lauf der Jahre auch eine Macht sichern können, er hat aber stets darauf verzichtet und sich selbst nicht einmal genügend zur Wehr gesetzt, wenn Heer, Marine oder Post sein Etatsrecht offen oder auf Umwegen zu umgehen bemüht waren.» Payer, S. 11.
- 16 Michael Epkenhans, S. 32, 36 und 40.
- 17 Siehe Kapitel 2, Bericht Szógenyi.
- 18 Michael Epkenhans, S. 54.
- 19 Ebd., S. 44.
- 20 Ebd., S. 43 f.
- 21 Ebd., S.41.
- 22 Ebd., S. 50.
- 23 Paul Kennedy, S. 448.
- 24 Michael Epkenhans, S. 55.
- 25 Ebd., S.41.
- 26 Siehe Kapitel 3.
- 27 Christian Stachelbeck, S. 71; Paul Kennedy, S. 419 f.
- 28 Paul Kennedy, S. 420.
- 29 Peter-Christian Witt, S. 171, Anmerkung 164.
- 30 Siehe Kapitel 2.
- 31 Matthew S. Seligmann, *The Royal Navy and the German Threat 1901-1914. Admiralty Plans to protect British Trade in a War against Germany*, Oxford 2012, S. 28-39 und 44.
- 32 Wolfgang Mommsen, S. 512.
- 33 Christian Stachelbeck, S. 71; Michael Epkenhans, S. 53.
- 34 Friedrich Payer, S. 142.
- 35 Michael Epkenhans, S. 75.
- 36 Ebd., S. 75.
- 37 Joseph Grew, *Turbulent Era*, Band 1, S. 231.

## **Kapitel 10: Es gilt das gebrochene Wort**

- 1 Harold Nicolson, Peacemaking, S. 33 f.
- 2 Henri Mordacq, Band 3, S. 293.
- 3 A. Scott Berg, Wilson, S. 655.
- 4 Joseph Grew, Turbulent Era, Band 1, S. 273 und dort auf den Folgeseiten zur Praxis der Deportationen und Zwangsarbeit.
- 5 Michaël Amara und Hubert Roland (Hrsg.), Gouverner en Belgique occupée. Oscar von der Lancken-Wakenitz – Rapports d'activité 1915-1918, Bruxelles 2004, S. 35 f.
- 6 Henri Mordacq, Band 3, S. 47.
- 7 Ferdinand Foch, Band 2, S. 328.
- 8 Wester Wemyss, The Life and Letters of Lord Wester Wemyss, London 1935, S. 402.
- 9 Henri Mordacq, Band 3, S. 47.
- 10 Ebd., S. 48.
- 11 Lucien Klotz, S. 102.
- 12 Henri Mordacq, Band 3, S. 84.
- 13 Ferdinand Foch, Band 2, S. 329.
- 14 Zitiert bei Feldman Disorder, S. 101, nach: Public Record Office London, FO 371/3776/163/320-324 Report on a visit to Berlin, 2nd February 1919, to 11th February 1919 by Captains W.S. Roddie et al.
- 15 Henri Mordacq, Band 3, S. 119.
- 16 Siehe Lebensdaten sub lemma Browning, Montague.
- 17 Henri Mordacq, Band 3, S. 128.
- 18 John F. V. Keiger, S. 250.
- 19 Henri Mordacq, Band 3, S. 129 (16.2.1919 Armistice renewed, Harold Nicolson, S. 262); zur deutschen Sicht: Vortrag Generalmajors von Hammerstein vor dem Reichskabinett über die Arbeit der Waffenstillstandskommission in Spa vom 4. März in Weimar, Schloss, in: Akten der Reichskanzlei Weimarer Republik, Das Kabinett Scheidemann Nr. 5 b.
- 20 Paul Cambon, S. 311.
- 21 Henri Mordacq, Band 3, S. 309.
- 22 Aufzeichnung Hammerstein, s. Anmerkung 19.
- 23 Ferdinand Foch, Band 2, S. 313.
- 24 Paul Cambon, S. 340; Andreas Krause, Scapa Flow: Die Selbstversenkung der wilhelminischen Flotte, Berlin 1999.
- 25 Henri Mordacq, Band 3, S. 342.
- 26 Traité de Paix entre les puissances alliés et associées et l'Allemagne et Protocole signés à Versailles le 28 juin 1919, Paris 1919, S. 124, Art. 245.

- 27 Henri Mordacq, Band 3, S. 344.
- 28 Ebd., S. 346f.
- 29 John Horne und Alan Kramer, S. 355.
- 30 Ebd., S. 357.
- 31 Ebd., S. 366. Der Theodor-Schiedler-Schüler Thomas Nipperdey zitierte dagegen wieder «très encensé» (stark beweihräuchernd) das Weissbuch von 1915, s. John Horne und Alan Kramer, S. 599; Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, 2 Bände, München 1993, Band 2, S. 760 bleibt ohne Quellenangaben und schreibt wortwörtlich: «Kleine Zwischenfälle, die sich später nicht wiederholten, und Kampfschäden an Kulturdenkmälern wurden von der immer gewaltigeren Propaganda der Kriegsparteien hochstilisiert zu «hunnischer Barbarei gegen Frauen und Kinder» oder «deutschen Greueltaten» [...].»
- 32 James F. Willis, Prologue to Nuremberg. The Politics and Diplomacy of Punishing War Criminals of the First World War, Westport (Ct) 1982, S.49f.
- 33 James Willis, S. 117.
- 34 Ebd., S. 118f.
- 35 John Horne und Alan Kramer, S. 492.
- 36 Ebd., S. 497.
- 37 Ebd.
- 38 Ebd.
- 39 James Willis, S. 118.
- 40 Jules Laroche, S. 115.
- 41 Ebd., S. 118.
- 42 Lord Riddell, S. 214.
- 43 Harold Nicolson, Curzon: The Last Phase. 1919-1925. A Study in Post War Diplomacy, London 2010, S. 226.
- 44 Jules Laroche, S. 114.
- 45 Ebd., S. 120.
- 46 Maurice Hankey, S. 176.
- 47 Ebd., S. 177.
- 48 Ebd.
- 49 Ebd.
- 50 Ebd., S. 178.
- 51 Jules Laroche, S. 121.
- 52 Harold Nicolson, Curzon, S. 227.
- 53 Jules Laroche, S. 121 f.
- 54 Maurice Hankey, S. 178.

- 55 Harold Nicolson, Curzon, S. 228.
- 56 Jules Laroche, S. 122 (dort genauer zitiert); Harold Nicolson, Curzon, S. 228.
- 57 Gerald Feldman, S. 314.
- 58 Harold Nicolson, Curzon, S. 229.
- 59 Lord Riddell, S. 216.
- 60 Jules Laroche, S. 122; Gerald Feldman, S. 314.
- 61 Maurice Hankey, S. 179.
- 62 Jules Laroche, S. 123.
- 63 Harold Nicolson, Curzon, S. 229.
- 64 Ebd.; Jules Laroche, S. 123.
- 65 Jules Laroche, S. 123.
- 66 Harold Nicolson, Curzon, S. 230.
- 67 André Tardieu, S. 489.
- 68 Charles Nollet, S. 138.
- 69 James Willis, S. 129.
- 70 Ebd., S. 130.
- 71 Ebd., S. 128.
- 72 Ebd., S. 132 ff.
- 73 John Horne und Alan Kramer, S. 512.
- 74 James Willis, S. 134.
- 75 Ebd., S. 135.
- 76 Ebd., S. 138.
- 77 Ebd., S. 139.
- 78 Ebd., S. 146.
- 79 John Horne und Alan Kramer, S. 508.
- 80 James Willis, S. 142.
- 81 John Horne und Alan Kramer, S. 510.
- 82 James Willis, S. 71.
- 83 John Horne und Alan Kramer, S. 510; Willis, S. 146.
- 84 Marc Trachtenberg, *Reparation in World Politics. France and European Economic Diplomacy 1916-1923*, New York 1980, S. 118.
- 85 John Horne und Alan Kramer, S. 508.
- 86 *Traité de Versailles*, Art. 431, S. 213; zitiert bei Henri Mordacq, Band 3, S. 316f.
- 87 Georges Castellan, *Le réarmement clandestin du reich 1930-1935*, Paris 1954, S. 365.
- 88 Patrick Cohrs, S. 424 et passim.
- 89 Paul Cambon, S. 332.

90 Zitiert bei François Seydoux de Clausonne, *Le Métier de Diplomate*, Paris 1980, S. 33.

91 Thomas Lamont, S. 262.

**Kapitel 11: «Neid, Selbstmitleid und ein Hang zur Brutalität»**

1 Zitiert bei Patrick Cohrs, S. 332.

2 Lord Riddell, S. 74.

3 Joseph Grew, *Turbulent Era*, Band 1, S. 193.

4 Bernhard vom Brocke, S. 718.

5 Joseph Grew, *Turbulent Era*, S. 194.

6 John Horne und Alan Kramer, S. 417.

7 Ebd.

8 James Willis, S. 27 ff.

9 Auguste Vierset, S. 368.

10 Gottfried Benn, als Mediziner zu den Verhandlungen delegiert, schreibt dazu: «Nun begann der Prozess. Interessante Verschwörer, soziales Durcheinander: die belgische Prinzessin Croy, die französische Gräfin Belleville, Intellektuelle, Rechtsanwälte, ein Apothekerpaar aus Namur [...] Dieser Prozess war keine kriegsgerichtliche Erpressung. Vielmehr standen den Angeklagten Verteidiger ihrer Wahl, also belgische Rechtsanwälte, zur Seite [...] Wie erinnere ich mich der glänzenden Plädoyers der belgischen Anwälte, die zum Teil deutsch sprachen [...] Miss Cavell [...] wirkte nichtsehr lebendig. Andere, wie die Gräfin Belleville, waren an Hass, Beleidigungen gegen das Gericht, an Nationalismus das Fanatischste, das ich erlebt habe.» In: Gottfried Benn, S. 198-200. Insgesamt hatte die etwa 20 Personen starke Gruppierung etwa 300 versprengten Soldaten den Übertritt in die Niederlande ermöglicht. Benn rechtfertigte die Hinrichtung mit den wenig differenzierenden Worten: «Auch die Franzosen haben eine Frau als Spionin erschossen.» (Ebd., S. 200.)

11 Auguste Vierset, S. 384 f.

12 Ebd., S. 355 und 362 f.

13 Max Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg: Wie neutral war die Schweiz? Kleinstaat und europäischer Imperialismus*, Zürich 2003, S. 387, mit Hinweis auf Justus Franz Witkop, *Michail A. Bakunin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Hamburg 1974.

14 Brand Whitlock, *Belgium under German Occupation*, S. 81.

15 Harold Nicolson, S. 33 f.

16 Charles Nolle, S. 123.

- 17 Paul von Hintze, S. 43.
- 18 Joseph Grew, Turbulent Era, Band 1, S. 237.
- 19 Patrick Cohrs, S. 511.
- 20 Zitiert bei Patrick Cohrs, S. 511.
- 21 Patrick Cohrs, S. 5 2 9.
- 22 Poincaré spielte auf die Trennung der Einflusszonen im ottomanischen Reich zwischen Deutschland und Frankreich an, s. John Keiger, S. 279.
- 23 Zitiert bei John Keiger, S. 279.
- 24 Henri Mordacq, Band 4, S. 37.
- 25 Ebd., S. 38.
- 26 The Military Correspondence of Field Marshal Sir Henry Wilson 1918-1922, hrsg. von Keith Jeffery, London 1985, S. 249.
- 27 Lord Riddell, S. 296.
- 28 Ebd., S. 296f.
- 29 Jacques Seydoux, S. 79.
- 30 Ebd.
- 31 Jacques Seydoux, S. 98.
- 32 André Tardieu, S. 59.
- 33 Michael Epkenhans, passim.
- 34 Zitiert bei Fritz Klein, «Between Compiègne and Versailles: The Germans on the Way from a Misunderstood Defeat to an Unwanted Peace», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998, S. 203.

**Kapitel 12:    «Wir haben die Reithosen des Kaisers übriggelassen, aber sonst nichts»**

- 1 Am 12. September 1918: Max Hoffmann, Band 1, S. 209.
- 2 Harry R. Rudin, Armistice 1918, New Haven (Ct), 1944, S. 122.
- 3 Friedrich Payer, S. 112.
- 4 Vom 10. Mai 1919, s. Alma Luckau, S. 120.
- 5 Friedrich Payer, S. 297.
- 6 Lord Riddell, S. 48.
- 7 Harry Rudin, S. 191.
- 8 Friedrich Payer, S. 158.
- 9 Pierre Renouvin, 11 Novembre 1918. L'Armistice de Rethondes, Paris 1968, S. 115; William Keylor, «Versailles and International Diplomacy», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998, S.480.

- 10 Harry Rudin, S. 173.
- 11 Nicolas Patin, *La Catastrophe Allemande 1914-1945*, Paris 2014, S. 103.
- 12 André Tardieu, S. XXXI.
- 13 Jules Laroche, S. 163 f.
- 14 Joseph Grew, *Turbulent Era*, Band 1, S. 184; weitere Hinweise auf Pressemanipulation und Kampagnen S. 244 und 246.
- 15 Joseph Grew, *Turbulent Era*, Band 1, S. 136 f.
- 16 Ebd., S. 234f.
- 17 Holger Afflerbach, S. 190.
- 18 Bernhard Rosenberger, S. 273.
- 19 HansJ. Bär, S. 139.
- 20 Thomas Lamont, S. 106.
- 21 Henri Mordacq, Band 4, S. 28.
- 22 Alma Luckau, S. 71 und 120, Brief Walter Simons an seine Frau.
- 23 John Horne und Alan Kramer, S. 558 f.
- 24 Ebd., S. 558.
- 25 Jacques Seydoux, S. 79.
- 26 Albrecht von Thaar, S. 284.
- 27 Friedrich Payer, S. 181 («War das eine bewusste Provokation?» So die besorgte Frage Payers.)
- 28 A. Scott Berg, Wilson, S. 567.
- 29 In: *Livre Jaune*, S. 18.

### **Kapitel 13: Kein Dank, keine Reue**

- 1 Paul von Hintze, S. 650, Anmerkung 2.
- 2 Pierre Renouvin, S. 181; James Willis, S. 42.
- 3 Harry Rudin, S. 404.
- 4 Pierre Renouvin, S. 221.
- 5 Paul von Hintze, S. 655.
- 6 Max von Baden, *Erinnerungen und Dokumente neu herausgegeben* von Golo Mann und Andreas Burckhardt, Stuttgart 1968, S. 537; weiter Friedrich Payer in seinen *Erinnerungen*: «Von Anfang November ab drängten sich die Anzeichen der Katastrophe. Vom Feld kamen schlimme Meldungen. Am 31. Oktober konnte erstmals eine Landwehrdivision nicht mehr in Stellung gebracht werden. Sie meuterte direkt. [...] Aus Bayern kamen von allen Seiten Meldungen über ernste Kundgebungen gegen das Verbleiben des Kaisers, aber auch noch befremdendere Nachrichten. Der Abgeordnete Held, damals Vorsitzender der bayrischen Zentrumsfraktion, hatte öffentlich

von der Möglichkeit eines bayrischen Separatfriedens gesprochen, in militärischen Kreisen redete man sogar davon, dass die bayrischen Truppen den Gehorsam verweigern werden [...] Unverständlich war es ja allerdings nicht, dass in Bayern, nachdem Oesterreich seinen Waffenstillstand mit der Entente abgeschlossen hatte, ernstliche Besorgnisse wegen der Sicherheit der Grenzen und damit eine starke Erregung entstanden waren, beunruhigte doch auch uns im Kriegskabinett die Sorge um den Schutz der sächsischen und vor allem der bayrischen Grenzen an der böhmischen wie an der Tiroler Seite ernsthaft.» Payer, S. 153.

- 7 Pierre Renouvin, S. 231, nach Matthias, S.521 (Notiz Stresemann).
- 8 Max von Baden, S. 551.
- 9 Ebd., S. 557f.; Pierre Renouvin, S. 233.
- 10 Max von Baden, S. 558; Harry Rudin, S. 263.
- 11 Thaer, S. 248.
- 12 Gerhard Rakenius, Wilhelm Groener als erster Generalquartiermeister. Die Politik der obersten Heeresleitung 1918/19, Boppard 1977, S. 16.
- 13 Thaer, S. 248.
- 14 Zitiert bei Gerhard Rakenius, S. 17.
- 15 Siehe Kapitel 7; zitiert bei Holger Afflerbach, S. 161.
- 16 Zitiert bei Gerhard Rakenius, S. 17.
- 17 Gerhard Rakenius, S. 26f.
- 18 Pierre Renouvin, S. 187.
- 19 Ebd., S. 191.
- 20 Ebd., S. 193.
- 21 Friedrich Payer, S. 143 f.: «Gegenüber den Ausführungen der Herren wies ich namentlich auch auf den nach meiner Ansicht unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch Oesterreich-Ungarns hin, der schon wegen der dann zu erwartenden unmittelbaren Bedrohung des eigenen südlichen Reichsgebiets verhängnisvoll werden könne. Ich erbat mir Auskunft, woher unsere Chancen für einen besseren Frieden, insbesondere unsere militärischen, kommen sollten, falls wir weiterkämpfen würden, und was wohl die Folgen einer oesterreichisch-ungarischen Kapitulation [...] auf unsere Lage im Allgemeinen und speziell an der Westfront sein würden, für die den Feinden dann die italienischen Truppen zur Verfügung stünden. Ich erhielt aber trotz Wiederholung des Versuchs keine direkte Antwort auf diese Spezialfrage; im Allgemeinen hofften die Herren schon von einem Hinausziehen des Kampfes an sich ein Ruhigerwerden der Gegner, der Generalfeldmarschall meinte, die Misserfolge seien nicht entscheidend, wir seien über den Graben [...]»



- 22 Harry Rudin, S. 263; vgl. Max von Baden, *Erinnerungen*, S. 558.
- 23 Pierre Renouvin, S. 234.
- 24 Ferdinand Foch; Henri Mordacq, Band 2, S. 338.
- 25 Pierre Renouvin, S. 235.
- 20 Ebd., S. 165.
- 27 Henri Mordacq, Band 2, S. 257.
- 28 Paul Cambon, S. 277.
- 29 Edmond Michel, S.439.
- 30 Ebd., S.440.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd., S. 441.
- 33 Alma Luckau, S. 115; Victor Schiff, *So war es in Versailles*. Mit Beiträgen von Otto Landsberg, Hermann Müller, Friedrich Stampfer, Berlin 1929, S. 28.
- 34 Philippe Nivet, *La France occupée 1914-1918*, Paris 2011, S. 110.
- 35 Ebd., S. 109.
- 36 Edmond Michel, S. 309.
- 37 Ebd., S.452.
- 38 Ebd., S. 448.
- 39 Ebd., S.452.
- 40 Zitiert bei Edmond Michel, S. 450.
- 41 Zitiert bei Edmond Michel, S. 454.
- 42 Edmond Michel, S. 451.
- 43 Lucien Klotz, S. 98.
- 44 Edmond Michel, S. 71; s. auch Kapitel 11.
- 45 Edmond Michel, S. 71.
- 46 Lucien Klotz, S. 100.
- 47 Ebd., S. 99.
- 48 Ebd., S. 100.
- 49 Ebd., S. 100f.
- 50 Ebd., S. 101.
- 51 Zitiert bei William Keylor S. 486, Anmerkung 53; Sally Marks, S. 339; Antony Lentin, *Lloyd George and the Lost Peace. From Versailles to Hitler 1919-1949*, New York 2001, S. 81; Robert Skidelsky, *John Maynard Keynes. Hopes Betrayed 1883-1920*, London/New York 1994, S. 361.
- 52 Robert Skidelsky, S. 358 f.
- 53 Sally Marks, S. 339; Niall Ferguson, *Iron and Paper*, S. 226F; Stanislas Jeannot, *Jacques Seydoux diplomate 1870-1929*, Paris 2013, S. 159f.
- 54 Robert Skidelsky, S. 360.
- 55 Paul Cambon, S. 314.

- 56 Lucien Klotz, S. 103; Edmond Michel, S. 71.
- 57 Edmond Michel, S. 72.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd., S. 73.
- 60 Ebd.
- 61 Lucien Klotz, S. 109 f.
- 62 Edmond Michel, S. 336.
- 63 Stanislas Jeannesson, Jacques Seydoux diplomate, S. 176 und 185 f.
- 64 William Keylor, S. 497, Anmerkung 103.
- 65 Alfred Sauvy (avec le concours d'Anita Hirsch), Histoire économique de la France entre les deux guerres, 3 Bände, Paris 1984, Band 3, S. 36.
- 66 Alfred Sauvy, S. 36.
- 67 Harold Nicolson, Curzon, S. 231.
- 68 Ludolf Herbst und Constantin Goschler (Hrsg.), Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989, passim.
- 69 Stephen Shuker, The End of French Predominance in Europe. The Financial Crisis of 1924 and the Adoption of the Dawes Plan, Chapel Hill (NC) 1976, S. 217.
- 70 Victor de Marcé, «Le contrôle de Finances en France et à l'étranger, Paris 1928-29 mit Kapitel L'Allemagne désarmée», in: Revue politique et Parlementaire, 1929, 10 Juillet, N° 416, Année 36, Tome CXL, S. 26.
- 71 Victor de Marcé, S. 24; Charles Nollet, S. 60.
- 72 Victor de Marcé, S. 25; Charles Nollet, S. 200.
- 73 Charles Nollet, S. 208.
- 74 Ebd., S. 209.
- 75 Ebd.
- 76 Ebd., S. 210.
- 77 John Horne und Alan Kramer, S. 521.
- 78 Ebd., S. 521f.
- 79 Friedrich August Ludwig von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben, hrsg. von Günter de Bruyn, Berlin 1989, S. 350.
- 80 John Horne und Alan Kramer, S. 548.
- 81 Ebd., S. 555.
- 82 Ebd., S. 556ff.
- 83 Ebd., S. 558.
- 84 Ebd.
- 85 Ebd., S. 582 und 576.
- 86 Ebd., S. 559.
- 87 Ebd., S. 560f.

88 Ebd., S. 563.

89 Traité de Versailles, S. 124b

90 Foch im April 1919, René Lhopital, S. 193.

91 René Lhopital, S. 136.

- Afflerbach, Holger (\*1960), legte 1990 eine Dissertation über Erich von Falkenhayn vor und habilitierte sich mit einer Arbeit über den Dreibund. Seit 2006 Professor an der University of Leeds.
- Albert I. (1875-1934), 1909 König der Belgier, verteidigte die belgische Neutralität, Oberbefehlshaber der belgischen Streitkräfte, schaffte es während des Krieges, einen Küstenzipfel des Landes unbesetzt zu halten, ging am 28. September 1918 in die Offensive und zog am 22. November an der Spitze der 6. Division in Brüssel ein. In Begleitung der Königin Elisabeth und des Kronprinzen Leopold.
- Allizé, Henri (1860-1930), französischer Diplomat, trat 1885 in den Quai d'Orsay ein, 1909-1914 Gesandter in Bayern, 1914-1919 Gesandter in Den Haag, 1920-1924 Botschafter in Bern.
- Auden, Wystan Hugh «W. H.» (1907-1974), «a great poet», wie er es seinen Eltern angekündigt hatte: «I'm after all the fortunate one/the happy go lucky, the spoilt third son.»
- Baden, Prinz Max von (1867-1929), Vetter und Thronfolger des Grossherzogs von Baden, promovierter Jurist und bis 1911 Kavallerieoffizier (quittierte den Dienst im Rang eines Generals der preussischen Armee), wurde im August 1918 der einzige akzeptable Kandidat für das Reichskanzleramt, arrangierte den von Ludendorff dringend gewünschten Waffenstillstand, übergab das Kanzleramt am 9. November an Friedrich Ebert und zog sich aus dem politischen Leben zurück. Seine Memoiren gab Golo Mann 1968 neu heraus.
- Bakunin, Michail Alexandrovitch (1814-1876), 1857 nach Sibirien verbannt, floh 1861 nach London, intellektueller Gegner Karl Marx', favorisierte einen radikalen Freiheitsanspruch. Starb 1876 in Bern.
- Balfour, Lord Arthur James, Graf von (1848-1930), in die Politik eingeführt durch seinen Onkel Lord Salisbury, 1902 Premierminister und Chef der Konservativen, löste 1915 Winston Churchill als Marineminister ab, gehörte bis 1929 allen englischen

- Kabinetten an, wurde 1916 im Kabinett Lloyd George Aussenminister und war in dieser Eigenschaft 1919 auf der Friedenskonferenz in Paris («Ce n'est pas tant la guerre qui m'a effrayé, c'est la paix»).
- Ballin, Albert (1857-1918), Hamburger Reeder (HAPAG), Vertrauter Wilhelms II.
- Bär, Werner (1899-1960), Zürcher Bankier, studierter Ingenieur, Partner (mit seinen Brüdern) der Bank Julius Bär. Gründete den *Wochenbericht der Bank Julius Bär*, Kunstfreund, Sammler und Mitglied des Rudervereins Industrieschule Zürich (RIZ). Onkel von Hans J. Bär.
- Baruch, Bernard (1870-1965), amerikanischer Financier, Wirtschaftsberater Woodrow Wilsons, Mitglied der amerikanischen Friedensdelegation in Paris.
- Belleville, Jeanne Comtesse de (1867-1953), bewohnte Schloss Montignies sur Roc und half versprengten alliierten Soldaten, in die Niederlande zu entweichen. Wurde 1915 von der deutschen Militärverwaltung in Brüssel zum Tode verurteilt. Anwesend beim Prozess war Gottfried Benn. Aufgrund der internationalen Proteste nach der Exekution Edith Cavells nicht hingerichtet, sondern in ein Lager nach Siegburg (bei Bonn) deportiert, 1918 von den Revolutionären befreit.
- Benn, Gottfried (1886-1956), Mediziner und Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten, 1914 Medizinalrat beim Gouvernement Allemand en Belgique, expressionistischer Dichter, stand dem Nationalsozialismus nahe.
- Berchtold, Leopold Graf (1863-1942), Mitglied des Ordens vom Goldenen Vlies seit 1912 und im selben Jahr bis 1915 K. u. k.-Aussenminister (Nachfolger des Grafen Aehrenthal). Bei seinem Rücktritt schrieb der italienische Ministerpräsident: «Ainsi disparut tranquillement de la scène de l'histoire un homme qui, contre sa destinée naturelle, en avait été un des principaux acteurs. Si on tentait un classement entre les responsables de l'explosion de la Grande guerre en juillet 1914, la première place appartiendrait indubitablement au comte Berchtold. C'était un courtois et très élégant seigneur, mais rien de plus.»
- Bernhardi, Friedrich von (1849-1930), General der Kavallerie, 1891 Militärattaché in Bern, kommandierte zuletzt (1907-1909) das 7. Armeekorps (Münster). Schrieb das Buch *Deutschland und der nächste Krieg*, veröffentlicht 1912.
- Berthelot, Philippe (1866-1934), Kabinettschef mehrerer Aussenminister und schliesslich Generalsekretär des Ministers. Auch «l'homme du Quai d'Orsay» genannt. Übt eine grosse Autorität aus, hatte zunächst etwas Schwierigkeiten, sich mit Woodrow

- Wilson zu verständigen («Je ne peux pas savoir ce que pense le président Wilson; il ne s'exprime dans aucun idiom connu. »). Wäre gerne Generalsekretär der Friedenskonferenz geworden. Wurde nach dem Krieg der grosse Inspirator und Animator des Quai d'Orsay.
- Bethmann Hollweg, Theobald von (1856-1921), studierter Jurist, machte seine Karriere in der preussischen Verwaltung, 1899 Oberpräsident der Provinz Brandenburg, 1905 preussischer Innenminister, 1907 Staatssekretär im Reichsamt des Inneren (faktisch Innenminister), 1909 in der Nachfolge v. Bülow's Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident, führte das Reich 1914 in den Krieg, 1917 auf Druck der 3. Obersten Heeresleitung (Hindenburg/Ludendorff) zum Rücktritt gezwungen.
- Beyens, Napoléon Eugène (1855-1934), belgischer Diplomat, verheiratet mit Marguerite Oppenheim, 1911 Botschafterin Berlin.
- Bismarck, Otto von (1815-1898), 1862 preussischer Ministerpräsident, 1871 Reichskanzler, 1890 von Wilhelm II. entlassen.
- Blumenfeld, Erwin (1897-1969), während des Krieges Ambulanzfahrer ohne Führerschein, Dadaist und Collage-Künstler, etablierte sich 1932 in Amsterdam, siedelte nach Paris über, lebte seit 1939 in New York. Titelfotograf für *Harper's Bazaar*, *Life* und *Vogue*.
- Blumenfeld, Hans (1892-1988), Neffe Max Warburgs (seine Mutter war Warburgs Schwester), studierte Architektur, machte 1921 sein Diplom in Darmstadt, schloss sich den Linksozialisten der USPD an, arbeitete in Russland, emigrierte in die USA, wurde amerikanischer Staatsbürger, liess sich in Kanada nieder, wurde kanadischer Bürger und Professor für Stadtplanung an der Universität Toronto. Schrieb das Buch *The modern Metropolis*.
- Bollati, Riccardo (1858-1939), italienischer Diplomat, 1885 Legationssekretär an der Botschaft in Berlin, Generalsekretär der Farnesina, 1912 Botschafter in Berlin. Grosser Bewunderer Deutschlands.
- Bresslau, Harry (1848-1926), deutscher Mediävist, 1872 habilitiert, 1890 Professor an der Universität Strassburg, schrieb das zweibändige *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien*. Seine Tochter Helene – befreundet mit Elly Heuss-Knapp, der Frau des ersten Bundespräsidenten – heiratete 1912 Albert Schweitzer.
- Brockdorff-Rantzau, Ulrich Graf von (1869-1928), deutscher Diplomat, 1912 Gesandter in Kopenhagen, im Dezember 1918 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, im Februar 1919 Reichsminister, Leiter der deutschen Friedensdelegation in Paris.
- Browning, Montague Edward (1863-1947), britischer Marineoffizier und Admiral, kommandierte 1918 die 4. Battle Squadron der Grand Fleet. Als Nachfolger Wester Wemyss 1919 President of the Allied Naval Armistice Commission und damit zu-

- ständig für den Abbau der deutschen Flotte. Von Keynes in seinem andächtigen Melchior-Porträt ungnädig beschrieben als: «ein überaus mürrischer und ignoranter alter Seebär, der anstelle der einen Hand in ehrwürdigster nautischer Tradition tatsächlich einen richtigen, grossen Haken trug und keinen einzigen anderen Gedanken im Kopf hatte als die Ausrottung und weitere Demütigung eines verachteten und besiegten Feindes». Bryan, William Jennings (1860-1925), amerikanischer Politiker, 1891 Kongressabgeordneter, 1913-1915 Staatssekretär im State Department.
- Bryce, James (1838-1922), Diplomat, Historiker und Staatsmann, zunächst Professor für Zivilrecht in Oxford, schrieb eine wegweisende Darstellung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, 1880 liberaler Abgeordneter, Unterstaatssekretär für Erziehung und Irland, britischer Botschafter in Washington, Befürworter des Völkerbunds und Richter am Internationalen Gerichtshof in Den Haag.
- Bülow, Bernhard Heinrich Martin Graf von (1849-1929), deutscher Diplomat und Politiker, trat 1874 in den diplomatischen Dienst ein, Botschafter in Rom, 1897 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, 1900 in Personalunion Reichskanzler, 1905 Fürst, 1909 gestürzt.
- Bülow, Bernhard Wilhelm von (1885-1936), deutscher Diplomat, Neffe Bernhard von Bülow, studierter Jurist, trat 1912 ins Auswärtige Amt ein, Mitglied der deutschen Delegation bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, 1919 Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Paris, schied am 30. Juni 1919 aus dem Dienst aus, trat 1923 wieder ein, 1930 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (als Nachfolger Carl von Schuberts), starb 1936 an einer Embolie.
- Burckhardt, Jacob (1818-1897), Historiker und Kunsthistoriker, 1855 Professor an der ETH Zürich, 1858 Ordinarius in Basel. Hinterliess neben seinem historischen Œuvre ein umfangreiches Briefwerk (veröffentlicht in zehn Bänden). Werner Kaegi widmete ihm eine siebenbändige Lebensgeschichte.
- Cambon, Jules (1845-1934), Jurist, Anwalt und Diplomat, 1891 Generalgouverneur in Algerien, 1897 Botschafter in Washington, 1902 in Madrid und 1907-1914 in Berlin. 1915 Generalsekretär des Quai d'Orsay, in die Ausarbeitung der Friedensverträge involviert. 1918 in die Academie Française gewählt, Bruder von Paul Cambon.
- Cambon, Pierre Paul (1843-1924), älterer Bruder Jules Cambons, begann seine Laufbahn in der Verwaltung, 1898 Botschafter in London, demissionierte von diesem Posten 1920. Galt als einer «der besten Diplomaten seiner Zeit».
- Capelle, Eduard von (1855-1931), Marineoffizier, 1906 zum Konteradmiral befördert, treuer Gefolgsmann Tirpitz, bei Kriegsausbruch Unterstaatssekretär im Marineamt,

- als Nachfolger Tirpitz Staatssekretär im Marineamt (faktischer Marineminister).
- Cavell, Edith (1865-1915), britische Staatsbürgerin, gebürtig aus Norfolk, Tochter eines Vikars, studierte in Belgien, der Schweiz und in Deutschland, bevor sie 1905 in England als Gouvernante arbeitete. Ging 1906 nach Belgien als Krankenschwester ans Institut Chirurgical, engagierte sich 1914 im belgischen Roten Kreuz und baute ein Netz auf, um versprengten alliierten Soldaten in Belgien und Frankreich die Flucht in die Niederlande zu ermöglichen. Wegen Hochverrats nach zwei Prozesstagen von einem Militärgericht zum Tode verurteilt und am 11. Oktober 1915 hingerichtet.
- Chamberlain, Joseph Austen (1863-1937), britischer Staatsmann, 1892 ins Parlament gewählt, 1903 Schatzkanzler, 1918 Mitglied des Kriegskabinetts, 1924-1929 Außenminister.
- Churchill, Winston Leonard Spencer (1874-1965), Kavallerieoffizier, 1900 Abgeordneter der Konservativen, 1911 Erster Seelord (Marineminister) und grosser Modernisierer der Marine, trat nach der misslungenen Dardanellen-Offensive zurück und kommandierte in Frankreich ein Infanteriebataillon, 1916 zum Munitionsminister ernannt. Literatur-Nobelpreisträger 1953.
- Clemenceau, Georges (1841-1929), Arzt, Journalist mit eigener Zeitung (*L'Homme libre*, während des Krieges umbenannt in *L'Homme enchaîné*), liberaler (radikal-sozialistischer) Politiker und Staatsmann. 1906 erstmals Ministerpräsident, in der Krise von 1917 zum Ministerpräsidenten ernannt, führte parallel das Kriegsministerium, Präsident der Friedenskonferenz in Paris.
- Coghill, Nevill (1899-1980), irisch-britischer Literaturwissenschaftler, während des Ersten Weltkriegs Leutnant in der Feldartillerie, 1922 am Exeter College in Oxford graduiert, Fellow des Exeter Colleges bis 1967, Tutor des Dichters W.H. Auden.
- Conrad von Hötzendorff, Franz (1852-1925), absolvierte die Militärakademie Wiener Neustadt, 1906 Generalstabschef der K. u. k.-Armeen. Litt unter der Schwäche, die gegnerischen Kräfte immer zu unterschätzen. Kaiser Karl I. erreichte 1917 seine Demission. Conrad erhielt darauf das Kommando über eine Armeegruppe an der Italienfront und das Ehrenamt des Kommandanten der Leibgarde des Kaisers.
- Crowe, Eyre Sir (1864-1925), englischer Diplomat, trat 1885 ins Foreign Office ein, konstatierte in einem Memorandum von 1907, dass Deutschland zunächst die Hegemonie in Europa anstrebe und anschliessend in der Welt, Angehöriger der englischen Friedensdelegation 1919 in Paris im Rang eines Assistent Under-Secretary of State. Behielt diese Position bis zu seinem Tode 1925.



- Croy, Marie Elisabeth, Louise Princesse de (1875-1968), half während des Ersten Weltkriegs versprengten Soldaten, sich dem deutschen Zugriff zu entziehen und in die Niederlande zu entkommen. 1915 von einem Kriegsgericht zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Pacelli (der spätere Pius XII.) versuchte als apostolischer Nuntius in München zu ihren Gunsten zu intervenieren. Nach Siegburg deportiert, krankheitshalber ins Spital nach Bonn eingeliefert, am 13. November 1918 befreit. Versteckte während des Zweiten Weltkriegs den entwichenen General Giraud. Schrieb einen Erinnerungsband: *Le martyre des pays envahis, souvenirs de la Princesse de Croy*, Paris 1933.
- Curzon, George Nathaniel Marquis de Kedleston (1859-1925), in Eton und Oxford erzogen, 1885 Kabinettsmitarbeiter Lord Salisburys, Unter-Staatssekretär für Indien, 1919-1924 Aussenminister.
- David, Eduard (1863-1930), deutscher Politiker, Gymnasiallehrer, 1903 SPD-Abgeordneter im Reichstag, 1919 Präsident der Weimarer Nationalversammlung, 1919/20 Reichsminister.
- Davis, Norman H. (1878-1944), amerikanischer Manager und Diplomat, organisierte zunächst den Business Trust of Cuba, wurde 1917 Berater des Treasury in internationalen Finanzfragen, 1919 amerikanischer Vertreter in der alliierten Waffenstillstandskommission, wurde 1938 Chairman of the American Red Cross.
- Debussy, Claude (1862-1918), französischer Komponist, schrieb ein Weihnachtslied für die verwaisten belgischen Kinder.
- Dégoutté, Jean Marie Joseph (1866-1938), ursprünglich Infanterieoffizier, lange in der Kolonialarmee verwendet, 1916 General, 1920 Oberkommandierender der alliierten Streitkräfte im Rheinland.
- Delbrück, Hans (1848-1929), Historiker und Politiker, Nachfolger Heinrich von Treitschkes auf dem Berliner Lehrstuhl. 1894 Reichstagsabgeordneter.
- Dernburg, Bernhard (1865-1937), Politiker, ursprünglich Bankier, 1907 Staatssekretär des Kolonialamts, 1919 Finanzminister im Kabinett Scheidemann, Abgeordneter für die Deutsche Demokratische Partei von 1919-1930.
- Dewey, George (1837-1917), amerikanischer Marineoffizier und Admiral, vernichtete 1898 die spanische Flotte vor Manila, 1900 Präsident des General Board des Navy Departments.
- Durkheim, David Emile (1858-1917), einflussreicher französischer Soziologe, schrieb unter anderem ein Buch über den Selbstmord (*Le Suicide*). Berühmt geworden nicht zuletzt wegen seiner Deutung der modernen Gesellschaft, ihres Kollektivbewusstseins und des sozialen Zwangs durch normative Verpflichtungen.
- Ebert, Friedrich (1871-1925), 1893 Parteijournalist in Bremen, Parteisekretär 1905,

- Reichstagsabgeordneter 1912, Präsident der Mehrheitssozialdemokraten, am 9. November 1918 zum Regierungschef ernannt, 1919 Reichspräsident.
- Edward ¥11.(1841-1910), ältester Sohn Königin Victorias, Onkel Wilhelms II., 1901 gekrönt.
- Einem, Karl Wilhelm von (1853-1934), Kavallerieoffizier (14. Ulanen-Regiment), 1903 preussischer Kriegsminister, kommandierte 1914 die 2. Armee und übernahm im September 1914 das Kommando der 3. Armee.
- Eisner, Kurt (1867-1919), gebürtiger Berliner, Journalist und Sozialist, naturalisierter Bayer, engagierter Pazifist, 1918 nach Ablösung der Monarchie Ministerpräsident und Aussenminister. 1919 von einem ehemaligen Gardeoffizier ermordet.
- Elisabeth Gabriele Valérie Marie, Königin der Belgier (1876-1965), Tochter Karl Theodors Herzog in Bayern, heiratete 1900 den belgischen Thronfolger Albert. Gründete eine Reihe medizinischer, wissenschaftlicher und kultureller Stiftungen.
- Epstein, Klaus (1927-1967), amerikanischer Historiker, in Harvard promoviert, 1963 Professor an der Brown University in Providence. Schrieb das erstmals 1959 publizierte Buch *Matthias Erzberger and the Dilemma of German Democracy*.
- Erzberger, Matthias (1875-1921), Primarschullehrer, Zentrumsolitiker, Reichstagsabgeordneter, leitete die deutsche Waffenstillstandskommission vom 9./11. November, Minister im Kabinett Scheidemann, Vizekanzler und Minister im Kabinett Bauer, am 26.8.1921 ermordet.
- Erzbischof von Köln, siehe Hartmann (Kardinal) Felix von.
- Falkenhayn, Erich von (1861-1922), General, in China im Boxeraufstand eingesetzt, 1913 preussischer Kriegsminister, am 14. September 1914 als Nachfolger Moltkes zum Generalstabschef ernannt. August 1916 abgelöst vom Gespann Hindenburg/Ludendorff. Übernahm im Februar 1918 das Kommando der 10. Armee in Westrussland.
- Faramond de la Fajolle, Gontran Marie Auguste de (1864-1950), französischer Marineoffizier, 1882 in die Marine eingetreten, 1898 Attaché in Washington, 1905 Fregatkapitän und Mittelmeerverwendung, 1910 Marineattaché in Berlin mit weiterer Zuständigkeit für Österreich-Ungarn und die Niederlande, Kapitän zur See 1917, 1919 Angehöriger der interalliierten Marinekommission in Berlin.
- Fehrenbach, Konstantin (1852-1926), Rechtsanwalt, Zentrumsolitiker, 1903 erstmals Reichstagsabgeordneter, 1919 Präsident der Nationalversammlung, Reichskanzler 1920-1921.
- Ferdinand I., (1865-1927), König von Rumänien, Sohn Leopolds von Hohenzollern-

- Sigmaringen und Antonias von Portugal, in Deutschland aufgewachsen und erzogen, ging 1889 nach Rumänien, wurde adoptiert von seinem kinderlosen Onkel Carol I., 1914 König von Rumänien, wahrte bei Kriegsausbruch die Neutralität, führte Rumänien 1916 ins Lager der Entente.
- Flotow, Hans von (1862-1935), deutscher Diplomat, 1913-1915 Botschafter in Rom.
- Foch, Ferdinand (1851-1929), Jesuitenschüler, Polytechniker, Artillerieoffizier, kommandierte bei Kriegsausbruch das 20. Armeekorps (Nancy), zeichnete sich in der Marne-Schlacht aus. Mit der Bildung eines integrierten alliierten Kommandos im März 1918 zum Oberkommandierenden ernannt. 1918 Maréchal de France.
- Franchet d'Esprey, Louis Félix Marie François (1856-1942), ursprünglich Infanterieoffizier (Saint-Cyr). Begann seine Karriere in der Kolonialarmee, kommandierte bei Kriegsausbruch das 1. Armeekorps. Im Juni 1918 zum Oberkommandierenden der Armées d'Orient (Balkanarmee) ernannt. Lancierte im September 1918 seine Offensive, knackte die bulgarische Front und befreite am 1. November 1918 Belgrad. 1921 Maréchal de France.
- Freytag, Hans (1869-1954), deutscher Diplomat, trat 1903 ins Auswärtige Amt ein (konsularischer Dienst), 1918 Generalkonsul in Budapest, leitete nach dem Krieg im Auswärtigen Amt das Schuldreferat, übernahm 1926 die Kulturabteilung. Zuletzt Gesandter in Lissabon.
- Fürstenberg, Carl (1850-1933), Berliner Bankier, baute die Berliner Handelsgesellschaft zur führenden deutschen Investmentbank auf.
- Gallieni, Joseph-Simon (1849-1916), diente zunächst in der Marineinfanterie, 1897 Generalgouverneur in Madagaskar. 1914 aus dem Ruhestand reaktiviert und zum Militärgouverneur von Paris ernannt, lancierte in der Marne-Schlacht die Attacke auf den rechten Flügel der deutschen Streitkräfte. 1915 Kriegsminister. Posthum Maréchal de France.
- Gallwitz, Max von (1852-1937), Artillerieoffizier. Kommandierte bei Kriegsausbruch die Gardereserve, übernahm im Dezember 1916 die 5. Armee vor Verdun, die im Januar 1918 in Armeegruppe Gallwitz ausgebaut wurde. War als Nachfolger Ludendorffs im Gespräch.
- Gerard, James W. (1867-1951), Jurist, New York State Justice, zeitweilig Tammany-Kandidat, 1913-1917 US-Botschafter in Berlin. Schrieb seine Erfahrungen mit Deutschland nieder unter dem Titel *My Four Years in Germany*.
- Gessler, Otto (1875-1955), Jurist, Staatsanwalt, Richter, Bürgermeister von Regensburg, Mitgründer der Deutschen Demokratischen Partei, 1920 als Nachfolger Noskes Reichswehrminister, trat 1928 zurück.
- Giesberts, Johann (1865-1938), Autodidakt, Redaktor, Zentrumsolitiker, Gewerk-

- schaftsführer. 1905 Reichstagsabgeordneter, 1919-1922 Postminister, Mitglied der deutschen Friedensdelegation.
- Giraudoux, Jean (1882-1944), Diplomat und Schriftsteller, absolvierte die Ecole Normale Supérieure, studierte in München, Lektor an der Harvard University, 1911 in den Quai d'Orsay eingetreten, während des Krieges mehrfach verwundet.
- Globke, Hans (1898-1973), Verwaltungsjurist, Mitglied der Zentrumspartei (bis 1933), 1925 stellvertretender Polizeipräsident in Aachen, 1929 Regierungsrat im preussischen Innenministerium, 1938 Ministerialrat, schrieb 1936 einen Kommentar zu den Nürnberger Gesetzen. Arbeitete bereits während der Weimarer Republik an einer Namensrechtspraxis, die auf eine Sonderbehandlung der jüdischen Bevölkerung abzielte.
- Goens, Georg (1859-1918), Garnisonspfarrer und Hofprediger. Schrieb eine *Geschichte der Königlich Berlinischen Garnisonskirche*, publiziert 1897.
- Goschen, William Edward Sir (1847-1924), englischer Diplomat, 1869 ins Foreign Office aufgenommen, 1908-1914 Botschafter in Berlin. Ihm gegenüber nannte Theobald von Bethmann Hollweg die garantierte belgische Neutralität «einen Fetzen Papier».
- Grew, Joseph Clark (1880-1965), amerikanischer Diplomat, 1904 ins State Department eingetreten, 1909-1917 Botschaftsrat in Berlin, Generalsekretär der amerikanischen Friedensdelegation in Paris. 1921 Botschafter in Bern, 1932 Botschafter in Japan, 1944 Unterstaatssekretär des State Departments. Veröffentlichte 1952 seine Erinnerungen unter dem Titel *Turbulent Era, a Diplomatic Record of 40 Years*.
- Groener, Wilhelm (1867-1939), absolvierte 1896 die Kriegsakademie als Jahrgangsbester, leitete bei Kriegsausbruch im Generalstab die Transportabteilung, 1915 zum General befördert. Ende Oktober 1918 in der Nachfolge Ludendorffs Generalquartiermeister (und damit faktischer Generalstabschef).
- Haakon VII. (1872-1957), ursprünglich Christian Frederik Carl Georg Valdemar Axel, Prinz von Dänemark, 1905 norwegischer König, kritisierte Stresemann 1927 wegen seiner Opportunitätsfriedenspolitik, wehrte sich 1940 erbittert gegen die deutsche Besetzung und ging ins Exil.
- Haber, Fritz (1868-1934), deutscher Chemiker, 1911 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin, Nobelpreisträger 1918. Emigrierte 1933 und starb in Basel.
- Haig, Douglas (1861-1928), Fieldmarshall, Kavallerist (7. Husaren), Aide de Camp Edwards VII., kommandierte bei Kriegsausbruch das 1. britische Korps, löste Ende 1915 Sir John French als Chef des Expeditionskorps ab. 1917 zum Marschall ernannt.

- Halévy, Ludovic (1834-1908), französischer Bühnenautor und Romancier, Leiblihbret-tist Jacques Offenbachs. Von Edgar Degas gemalt.
- Hammerstein-Gesbold, Hans von (1868-1933), General, 1917 mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet, kommandierte bei Kriegsende die 213. Division. Rückte für Winterfeldt in die deutsche Waffenstillstandskommission nach. 1923 verabschiedet.
- Haniel von Haimhausen, Edgar (1870-1935), deutscher Diplomat, trat nach dem Jura-Studium in das Auswärtige Amt ein, 1900 Botschaftsrat in Washington, rückte 1919 in die deutsche Waffenstillstandskommission nach, Generalsekretär der deutschen Friedensdelegation in Paris, 1922 Staatssekretär im Auswärtigen Amt.
- Hankey, Sir Maurice (1877-1963), 1899 als Jahrgangsbester in die Royal Navy eingetreten, quittierte den Dienst 1907, 1912 Sekretär des Imperial Defence Committee, unterbreitete Winston Churchill 1914 die Idee eines Panzerfahrzeugs. Nach dem Krieg Generalsekretär der britischen Friedensdelegation in Paris und der Sitzungen der Grossen Vier, Kabinettssekretär Lloyd Georges und Minister ohne Portfeuille in der Regierung Chamberlain.
- Hartmann (Kardinal), Felix von (1851-1919), 1874 zum Priester geweiht, 1911 Bischof von Münster, 1912 Erzbischof von Köln, 1914 Kardinal, bekannt für seine nationalis-tische Einstellung.
- Hassell, Ulrich von (1881-1944), deutscher Diplomat, zunächst im konsularischen Dienst in Genua, 1926 Gesandter in Kopenhagen, 1932 Botschafter in Rom. Verheiratet mit der Tochter Alfred von Tirpitz’.
- Hauptmann, Gerhart (1862-1946), Dramatiker und Dichter, 1912 Nobelpreisträger für Literatur.
- Helfferrich, Karl (1872-1924), seit 1908 Vorstand der Deutschen Bank, Finanzminister (Staatssekretär des Reichsschatzamts) 1915/16, anschliessend Innenstaatssekretär, nach dem Kriege Exponent der deutschnationalen Partei (DNVP), kam 1924 bei einem Eisenbahnunglück unweit von Bellinzona ums Leben. Verantwortlich für die unverantwortliche Kriegsfinanzierung Deutschlands.
- Heydebrand und der Lasa, Ernst von (1851-1924), Verwaltungsjurist, 1903 in den Reichstag gewählt, 1911 Führer der Deutschkonservativen, die sich unter seiner Ägide mit den Alldeutschen verbündete. Trug mit seinem Widerstand gegen eine Finanzreform 1909 zum Sturz Bernhard von Bülow bei.
- Heye, Wilhelm (1869-1947), General, 1900 Generalstabsoffizier, übernahm 1910 die Abteilung III b im grossen Generalstab, bei Kriegsbeginn Generalstabschef des Landwehrkorps, 1917 Generalstabschef der Heeresgruppe Herzog Albrecht, am 21. September 1918 im Rang eines Oberst Chef der Operationsabteilung, übernahm

- nach der Entlassung Ludendorffs am 26. Oktober dessen Aufgaben, bis Wilhelm Groener in Spa eintraf. 1926 Nachfolger Seeckts als Chef der Heeresleitung.
- Hindenburg und Beneckendorff, Paul von (1847-1934), Feldmarschall. Hatte als General der Infanterie 1911 den aktiven Dienst quittiert, 1914 reaktiviert und mit dem Kommando der 8. Armee in Ostpreussen betraut, löste im August 1916 Erich von Falkenhayn als Generalstabschef ab, wählte im Oktober 1918 Groener zum Nachfolger Ludendorffs.
- Hintze, Paul von (1864-1941), deutscher Marineoffizier, Diplomat und Politiker, trat 1882 als Kadett in die Marine ein, schied 1911 im Rang eines Konteradmirals aus, 1911 Gesandter in Mexiko, 1914 in China, 1917 in Norwegen, am 9. Juli 1918 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt, trat am 7. Oktober zurück.
- Hoffmann, Max (1869-1927), 1914 Operationschef (Ia) der 8. Armee in Ostpreussen, arbeitete den Plan für die Schlacht bei Tannenberg und in den Masuren aus. Plante für Hindenburg und Ludendorff die deutschen Siege gegen Russland, 1916 Stabschef Oberost und 1917 General, leitete bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk den militärischen Stab der deutschen Delegation.
- Hohenzollern, Viktoria von (1840-1901), Kaiserin und Königin von Preussen, älteste Tochter Victorias und Prinz Alberts, heiratete 1858 Kronprinz Friedrich. Kritisierte den Regierungsstil ihres Sohnes Wilhelm II. deutlich.
- Hohenzollern, Friedrich Wilhelm von (1882-1951), Kronprinz, 1911 Kommandeur des 1. Leibhusarenregiments in Danzig, erhielt im August 1914 das Kommando über die 5. Armee, ab 1916 Chef der neu gebildeten Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Beteiligte sich 1917 an den Manövern, die zum Sturz des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg führten.
- Holstein, Friedrich von (1837-1909), deutscher Diplomat, 1871 Botschaftssekretär in Paris. War die berühmte «graue Eminenz» des Auswärtigen Amtes.
- House, Edward Mandell «Colonel House» (1858-1938), in der Baumwollindustrie reich gewordener Freund und Berater Präsident Wilsons, während des Krieges «Schattensausenminister», wiederholt als persönlicher Gesandter des Präsidenten zu diplomatischen Missionen entsandt. Auf der Friedenskonferenz Wilsons Stellvertreter und während dessen Abwesenheit Leiter der amerikanischen Delegation.
- Humbert, Charles (1866-1926), französischer Politiker, 1906 ins Parlament gewählt, Senator 1908. Wies in mehreren Essays auf die französische Unterbewaffnung hin.
- Huygelen, Frans (1878-1940), belgischer Maler und Bildhauer, stark klassizistisch in-

- spirierte, schuf das Relief an der Grande Place in Brüssel und eine Reihe von Monumenten für die Opfer deutscher Übergriffe während des Ersten Weltkrieges.
- Jagow, Gottlieb Eugen Gustav Karl von (1863-1935), Diplomat, trat 1886 in die preussische Verwaltung ein, 1896 in den diplomatischen Dienst, im November 1913 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt. Quittierte Ende 1916 den Dienst.
- Joffre, Joseph Jacques Césaire (1852-1931), studierter Polytechniker, Genieoffizier, diente lange in der Kolonialarmee, 1911 zum Generalstabschef ernannt, im Dezember 1916 abgelöst und zum Maréchal de France promoviert.
- Kautsky, Karl (1854-1938), Sozialist und Sekretär Friedrich Engels', votierte als Chef der Sozialdemokraten 1914 für die Kriegskredite. 1919 beigeordneter Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, publizierte nach dem Studium der Akten in der Wilhelmstrasse das Buch *der Weltkrieg entstand*, wanderte 1924 nach Wien aus und emigrierte 1938 nach Amsterdam.
- Kennedy, Paul (\*1945), studierte an der Newcastle University und wurde promoviert an der Universität Oxford mit dem Thema *The Rise of the Anglo-German Antagonism*, seit 1983 Professor für Geschichte an der Yale University in New Haven (CT). Schrieb zuletzt *Engineers of Victory. The Problem Solvers who Turned the Tide in the Second World War*, New York 2013.
- Kerr, Philip Henry «Lord Lothian» (1882-1940), 1916 Privatsekretär Lloyd Georges und in dieser Eigenschaft 1919 Angehöriger der britischen Friedensdelegation in Paris, leitete 1921 United Newspapers, war zuletzt Botschafter in Washington.
- Keynes, John Maynard (1883-1946), englischer Ökonom, während des Krieges Wehrdienstverweigerer, Delegierter des Treasury für die Friedensdelegation, auf Verlangen der französischen Regierung abberufen. Schrieb 1920 nach den von Carl Melchior aus der deutschen Delegation vorgetragenen Argumenten das Pamphlet *The Economic Consequences of the Peace*. Säule der Bloomsbury Group. Ehelichte die Ballerina Lydia Lopokova aus Diaghilevs Ballet Russe. Miterfinder des Bretton Woods System und des International Monetary Fund.
- Kiderlen-Wächter, Alfred von (1852-1912), Sprössling einer württembergischen Familie, trat 1879 ins Auswärtige Amt ein, 1907 Botschafter in Konstantinopel und Berater des Sultans, 1910 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt, veranlasste 1911 die Entsendung der Korvette Panther nach Agadir und löste damit die 2. Marokko-Krise aus. Starb nach einem Schlaganfall.
- Kipling, Rudyard (1865-1936), englischer Schriftsteller (*The Jungle Book*), eng be-

- freundet mit Cecil Rhodes, verlor seinen kurzsichtigen Sohn im Krieg und widmete ihm die Kriegsgeschichte seines Regiments, *The Irish Guards in the Great War*, London 1923.
- Klotz, Louis-Lucien (1868-1930), Anwalt und Journalist, wurde 1898 ins Parlament gewählt. Finanzexperte und Finanzminister im Kabinett Clemenceau 1917-1920. Verhandelte auf der Pariser Friedenskonferenz die Reparationen. Prägte als Abgeordneter des schwer kriegszerstörten Departements Somme (Bezirk Montdidier) das Wort «L'Allemagne paiera».
- Knollys, Francis (1837-1924), Infanterieoffizier, 1870 Privatsekretär des Prince of Wales (Edward VII.), 1901-1913 Privatsekretär Edwards VII. und Georgs V. König von Norwegen, siehe Haakon VII.
- Kraus, Karl (1874-1936), Gründer und Hauptautor der *Fackel*, schrieb das Weltkriegsdrama *Die letzten Tage der Menschheit*, 1918/19 als Sonderheft der *Fackel* publiziert.
- Kronprinzessin Viktoria, siehe Hohenzollern, Viktoria.
- Krupp von Bohlen und Halbach, Gustav (1870-1950), heiratete 1906 die älteste Tochter Alfred Krupps und übernahm die Führung des Stahl- und Rüstungskonzerns in Essen an der Ruhr.
- Kuhl, Hermann von (1856-1958), General, 1898 Lehrer an der Kriegsakademie, 1906 Leiter der historischen Abteilung, 1912 Generalmajor, bei Kriegsbeginn Chef des Generalstabs der 1. Armee, seit 1916 Generalstabschef der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Träger des Ordens Pour le Mérite beider Klassen.
- Lamont, Thomas W. (1870-1948), studierte in Harvard, wurde 1911 Partner bei J.P. Morgan, 1919 einer der beiden Delegierten des Treasury in der amerikanischen Friedensdelegation in Paris, nahm starken Einfluss auf den Dawes-Plan und den Young-Plan.
- Laroche, Jules (1872-1961), französischer Diplomat, studierter Jurist, fing 1898 an der Botschaft in Rom an, Mitarbeiter der Friedenskonferenz 1919, leitete von 1920-1925 die Affaires politiques et commerciales im Quai d'Orsay, Botschafter in Warschau und in Belgien, 1935 Ambassadeur de France.
- Lascelles, Frank (1841-1920), britischer Diplomat, trat 1861 ins Foreign Office ein, Gesandter in Bukarest und Teheran, Botschafter in Sankt Petersburg, 1895-1908 Botschafter in Berlin.
- Law, Andrew Bonar (1858-1923), britischer Staatsmann und gelernter Bankier, fand 1897 den Weg in die Politik, Führer der Konservativen, 1922 Premierminister.
- Lasteyrie, Charles Comte de (1877-1936), studierter Mediävist, Absolvent der Ecole des Chartes, Inspecteur des Finances, 1909 Bankier, 1918 Finanzdelegierter der alli-



- ierten Waffenstillstandskommission, Generalsekretär der Wiedergutmachungskommission, 1919 Parlamentsabgeordneter für die Corrèze, 1922-1924 Finanzminister im Kabinett Poincaré.
- Le Troquer, Yves (1877-1938), französischer Politiker, studierter Polytechniker, Ingénieur des Ponts et Chaussées, 1919 Abgeordneter für das Departement Côtes du Nord, 1920-1924 Minister für öffentliche Arbeiten.
- Leishman, John George Alexander (1857-1924), amerikanischer Geschäftsmann und Diplomat, 1897 Botschafter in Bern, 1909 in Rom, 1911-1913 US-Botschafter in Berlin. Wilhelm II. nahm Anstoss an der Heirat seiner Tochter Nancy mit Karl von Croy.
- Lerchenfeld-Köfering, Graf Hugo von (1843-1925), Verwaltungsjurist, bayerischer Staatsrat, von 1880-1919 ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs von Bayern in Berlin.
- Lévy-Bruhl, Lucien (1857-1939), Absolvent der Ecole Normale Supérieure, Professor an der Ecole libre des sciences politiques, 1904 Professor für Geschichte der modernen Philosophie an der Sorbonne, gründete 1925 an der Sorbonne das Institut d'Ethnologie.
- Lhopital, René (1885-1960), französischer Artillerieoffizier, Ingénieur des Mines, 1919 Ordonnanzoffizier Marschall Fochs, aktiv im Widerstand, 1942 nach Wittlich und Buchenwald deportiert.
- Liebknecht, Karl (1871-1919), Sohn eines der Gründer der sozialistischen Bewegung in Deutschland, Anwalt, SPD-Deputierter im preussischen Landtag und ab 1912 im Reichstag, votierte 1914 für die Kriegskredite (um die Einheit der Partei nicht zu gefährden), 1916 inhaftiert, 1918 endassen, lancierte einen Generalstreik, am 15. Januar 1919 ermordet.
- Lloyd George, David (1863-1945), studierter Jurist, Abgeordneter der Liberalen seit 1890, 1905 Handelsminister, bei Kriegsausbruch Finanzminister, übernahm 1915 das Munitionsministerium, Premierminister seit Ende 1916, leitete die britische Delegation auf der Friedenskonferenz in Paris, an die er sich gerne mit einem Bonmot erinnerte: «Ich sass zwischen Jesus Christus und Napoleon.» Trat 1922 zurück.
- Lodge, Henry Cabot (1850-1924), amerikanischer Staatsmann, Absolvent der Harvard University, Anwalt, 1893 Senator. Votierte für eine bedingungslose Kapitulation Deutschlands und gegen den Beitritt der USA zum Völkerbund.
- Ludendorff, Erich (1865-1937), Absolvent der Kadettenanstalt Berlin-Lichterfelde, diente seinen Leutnant beim 2. Marine-Infanterie-Bataillon in Wilhelmshaven ab. Von 1894 an meist an Schulen und in Stabsstellen verwendet, schrieb eine Reihe von Reglementen, wurde einer der engsten Mitarbeiter Schlieffens im Grossen Ge-

- neralstab. Im August 1914 mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet für seinen Einsatz vor Lüttich und anschliessend als Stabschef zur 8. Armee nach Ostpreussen entsandt. Sein direkter Chef war Paul von Hindenburg. Löste mit Hindenburg im August 1916 Falkenhayn als Chef der Obersten Heeresleitung ab. Setzte im Frühjahr 1918 alle Hoffnungen auf eine Offensive, um einen Keil zwischen die Alliierten zu treiben, musste am 16. Juli seine letzten Hoffnungen begraben und war vom 18. Juli an zur Defensive gezwungen. Erklärte am 29. September, dass nur noch ein schneller Waffenstillstand den kompletten Zusammenbruch der deutschen Armeen verhindern könne. Am 26. Oktober 1918 abgelöst.
- Mahan, Alfred Thayer (1840-1914), amerikanischer Admiral und Marinetheoretiker. Schrieb u.a. das Buch *The Influence of Sea Power upon History 1660-1783*, 1890 publiziert.
- Mankiewitz, Paul (1857-1924), deutscher Bankier, trat nach einer Lehre 1879 in die neu gegründete Deutsche Bank ein, 1898 Mitglied des Vorstands, beriet während des Ersten Weltkrieges die Reichsbank, 1919 Vorstandssprecher der Deutschen Bank.
- Martin, Louis (1866-1957), studierter Polytechniker, 1890 Inspecteur des Finances, trat 1899 ins Finanzministerium als Mitarbeiter des Ministers Joseph Caillaux ein, 1903 Directeur général des contributions directes, 1918-1919 Sous-Gouverneur des Crédit Foncier de France, Delegierter des Finanzministeriums bei der Waffenstillstandskommission, 1919-1936 Directeur und Präsident des Crédit National.
- Max, Adolphe (1869-1939), studierter Jurist, arbeitete als Journalist, 1903 Stadtrat von Brüssel, von 1909 bis zu seinem Tod Stadtpräsident von Brüssel, von der deutschen Besetzung deportiert und 1918 nach seiner Rückkehr in Brüssel als Held empfangen.
- Melchior, Carl (1871-1933), studierter Jurist, 1902 Hausanwalt bei MM Warburg, 1911 Generalbevollmächtigter, 1917 nach seiner Kriegsverwundung Partner der Bank, Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Paris und Leiter der finanzpolitischen Gruppe.
- Mercier, Désiré Joseph (1851-1926), 1906 Erzbischof de Malines, Primas der belgischen Kirche, seit 1907 Kardinal, protestierte energisch gegen die deutschen Übergriffe, schrieb Weihnachten 1914 den Hirtenbrief *Patriotisme et endurance*, verurteilte entschieden die deutschen Massendeportationen, eng überwacht und wiederholt verhaftet.
- Meyer, Eduard (1855-1930), Althistoriker, schrieb unter dem Eindruck des Weltkriegs *Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius*, war seit 1902 Professor in Berlin.

- Michel, Edmond, Statistiker, Inspecteur und Leiter der Hypokreditabteilung des Crédit Foncier de France, zuvor Président de la société statistique de Paris.
- Millerand, Alexandre Etienne (1859-1943), französischer Staatsmann, 1885 ins Parlament gewählt, 1899 Handelsminister, im August 1914 Kriegsminister, 1920 Ministerpräsident und Aussenminister.
- Moltke, Helmuth von (1848-1916), zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen Onkel gerne mit dem Zusatz «der Jüngere» etikettiert. 1880 in den grossen Generalstab kommandiert, 1891 Aide de camp Wilhelms II., 1906 Generalstabschef.
- Mommsen, Theodor (1817-1903), Historiker, 1852 Professor für Römisches Recht in Zürich, 1858 Professor für alte Geschichte in Berlin, erster deutschsprachiger Nobelpreisträger für Literatur, gründete das Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL).
- Mommsen, Wolfgang (1930-2004), Historiker, Urenkel Theodor Mommsens, 1968 Professor für Geschichte an der Universität Düsseldorf, schrieb in der Propyläen-Geschichte Deutschlands die Bände *Das Ringen um den nationalen Staat* sowie *Bürgerstolz und Weltmachtstreben*.
- Mond, Sir Alfred (1868-1930), britischer Industrieller und Politiker, 1906 ins Unterhaus gewählt, 1916 zum Commissioner of Works ernannt, 1921 Gesundheitsminister.
- Mordacq, Henri (1866-1943), General, Infanterist mit einem Faible für die Kavallerie, 1906 Stabschef der 10. Division, absolvierte 1909 die Kriegsakademie, 1910 in der Operationsabteilung der Armee verwendet, erhielt im August 1914 das Kommando des 159. Regiments, 1916 Brigadegeneral, überlebte mehrere Gasattacken, 1917 Clemenceaus Kabinettschef, übernahm 1920 das in Wiesbaden stationierte 30. Armeekorps. Schied 1925 aus.
- Morgan, John Pierpont jr. «Jack» (1867-1943), seit 1889 im väterlichen Unternehmen (J.P. Morgan), übernahm 1913 die Führung. Grosser Financier der Alliierten. Überlebte 1915 das Attentat eines Deutschfanatikers.
- Müller, Georg Alexander von (1854-1940), Admiral, 1906 Chef des Marinekabinetts Wilhelms II., widersetzte sich im Kriege dem tirpitzschen Offensivwillen und war gegen den unbeschränkten U-Boot-Krieg, quittierte im Sommer 1918 den Dienst. Hinterliess ein aufschlussreiches Tagebuch mit dem Titel *Regierte der Kaiser?* (Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914-1918, hrsg. von Walter Görlitz, Göttingen 1959).
- Müller, Hermann (1876-1931), Redaktor, 1906 Parteivorstand der Sozialdemokraten, 1916 Abgeordneter, Aussenminister 1919-1920, 1920 sowie 1928-1930 Reichskanzler.

- Münster, Georg Herbert Graf zu (1820-1902), Diplomat und Politiker, zunächst Gesandter des Königreichs Hannover in Sankt Petersburg, deutscher Botschafter in London und Paris, Reichstagsabgeordneter.
- Naumann, Friedrich (1860-1919), Theologe, Pfarrer und Vereinsgeistlicher der Inneren Mission, von 1897 an Berufspolitiker im nationalliberalen Spektrum, 1907 Abgeordneter im Reichstag, plädierte während des Krieges für eine mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft unter deutscher Dominanz.
- Nicolson, Harold (1886-1968), 1913 mit der Schriftstellerin Victoria Sackville-West verheiratet (eine enge Freundin Virginia Woolfs), 1909 in den diplomatischen Dienst eingetreten. Angehöriger der britischen Friedensdelegation in Paris.
- Nipperdey, Thomas (1927-1992), Bruder der Theologin Dorothee Solle, Historiker, 1972 Professor in München, schrieb eine zweibändige *Deutsche Geschichte 1866-1918*.
- Nollet, Charles Marie Edouard (1865-1941), französischer Offizier, Polytechniker, Artillerist, Lehrer an der Kriegsakademie, schrieb das Reglement für die Feldartillerie von 1909, im Dezember 1914 zum General befördert, kommandierte bei Kriegsende das 1. Armeekorps, 1919 Präsident der alliierten Kontrollkommission in Deutschland, 1924 Kriegsminister, 1934 Grosskanzler der Ehrenlegion.
- Offenbach, Jacques (1819-1880), Komponist, Sohn eines Kantors in Köln, gründete 1858 in Paris seine eigene Bühne (Les Bouffes Parisiens), komponierte eine Reihe gesellschaftskarikierender Operetten, darunter *La Grande Duchesse de Gerolstein*.
- Orlando, Vittorio Emanuele (1860-1952), Jurist, italienischer Staatsmann, 1914 in der Regierung Salandrajustizminister, am 26. Oktober 1917 nach der Niederlage bei Caporetto zum Ministerpräsidenten gewählt. Leitete die italienische Delegation auf der Friedenskonferenz in Paris. Am 19. Juni 1919 gestürzt.
- Paderewsky, Ignaz Jean (1860-1941), Absolvent des Warschauer Konservatoriums und Komponist, lebte in der Schweiz, hatte 1916 direkten Zugang zu Woodrow Wilson, der die Wiederherstellung Polens zu einer seiner Friedensforderungen in den 14 Punkten machte. Im Januar 1919 polnischer Ministerpräsident und Aussenminister, vertrat Polen auf der Pariser Friedenskonferenz und von 1920 bis 1929 im Völkerbund. Leitete nach der Besetzung Polens im Jahre 1939 das Nationalkomitee in London.
- Page, Walter Hines (1855-1918), Journalist, Verleger, Diplomat, 1914 US-Botschafter in London. Seine Korrespondenz wurde verlegt unter dem Titel *The Life and Letters of Walter H. Page*. 1923 mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet.

- Paléologue, Georges Maurice (1859-1944), französischer Diplomat, trat 1880 in den Quai d'Orsay ein, 1911 Direktor der politischen Abteilung, im Januar 1914 zum Botschafter am Zarenhof ernannt. 1928 in die Académie française gewählt. War bekannt für seine Mitteilbarkeit.
- Payer, Friedrich (1847-1931), (1906 geadelt), Rechtsanwalt und liberaler Politiker, Reichstagsabgeordneter 1877-1887 und 1890-1917. War 1917-1918 Vizekanzler.
- Pellè, Maurice César Joseph (1863-1924), Polytechniker, Artillerist, Joffres Adjutant in Madagaskar, 1909 bis 1912 Militärattaché in Berlin, bei Kriegsbeginn in den Generalstab kommandiert, befehligte bei Kriegsende das 5. Armeekorps, 1919 an der Spitze einer französischen Militärmission nach Prag entsandt und Generalstabschef der tschechoslowakischen Armee, die nach französischem Muster organisiert wurde.
- Pershing, John Joseph (1860-1948), General, Absolvent der Militärakademie Westpoint, Kavallerist. Bei Kriegseintritt der USA im Mai 1917 zum Kommandanten des amerikanischen Expeditionskorps ernannt, befehligte bei Kriegsende 2 Millionen Mann. Erwartet hatte er zunächst 20'000 bis 25'000. Vehementer Verfechter einer bedingungslosen Kapitulation des deutschen Reichs.
- Pétain, Henri Philippe (1856-1951), Infanterieoffizier, Lehrer an der Kriegsakademie. Kommandierte bei Kriegsausbruch die 4. Infanteriebrigade, im August 1914 zum General befördert und im Oktober 1914 mit dem Kommando des 33. Armeekorps betraut. Übernahm am 25. Februar 1916 das Kommando über den Sektor Verdun. Im Juni 1917 zum Chef der französischen Armee ernannt. Maréchal de France seit November 1918.
- Pichon, Stéphen (1857-1933), französischer Politiker, zunächst Journalist, 1885 Abgeordneter, heiratete die Nichte Clemenceaus, wechselte 1894 in den diplomatischen Dienst, 1906 erstmals Aussenminister, übernahm 1917 wieder das Aussenministerium und war einer der Mitunterhändler der Pariser Friedensverträge.
- Placci, Carlo (1861-1941), italienischer Schriftsteller (*Un furto*), geboren in London.
- Plessen, Hans von (1841-1929), Generaloberst, 1872 im grossen Generalstab, 1879 Flügeladjutant des Kaisers, 1891 Generalmajor und diensttuender Generaladjutant des Kaisers, begleitete Kaiser Wilhelm II. in sein Exil nach Amerongen und schied am 17. November 1918 im Alter von 76 Jahren als ältester aktiver Offizier aus dem Dienst aus.
- Poincaré, Raymond Nicolas Landry (1860-1934), Jurist und französischer Staatsmann. Vertrat mit 27 Jahren sein Heimatdepartement (Meuse) im Parlament, mehrfach Minister, in die Académie française gewählt, 1912 Ministerpräsident, 1913 Staatspräsi-

- dent, 1922 wieder Ministerpräsident, liess die Ruhr besetzen, von Herriot abgelöst, 1926 erneut Ministerpräsident, sanierte die Finanzen und stoppte die Währungskrise des Francs.
- Raeder, Erich (1876-1960), Marineoffizier, trat 1894 in die Marine ein, 1910 Navigationsoffizier auf der kaiserlichen Jacht Hohenzollern, Admiralstabsoffizier und Chef des Stabes beim Befehlshaber Aufklärungsstreitkräfte, 1917 Fregattenkapitän, 1946 im Nürnberger Prozess zu lebenslanger Haft verurteilt.
- Rathenau, Walther (1867-1922), deutscher Industrieller und Verwaltungsratspräsident der AEG. Organisierte die deutsche Kriegswirtschaft. Wiederaufbauminister im Kabinett Wirth 1921, im Herbst zum Rücktritt gezwungen, im Januar 1922 Aussenminister im Kabinett Wirth. Von einem rechtsradikalen Kommando zweier ehemaliger Marineoffiziere ermordet. In das Attentat verwickelt war auch der Schriftsteller Ernst von Salomon (*Der Fragebogen*).
- Reinhardt, Walter (1872-1930), General der Infanterie, 1904 Hauptmann im Grossen Generalstab, im November 1918 Departementsdirektor im Kriegsministerium, 1919 Kriegsminister, Vorgänger von Seeckt als Chef der neugebildeten Heeresleitung.
- Renan, Ernest (1823-1892), französischer Religionswissenschaftler, schrieb eine achtbändige *Histoire des origines du Christianisme*, 1879 in die Académie française gewählt, 1883 Collège de France.
- Reuter, Ludwig von (1869-1943), Admiral, kommandierte in der Skagerrak-Schlacht das Aufklärungsgeschwader der leichten Kreuzer, überführte nach dem Krieg die Hochseeflotte nach Scapa Flow. Befahl mit dem Einverständnis (oder der Ermunterung) Berlins die Selbstversenkung der 53 Schiffe. Sass wegen Verletzung des Waffenstillstands acht Monate als Kriegsgefangener ab und wurde im Februar 1920 in Deutschland als Held empfangen.
- Rheinbaben, Georg von (1855-1921), studierter Nationalökonom, Verwaltungsbeamter, 1899 preussischer Innenminister, 1901-1910 preussischer Finanzminister und in Personalunion faktisch Reichsfinanzminister.
- Riddell, George, «Lord Riddell» (1865-1934), Rechtsanwalt, 1903 Verlagschef der *News of the World*, enger Freund David Lloyd Georges, offizieller Pressevertreter auf der Pariser Friedenskonferenz und den Folgekonferenzen.
- Riezler, Kurt (1882-1955), Diplomat, wurde 1906 Pressereferent im Auswärtigen Amt, Berater Theobald von Bethmann Hollwegs, führte in der Julikrise 1914 ein Tagebuch mit Notizen über die Pläne, Absichten und Handlungen der deutschen Politik, schrieb auch am Septemberprogramm 1914 mit.
- Röchling, Hermann (1872-1955), Sprössling einer saarländischen Industriellenfamilie mit Interessen in der Stahlerzeugung (Völklinger Hütte), Kohlenhandel und Bankge-

- schäften, studierter Jurist, übernahm 1898 die Völklinger Hütte, nach dem Ersten Weltkrieg als Kriegsverbrecher verurteilt, schrieb Denkschriften zu Händen Hitlers über den nächsten Krieg, 1942 im Führungsstab der deutschen Kriegswirtschaft, 1949 definitiv verurteilt.
- Röchling, Robert (1880-1966), 1905 geschäftsführender Teilhaber der gleichnamigen Montanunternehmung in Völklingen an der Saar, 1919 wegen Kriegsverbrechen in Amiens verurteilt, sass bis 1925 in Haft.
- Roosevelt, Theodore (1858-1919), amerikanischer Staatsmann, Präsident der USA von 1901-1909. Plädierte für eine bedingungslose Kapitulation Deutschlands.
- Rosebery, Archibald Primrose Earl of (1847-1929), britischer Staatsmann, 1876 Rektor der Universität Aberdeen, 1881 Regierungsmitglied, 1886 Aussenminister, 1894 als Nachfolger Gladstones Premierminister.
- Rupprecht von Wittelsbach, (1869-1955), Kronprinz von Bayern, kommandierte bei Kriegsausbruch die 6. Armee (4 bayerische Armeekorps und ein preussisches). Erhielt nach der Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef das Kommando über eine Armeegruppe. Lebte als entschiedener Gegner der Nationalsozialisten von 1939 bis Kriegsende in Italien.
- Salisbury, Robert Arthur Talbot Gascoyne-Cecil Marquess of (1830-1903), Aussenminister 1878-1880, zusätzlich Premierminister mit kleinen Unterbrechungen 1885-1900, bevorzugte für England die bündnisfreie Splendid Isolation.
- Salomon, Ernst von (1902-1972), Kadettenschüler in Karlsruhe und Berlin-Lichterfelde, schloss sich nach dem Krieg der Brigade Erhardt an, gehörte zur Gruppe Consul, war in die Ermordung Walther Rathenaus verwickelt, wurde mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft, arbeitete für die UFA, wurde nach dem Kriege ein Jahr interniert und verarbeitete diese Erfahrung in seinem Buch *Der Fragebogen*.
- San Giuliano, Antonino Paterno-Castello Marchese di (1852-1914), Rechtsanwalt, 1879 Stadtpräsident von Catania, 1882 Abgeordneter, 1905 Senator, 1898 Postminister, 1905 erstmals Aussenminister, Botschafter in London und Paris, seit 1910 wieder Aussenminister. Schrieb kurz vor seinem Tod im Oktober 1914: «L'Italia non può rompere con Austria e Germania se non ha la certezza di vittoria. Ciò non è eroico, ma è saggio e patriottico.»
- Sazonov, Sergej Dimitrevitch (1860-1927), russischer Diplomat und Staatsmann. Trat 1883 in den diplomatischen Dienst ein, 1910 Aussenminister. Flüchtete nach der Revolution nach Frankreich.
- Schacht, Hjalmar (1877-1970), zunächst Mitarbeiter der Dresdner Bank, während des Krieges von der Reichsbank nach Brüssel delegiert, konstruierte den «belgischen

- Franc, den Deutschland zu einem sehr vorteilhaften Kurs erwerben konnte (zur Bezahlung der Requisitionen) und teilte seinem alten Arbeitgeber, der Dresdner Bank, eine hohe Quote der gefragten Währung zu, worauf er sich vor einem Untersuchungsausschuss rechtfertigen musste. 1946 in Nürnberg angeklagt, freigesprochen, gründete 1948 in Düsseldorf eine Privatbank.
- Scheidemann, Philipp (1865-1939), gelernter Drucker, seit 1883 Mitglied der SPD. 1903 verantwortlich für die Publikation einiger sozialistischer Zeitungen, Reichstagsabgeordneter seit 1903, seit 1913 eine der führenden Figuren der SPD. Unterstaatssekretär in der Regierung Max von Baden, rief im November 1918 die Republik aus. 1919 erster Reichskanzler der Weimarer Republik. Entschiedener Gegner des Versailler Vertrags: «Die Hand soll verdorren [...]»
- Schiff, Victor (1895-1953), Journalist, trat 1917 der SPD bei, begleitete als Journalist die Friedensdelegation in Paris (*So war es in Versailles*), 1920 Redaktor des *Vorwärts*, emigrierte 1933 nach England.
- Schlieffen, Alfred Graf von (1833-1913), Kavallerieoffizier (2. Garde-Ulanen), 1884 Chef der historischen Abteilung des Grossen Generalstabs, 1891 Nachfolger Waldersees als Generalstabschef.
- Schmidt, Hans (1877-1953), Professor in Giessen. Publizierte 1924 den Essay *Warum haben wir den Weltkrieg verloren? Das Scheitern des deutschen Angriffs im Frühling und Sommer 1918* und 1925 *Unsere Niederlage im Weltkrieg. Militärische Einwände gegen meine Schrift über das Scheitern der deutschen Angriffe im Frühling und Sommer 1918 und meine Erwiderungen*.
- Schopenhauer, Arthur (1788-1860), Philosoph, 1813 in Jena promoviert.
- Schramm, Percy Ernst (1894-1970), Historiker, 1929 Professor in Göttingen, 1963 Kanzler des Ordens Pour le Mérite, während des Krieges Tagebuchfuhrer beim Oberkommando der Wehrmacht.
- Schurman, Jacob (1854-1942), amerikanischer Hochschullehrer und Diplomat, 1912 Gesandter in Griechenland, 1921-1925 Botschafter in China, 1925-1929 Botschafter in Deutschland. Grosser Förderer der Universität Heidelberg.
- Schwartz, Otto Georg, Nationalökonom. Gab mit Georg Strutz die drei Bände *Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens*, Berlin 1900-1904, heraus.
- Schweitzer, Albert (1875-1965), Theologe, Musikwissenschaftler und Mediziner, gründete 1913 das Tropenhospital Lambarene.
- Seeckt, Hans Johannes Friedrich Leopold von (1866-1936), Infanterieoffizier, Absolvent der Kriegsakademie 1896, bei Kriegsausbruch Oberst und Stabschef des 3. Armeekorps, 1915 Stabschef der neu gebildeten 11. Armee (Mackensen) im Osten,



- 1917 als Generalmajor der türkischen Armee nach Konstantinopel entsandt, wurde 1920 Kommandeur der Reichswehr. Entschiedener Gegner der Nationalsozialisten.
- Selborne, William Waldegrave Palmer Lord (1859-1942), studierte Geschichte in Oxford, Unter-Staatssekretär 1895, 1900 Erster Seelord, 1905 Hoher Kommissar in Südafrika.
- Seligmann, Matthew S., lehrt an der Brunel University London, veröffentlichte zusammen mit Roderick McLean *Germany from Reich to Republic*, London 2000, schrieb zuletzt *The Royal Navy and the German Threat 1901-1914*, Oxford 2012.
- Seydoux, Jacques (1870-1929), französischer Diplomat, trat 1895 in den Quai d'Orsay ein, wurde 1905 der Direction des Affaires politiques zugeteilt, 1924 Directeur Adjoint des Affaires politiques et commerciales im Range eines Ministre plénipotentiaire. Stanislas Jeannesson schrieb seine Lebensgeschichte, die 2013 veröffentlicht wurde.
- Simons, Walter (1861-1937), Jurist und Verwaltungsbeamter, im Oktober 1918 Chef der Reichskanzlei, Generalkommissar der deutschen Friedensdelegation in Paris, 1920/21 Aussenminister im Kabinett Fehrenbach, 1922-1929 Präsident des Reichsgerichts Leipzig.
- Somary, Felix (1881-1956), Jurist und Ökonom, arbeitete während des Ersten Weltkriegs für die Reichsbank im besetzten Belgien. 1919 Partner der Bank Blankart in Zürich.
- Spring-Rice, Cecil (1859-1918), britischer Diplomat in Berlin, 1900 Geschäftsträger in Teheran, 1912 Botschafter in Washington, s. *The Letters and Friendships of Sir Cecil Spring-Rice*, hrsg. von Stephen Gwynn, London 1929.
- Steed, Wickham Henry (1871-1956), studierte in Deutschland, seit 1896 *Times*-Korrespondent, 1902-1914 Korrespondent in Wien, 1919 Chefredaktor der *Times*, publizierte 1913 das Buch *The Hapsburg Monarchy*.
- Stinnes, Hugo (1870-1924), Sprössling einer Unternehmerfamilie, baute einen der grössten deutschen Montan-Trusts auf. Der Stinnes-Konzern kontrollierte vor Stinnes' Tod 1535 juristische selbstständige Unternehmungen, darunter etliche Zeitungen und Druckereien. Wichtigste Beteiligung war die am Stromkonzern RWE.
- Stresemann, Gustav (1878-1929), studierter Ökonom, seit 1906 Reichstagsabgeordneter (Liberale), profilierte sich 1914 als grosser Annektionist (Belgien und Baltikum), beendete 1923 als Kanzler den passiven Widerstand an der Ruhr, Aussenminister, erreichte 1926 die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund. Zusammen mit Aristide Briand für die Verträge von Locarno mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

- Szógyeny-Marich, Ladislaus Graf von (1841-1916), österreichisch-ungarischer Diplomat, 1883 im Aussenministerium, 1892 Botschafter in Berlin, 1914 abberufen.
- Tacci-Porcelli, Giovanni (1863-1928), seit 1911 Nuntius in Belgien und zusätzlich in den Niederlanden. Vertrat strikt die neutrale Linie des Vatikans und machte den Eindruck, die deutschfreundlichen Sympathien eines grossen Teils der Kurie zu teilen, verteidigte aber auch die patriotischen Interventionen Kardinal Merciers gegenüber der Kurie und bezeugte damit seine Sympathie für Belgien. Siehe J. de Volcker, *Benoît XVet la Belgique durant la Grande Guerre*, Bruxelles-Rome 1996, S. 46 ff.
- Tardieu, André Pierre Gabriel Amédée (1876-1945), Absolvent der Ecole Normale Supérieure. Arbeitete im Aussenministerium, wechselte ins Innenministerium und begann eine journalistische Karriere beim *Figaro* und *Le Temps*, lehrte in Harvard französische Literatur. 1914 Parlamentarier, bei Kriegsausbruch als Leutnant aktiviert, als Hauptmann einer Jägerkompanie krankheitshalber entlassen, nach Kriegseintritt der USA zum hohen Kommissar Frankreichs in Washington ernannt, wo er den französisch-amerikanischen Kriegseffort koordinierte und eine Verwaltung von 1'200 Personen aufbaute. Von Clemenceau bei Kriegsende zurückbeordert nach Paris, wo er einer seiner Gehilfen bei der Friedenskonferenz war und den Text des Friedensvertrags niederschrieb, 1928 und 1929 Minister, 1929-1939 zweimal Ministerpräsident.
- Thaer, Albrecht von (1868-1957), Oberst i. G., studierte auf Wunsch seines Vaters zunächst Jus, bevor er aktiver Offizier wurde, Kavallerist (Kürassier-Regiment 7), 1910 im Grossen Generalstab, bei Kriegsausbruch stellvertretender Stabschef des Gardekorps, 1915 Chef des Generalstabs des 9. Reservekorps, 1918 zur OHL als Ludendorffs Chef des Stabes. Seine Tagebuchaufzeichnungen und Briefe wurden posthum veröffentlicht.
- Thimme, Friedrich (1868-1938), Bibliothekar, 1920 Leiter der Reichstagsbibliothek, Mitherausgeber der *Grossen Politik der Europäischen Kabinette*.
- Thuliez, Louise (1881-1966), bei Kriegsausbruch Lehrerin im Pas-de-Calais, baute mit Prinzessin von Croy ein Netz auf, um versprengten Soldaten zu helfen, zusammen mit Edith Cavell 1915 zum Tode verurteilt, nach einer Intervention des Heiligen Stuhls und des Königs von Spanien zu lebenslanger Zwangsarbeit begnadigt, nach Siegburg deportiert, protestierte dagegen, dass die Gefangenen zur Herstellung von Granaten herangezogen wurden. Verarbeitete ihre Erfahrungen in dem Buch *Condamnée à mort*, Paris 1933.
- Tirard, Paul (1879-1945), studierter Jurist, 1903 im Conseil d'Etat, 1919-1930 Hoher Kommissar und Präsident der interalliierten Rheinlandkommission.

- Tirpitz, Alfred Peter Friedrich von (1849-1930), Grossadmiral, trat mit 16 Jahren in die Kadettenschule der Marine ein, wurde 1870 Fähnrich, 1886 Inspekteur der Torpedobootflotille, 1892 zum Chef des Marinestabes ernannt, 1897 Staatssekretär im Marine-Amt (faktisch Minister). 1916 zurückgetreten, fortan politischer Exponent der Alldeutschen.
- Treitschke, Heinrich von (1834-1896), Historiker und Autor. Anbeter eines starken Staates, einer der wichtigsten publizistischen Mitarbeiter Bismarcks, 1874 Professor in Berlin. Seine Anglophobie wurde höchstens von seinem Antisemitismus Überboten.
- Tschudi, Hugo von (1851-1911), Kunsthistoriker, 1895 Direktor der Berliner Nationalgalerie, 1909 der Königlich Bayerischen Gemäldesammlungen.
- Vansittart, Robert (1881-1957), britischer Diplomat, 1930 ständiger Unterstaatssekretär im Foreign Office, schrieb 1937 den Black Record.
- Vernes, Jules (1828-1905), französischer Romancier, schrieb zunächst Opernlibretti, wurde berühmt mit seinen utopischen Abenteuer- und Reiseromanen.
- Vierset, Auguste (1864-1960), zunächst Mittelschullehrer in Wavre und St. Humbert, 1893 Journalist, von 1911 bis zu seiner Pensionierung Kabinettschef des Brüsseler Stadtpräsidenten (bis 1939 Adolphe Max). Bekannter Dialektforscher.
- Warburg, Max (1867-1946), Bankier, trat 1893 in die väterliche M. M. Warburg & Co. ein, 1919 Mitglied der deutschen Friedensdelegation, 1919-1933 Mitglied im Aufsichtsgremium der Reichsbank, 1933 aus allen öffentlichen Ämtern unzeremoniell verabschiedet, emigrierte 1938 über Schweden in die USA.
- Weber, Max (1864-1920), Nationalökonom und Soziologe, Professor in Berlin, Freiburg und Heidelberg, einer der bedeutendsten Soziologen des 20. Jahrhunderts.
- Wemyss, Rosslyn Erskine Wester Baron (1864-1933), Admiral, trat 1877 in die Royal Navy ein, diente vor allem im Mittelmeer, repräsentierte die alliierten Marinestreitkräfte bei den Waffenstillstandsgesprächen in Rethondes/Compiègne und auf der Friedenskonferenz in Paris.
- Wenninger, Karl Ritter von (1861-1917), bayerischer Offizier (Kavallerist), kommandierte die 6. Kavalleriebrigade, bevor er 1911 bayerischer Militärbevollmächtigter beim Grossen Generalstab in Berlin wurde, 1912 Generalmajor, November 1914 Kommandeur der bayerischen Kavalleriedivision. 1917 mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.
- Wermuth, Adolf (1855-1927), Jurist, zunächst Amtsrichter, wechselte in den preussischen Verwaltungsdienst, 1890 Interimsverwalter der Insel Helgoland, 1904 Unter-

- staatssekretär im Reichsschatzamt, 1909-1912 Staatssekretär. 1912-1920 Oberbürgermeister von Berlin.
- Werner, Anton von (1843-1915), der bevorzugte Maler des Kaiserreichs, 1875 Direktor der Akademie in Berlin.
- Weygand, Maxime (1867-1965), General, Kavallerieoffizier, kommandierte bei Kriegsausbruch die 5. Husaren (Nancy), wo Foch ihn entdeckte und zu seinem Stabschef machte. blieb im weiteren Kriegsverlauf in allen Verwendungen Fochs Stabschef.
- Whitlock, Brand (1869-1934), amerikanischer Journalist, Anwalt und Diplomat, 1913 Gesandter in Brüssel, weigerte sich 1917 nach der Kriegserklärung der USA Belgien ohne die noch dort lebenden Amerikaner zu verlassen, residierte in der Schweiz, besuchte während des Krieges König Albert I. in seinem Frontquartier, begab sich nach dem Waffenstillstand 1918 wieder nach Brüssel. Schrieb über seine Zeit in Belgien zweibändige Erinnerungen unter dem Titel *Belgium under the German Occupation. A Personal Narrative*, London 1919-
- Wiegand, Heinrich (1855-1909), deutscher Reeder, studierter Jurist, 1892 Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd.
- Wild von Hohenborn, Adolf (1860-1925), preussischer General, Schulfreund Wilhelms II., 1912 Generalmajor, 1913 Chef des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, 1915 Kriegsminister (als Nachfolger Erich von Falkenhayns), übernahm 1916 die Führung des XVI. Armeekorps. Nach der Verabschiedung 1919 deutsch-nationaler Politiker.
- Wilhelm II. (1859-1941), Sohn Friedrich III. und der Prinzessin Viktoria, einer Tochter Königin Victorias, 1888 König von Preussen und deutscher Kaiser, im November 1918 zum Rücktritt genötigt, ging in die Niederlande ins Exil.
- Wilson, Henry Hughes (1864-1922), Fieldmarshal, diente zunächst in der indischen Armee, 1907 zum General befördert, kommandierte die Staboffiziersschule Kimberley, im Februar 1918 von Lloyd George zum Generalstabschef ernannt, 1919 Fieldmarshal und geadelt. 1922 von zwei irischen Extremisten ermordet.
- Wilson, Woodrow (1856-1924), Sohn eines presbyterianischen Pastors, 1886 in Princeton in politischen Wissenschaften promoviert, Präsident der Princeton University, 1911 zum Gouverneur von New Jersey gewählt, 1914 Präsident der USA, führte die USA 1917 an der Seite der Entente in den Krieg, skizzierte dem Kongress im Januar 1918 seine Friedensvorstellungen (14 Punkte). Verhandelte mit längerer Unterbrechung persönlich die Ausarbeitung des Friedensvertrags mit Deutschland, dessen erster Teil der Gründungstext für den Völkerbund bildet.

- Wirth, Joseph (1879-1956), ursprünglich Lehrer, Zentrumspolitiker, 1914 in den Reichstag gewählt, 1919 Finanzminister, 1920 Außenminister, 1921 Reichskanzler, emigrierte 1933 in die Schweiz.
- Wolfers, Marcel (1886-1976), belgischer Art-Nouveau-Künstler aus der gleichnamigen Künstlerdynastie, die ihr Metier in Brüssel zuletzt unter dem Namen «Wolfers Frères S. A.» betrieb.
- Wolff-Metternich zur Gracht, Paul (1853-1934), deutscher Diplomat, trat 1882 ins Auswärtige Amt ein, 1903-1912 deutscher Botschafter in London.
- Woolf, Virginia (1882-1941), Schriftstellerin, bildete mit ihrer Schwester Vanessa Bell, Duncan Grant, Lytton Strachey, John Maynard Keynes und anderen den Kern der Bloomsbury Group, benannt nach dem zeitweise gemeinsam bewohnten Haus im Londoner Bloomsbury-Quartier.

- 1879 7. Oktober: Bündnis des Deutschen Reichs mit Österreich-Ungarn.
- 1881 18. Juni: Drei-Kaiser-Bündnis (Deutschland, Russland, Österreich-Ungarn).
- 1882 20. Mai: Dreibund (Triple Alliance) Deutschland, Italien, Österreich-Ungarn.
- 1886 Gründung des Evangelischen Bunds zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.
- 1887 18. Juni: Rückversicherungsvertrag Deutschlands mit Russland.
- 1890 Berlin verzichtet auf die Erneuerung des Rückversicherungsvertrags mit Russland.  
1. Juli: Helgoland-Sansibar-Abkommen zwischen Deutschland und England. In dessen Folge formiert sich die Bewegung der Alldeutschen mit dem ideologischen Ziel einer deutschen Dominanz, der Beschaffung von «Lebensraum» und der Drangsalierung unerwünschter Minderheiten.
- 1892 18. August: Frankreich und Russland vereinbaren eine Militärkonvention.
- 1894 Grossbritannien und Russland verständigen sich über die Abgrenzung ihrer Einflussphären in Asien.
- 1895 Max Weber führt in seiner Freiburger Antrittsrede aus, dass die Reichseinigung von 1871 kein Abschluss war, sondern der Auftakt zu einer «deutschen Weltpolitik».
- 1896 3. Januar: Krüger-Depesche. Wilhelm II. gratuliert dem Präsidenten von Transvaal Paulus Krüger zur gelungenen Abwehr des Jameson Raids.
- 1897 Alfred von Tirpitz wird zum Staatssekretär des Marineamts ernannt.
- 1898 Manila-Zwischenfall. Die amerikanische Pazifikflotte vernichtet die spanischen Geschwader und blockiert die Bucht von Manila. Ein deutsches Kreuzergeschwader läuft unerwartet in die Bucht von Manila ein, um die deutschen Ansprüche an einem Teil der Philippinen zu markieren.

- 30 April: Erstes Flottengesetz für den Aufbau einer deutschen Kampfmarine.
- 1902 Zweites Flottengesetz (Erweiterungsprogramm).
- 1904 8. April: Frankreich und Grossbritannien bilden die «Entente cordiale» und vereinbaren ein Defensivbündnis.  
Heeresvermehrung. Etatmässig hält das Reich fortan 588'000 Mann unter Waffen.
- 1905 31. März: Wilhelm II. stattet Tanger einen Überraschungsbesuch ab und betont in einer Rede die deutschen wirtschaftlichen Interessen. Erste Marokko-Krise.
- 1906 7. April: Algeciras-Akte zur Regelung der Marokko-Krise.
- 1907 31. August: Englisch-Russische Konvention über Persien, Afghanistan und Tibet.
- 1908 5. Oktober: Österreich-Ungarn annektiert die okkupierten türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina.  
28. Oktober: Ein Interview Kaiser Wilhelms II. im *Daily Telegraph* empört die allgemeine Meinung. Wilhelm II. führte unter anderem aus, dass er zur englandfreundlichen Minderheit in Deutschland gehöre.
- 1909 Bosnien-Krise. Deutschland stellt Russland ein Ultimatum. Russland gibt nach. Winston Churchill gelangt in einer ökonomischen Analyse Deutschlands zum Schluss, «dass auf Deutschland eine Phase schwerer innerer Belastung zukommt».  
Friedrich von Bernardi publiziert *Deutschland und der nächste Krieg*.
- 1911 Zweite Marokko-Krise. Das deutsche Kanonenboot Panther kreuzt am 1. Juli vor Agadir auf.  
20. Juli: Britisch-Französische Militärkonvention.  
4. November: Marokko-Kongo-Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich.
- 1912 Balkan-Krise. Generalstabschef Moltke drängt auf einer Konferenz mit dem Kaiser im Dezember 1912 auf einen Krieg.
- 1913 Konjunkturreinbruch. Die öffentliche Hand beansprucht die Hälfte des verfügbaren Anleihekaptals in Deutschland. Grosse Heeresvorlage mit einer Verstärkung der Armee. Der Umfang steigt von 588'000 auf 748'000 Mann.  
November: In Potsdam führen Wilhelm II. und Helmuth von Moltke gegenüber dem belgischen König aus, dass «ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich und nahe» sei. «Ein deutscher Sieg sei absolut sicher, weil das deutsche Volk auf

den Ruf «Krieg den Franzosen» eine gewaltige Welle auslöse und der Furor teutonicus auf seinem Weg alles mit sich reisse.»

1914 April: Kronprinz Wilhelm spricht davon, dass Deutschland schon bald Russland bekämpfen werde.

Mai: Generalstabschef Helmuth von Moltke drängt den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Ernst von Jagow, bald einen Krieg herbeizuführen. Juni: Colonel House berichtet US-Aussenminister Bryan: «Ich hatte einen höchst interessanten Deutschland-Besuch und werde berichten, wenn ich wieder zurück bin. Ich habe den Kriegsgeist nie so fest und glorifiziert erlebt wie hier. Die Lage ist extrem gefährlich.»

28. Juni: Serbische Attentäter ermorden in Sarajevo den österreich-ungarischen Thronfolger Franz-Ferdinand und seine Frau.

Juli: Reichskanzler Bethmann Hollweg arbeitet mit seinem Berater Kurt Riezler die «Politik des kalkulierten Risikos» aus und gibt Österreich-Ungarn freie Hand gegen Serbien.

6. Juli: «Dieses Mal werde ich nicht kneifen», erklärt Wilhelm II. dem Rüstungsindustriellen Gustav Krupp von Bohlen und Halbach.

10. Juli: Aus München berichtet der französische Gesandte Henri Alizé über die allgemeine Meinung: «Niemand bedroht Deutschland, und die deutsche Diplomatie verfügt bereits über sehr beträchtliche Mittel und mächtige Bündnispartner, um die deutschen Interessen erfolgreich zu verteidigen. Wie ich bereits nach der Marokko-Vereinbarung von 1911 bemerken konnte, geht man [in München] davon aus, dass die Reichskanzlei inskünftig ebenso unfähig sei wie in der Vergangenheit, eine aktive Aussenpolitik zu betreiben und konkrete Erfolge zu erzielen, welche die Opfer rechtfertigen, die sich die Nation auferlegt.»

13. Juli: Charles Humbert rügt im Senat die Mängel der französischen Ausrüstung. Kriegsminister Adolphe Messimy weist darauf hin, dass die Lücken in der Ausrüstung bis 1917 geschlossen seien.

17. Juli: AA-Staatssekretär (Aussenminister) Jagow drängt Österreich-Ungarn, die geplante Kriegserklärung an Serbien vom 29. auf den 28. Juli vorzuverlegen.

18. Juli: AA-Staatssekretär Jagow an Botschafter Lichnowsky: «[...] Ich habe keinen Wunsch nach einem Präventivkrieg, aber wenn der Kampf sich anbietet, werden wir nicht zurückzucken.»

23. Juli: Österreich-Ungarn stellt Serbien ein auf 48 Stunden befristetes Ultimatum. «Jeder konnte sehen, dass es nur eins bedeutete: Krieg, denn keine Nation konnte solchen Forderungen stattgeben.» So der Kommentar des amerikanischen Gesandten Brand Whitlock.



1914 24. Juli: Eyre Crowe im Foreign Office notiert: «Unsere Interessen sind mit denen Frankreichs und Russlands verbunden. Es geht in diesem Kampf nicht um den Besitz Serbiens, sondern um Deutschland, das auf eine politische Diktatur in Europa zielt, und die Mächte, die ihre individuelle Freiheit zu erhalten wünschen.»

25. Juli: Serbien erklärt sich in einer Antwortnote bereit, so gut wie alle Forderungen Österreich-Ungarns zu erfüllen.

28. Juli: Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien.

Kriegsminister Erich von Falkenhayn erhält die Einwilligung Wilhelms II., in Vorbereitung einer Mobilisierung die in Ernteurlaub entlassenen Soldaten in die Kasernen zurückzubeordern.

30. Juli: Generalmobilisierung in Russland.

31. Juli: Deutschland stellt Russland ein auf zwölf Stunden befristetes Ultimatum, die Mobilisierung abzubrechen.

Grossbritannien schlägt eine Konferenz in London vor, um die Krise zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu klären. Bis dahin sollten alle Staaten ihre Mobilisierung stoppen. Russland erklärt sich einverstanden. Frankreich begrüsst den Vorschlag. Deutschland lehnt ab.

1. August: Berlin stellt ein auf 18 Stunden befristetes Ultimatum an Frankreich, die Festungen Toul und Verdun zu räumen und bis zum Ende des Krieges gegen Russland unter deutscher Besetzung zu lassen. Kriegserklärung Deutschlands an Russland.

Der italienische Aussenminister erklärt dem deutschen Botschafter: «Die kriegerische Unternehmung Österreichs und vor allem die Folgen, die sich – den Worten des deutschen Botschafters nach zu schliessen – daraus ergeben könnten, habe einen aggressiven Charakter. Er füge sich nicht in den strikt defensiven Rahmen des Dreibundes. [Italien] könne daher nicht am Krieg teilnehmen.»

Der englische Botschafter «appellierte in der Nacht eindringlich an von Jagows humanitäre Gefühle. Dieser antwortete ihm, dass die Angelegenheit zu weit fortgeschritten sei und dass man die russische Antwort auf das deutsche Ultimatum abwarten müsse.»

2. August: Besetzung Luxemburgs.

Das Deutsche Reich verlangt von Belgien in einem Ultimatum, seine Armeen ungehindert durch das Königreich marschieren zu lassen.

3. August: Belgien kündigt an, seine Neutralität «energisch zu verteidigen».

Kriegserklärung an Frankreich mit der Begründung: «Die deutschen Verwaltungs- und Militärbehörden haben eine Anzahl zweifellos feindseliger Hand-

lungen festgestellt, die durch französische Militärflieger auf deutschem Gebiet begangen worden sind [...]»

4. August: Grossbritannien stellt dem Deutschen Reich ein Ultimatum.

9. September: Reichskanzler Bethmann Hollweg skizziert in seinem «September-Programm» die deutschen Kriegsziele. Sie laufen auf eine Domination Europas hinaus.

4. Oktober: 93 deutsche Professoren, Gelehrte und Künstler publizieren ihren «Aufruf an die Kulturwelt».

1918 8.8. Januar: US-Präsident Woodrow Wilson trägt in einer Kongressbotschaft seine «14 Punkte» für einen «Weltfrieden» vor.

3. März: Friedensvertrag von Brest-Litowsk mit Russland.

29. September: Bulgarien arrangiert einen Waffenstillstand und scheidet aus dem Krieg aus.

4. Oktober: Die Reichsregierung übermittelt an das EDA in Bern ihr Waffenstillstandsgesuch an US-Präsident Wilson.

8. Oktober: Antwort Woodrow Wilsons.

12. Oktober: Zweite Note des Reichs an US-Präsident Wilson.

14. Oktober: Antwort Wilsons. «[...] Es kann nicht erwartet werden, dass die gegen Deutschland assoziierten Nationen einem Waffenstillstand zustimmen werden, solange die unmenschlichen Handlungen, Plünderungen und Verwüstungen fortgesetzt werden [...]»

20. Oktober: Dritte deutsche Note.

23. Oktober: Dritte Note Wilsons, in der er seine Bedingungen festhält: Kein Waffenstillstand, der eine Wiederaufnahme der Kampfhandlungen ermöglicht; keine Verhandlungen mit den «monarchischen Autokraten».

27. Oktober: Die Reichsregierung erklärt sich einverstanden mit den Auflagen Wilsons entsprechend den 14 Punkten.

30. Oktober: Auf einer Konferenz in Versailles arbeiten die Alliierten die Waffenstillstandsbedingungen aus. Ludendorffs Nachfolger Wilhelm Groener trifft im deutschen Hauptquartier in Spa ein.

1. November: Ungarn stellt unilateral seine Kriegshandlungen ein.

3. November: Österreich unterzeichnet in der Villa Giusti (bei Padua) einen Waffenstillstand und verpflichtet sich, den Brenner-Pass für einen alliierten Aufmarsch freizugeben.

6. November: US-Präsident Wilson benachrichtigt die Reichsregierung, dass die Alliierten die 14 Punkte als Basis für einen Waffenstillstand gebilligt hätten. Marschall Foch halte die genauen Bedingungen bereit.

11. November: Die Delegierten der Reichsregierung unterzeichnen in einer Ar-

tillierstellung bei Rethondes (im Wald von Compiègne) das Waffenstillstandsabkommen.

23. November: Kurt Eisner alimentiert in München die Presse mit den Berichten des bayerischen Gesandten in Berlin über die Julikrise 1914. November: Das Auswärtige Amt richtet das «Spezialbüro v. Bülow» ein. Es wird 1919 in «Schuldreferat» umbenannt und konzentriert sich darauf, die Kriegsgräuere zu bagatellisieren und die Verantwortung für den Krieg den Entente-Staaten zuzuschieben.

1919 7. Mai: Übergabe des Friedensvertragsentwurfs an die deutsche Delegation. Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau trägt sitzend eine aggressive Rede vor, die US-Präsident Wilson zu dem schockierten Kommentar provoziert: «Die Deutschen sind wirklich ein dummes Volk. Sie machen immer das Falsche. Darum bin ich hier. Sie verstehen die menschliche Natur nicht. Dies ist die taktloseste Rede, die ich je gehört habe. Sie wird die ganze Welt gegen sie aufbringen.»

28. Juni: Unterzeichnung des Friedensvertrags in Versailles.

18. November: Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg trägt im Reichstag seine Dolchstosslegende vor, um den militärischen Zusammenbruch zu erklären.

### Quellen

Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg  
BA-MA, Nachlass Schleicher, N 42/12  
BA-MA, W10/50 741  
BA-MA, MSg2/3112, Notizen Karl Gruber

Bundesarchiv Koblenz  
Akten der Reichskanzlei Weimarer Republik, Das Kabinett Scheidemann Nr. 5b

Österreichisches Staatsarchiv  
HHSTA Wien, PA III/147, No. 1B  
HHSTA PA III/153 No. 6A-B «SE Golukowski»

### Literatur

Afflerbach, Holger: Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1996  
Albertini, Luigi: The Origins of the War, 3 Bände, London 1952-1957  
Angelier, François: Album Jules Verne, Paris 2012  
Ayçoberry, Pierre: La société allemande sous le troisième Reich 1933-1945, Paris 1998  
Baden, Max von: Erinnerungen und Dokumente, neu hrsg. von Golo Mann und Andreas Burckhardt, Stuttgart 1968  
Bär, Hans J.: Seid umschlungen Millionen, Zürich 2004  
Balfour, Michael: The Kaiser and His Times, New York 1972  
Barnett, Correlli: The Sword Bearers Studies in Supreme Command in the First World War, London 1986  
Beatty, Jack: The Lost History of 1914. How the Great War Was Not Inevitable, London 2012  
Becker, Annette: Les cicatrices rouges 14-18. France et Belgique occupées, Paris 2010

- Benn, Gottfried: *Gesammelte Werke in vier Bänden*, hrsg. von Dieter Wellershoff, Wiesbaden 1958
- Berg, A. Scott: *Wilson*, New York 2013
- Bibliothek der deutschen Geschichte, hrsg. von Reinhart Koselleck: *Band 25, Politische Reden 2*, hrsg. von Peter Wende unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer, Frankfurt 1990
- Blumenfeld, Erwin: *Einbildungsroman*, Frankfurt 1998
- Boemeke, Manfred E, Feldman, Gerald D. und Glaser, Elisabeth (Hrsg.): *The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years*, Cambridge 1998
- Brocke, Bernhard vom: «Wissenschaft und Militarismus. Der Aufruf der 93 «an die Kulturwelt! « und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg», in: *Wilamowitz nach 50 Jahren*, hrsg. von William M. Calder, Darmstadt 1985
- Broszat, Martin, Henke, Klaus-Dietmar und Woller, Hans (Hrsg.): *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988
- Cambon, Paul: *Correspondance 1870-1924*, Band 3, *Les guerres balkaniques, la grande guerre, l'organisation de la paix*, Paris 1946
- Castellan, Georges: *Le réarmement clandestin du Reich 1930-1935*, Paris 1954
- Chernow, Ron: *The Warburgs. The Twentieth-Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family*, New York 1994
- Chickering, Roger: *Imperial Germany and the Great War 1914-1918*, Cambridge 1998
- Clark, Christopher: *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012
- Cohrs, Patrick O.: *The Unfinished Peace after World War I. America, Britain and the Stabilisation of Europe 1919-1932*, Cambridge 2006
- Duroselle, Jean-Baptiste: *La Grande Guerre des Français 1914-1918*, Paris 2002
- Emane, Augustin: *Albert Schweitzer, une icône africaine*, Paris 2013
- Epkenhans, Michael: *Tirpitz. The Architect of the German High Seas Fleet*, Washington D.C. 2008
- Epkenhans, Michael: «Die Politik der militärischen Führung», in: Jörg Duppler und Gerhard Gross, *Kriegsende 1918, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999
- Epstein, Klaus: *Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie*, Frankfurt 1976
- Feldman, Gerald D.: *The Great Disorder. Politics, Economics and Society in the German Inflation 1914-1924*, New York 1997

- Ferguson, Niall: Paper and Iron. Hamburg Business and German Politics in the Era of Inflation 1897-1927, Cambridge 1995
- Ferguson, Niall: The Pity of War. Explaining World War I, London 1999
- Foch, Maréchal [Ferdinand]: Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre 1914-1918, 2 Bände, Paris 1932
- Fürstenberg, Carl: Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers 1870-1914, hrsg. von Hans Fürstenberg, Berlin 1931
- Gerard, James W.: My Four Years in Germany, London 1917
- Geyer, Michael: Deutsche Rüstungspolitik 1860-1980, Frankfurt 1984
- Gibson, Hugh: A Journal From Our Legation in Belgium, New York 1917
- Giraudoux, Jean: Siegfried et le Limousin, Paris 1922
- Glaser, Elisabeth: «The Making of the Economic Peace», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998, S. 371-399
- Goemans, Hein E.: War and Punishment. The Causes of War Termination and the First World War, Princeton 2000
- Greschat, Martin: «Krieg und Kriegsbereitschaft im deutschen Protestantismus», in: Bereit zum Krieg, hrsg. von Jost Dülffer und Karl Holl, Göttingen 1986, S. 33-55
- Grew, Joseph: Turbulent Era: A Diplomatic Record of Forty Years, 2 Bände, Boston 1952
- Hankey, [Maurice]: Man of Secrets, hrsg. von Stephen Roskill, London 1972
- Heinemann, Ulrich: Die verdrängte Niederlage, Göttingen 1983
- Herbst, Ludolf und Goschler, Constantin (Hrsg.): Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989
- Herwig, Holger H.: «Clio Deceived: Patriotic Self-Censorship in Germany after the Great War», in: Forging the Collective Memory. Government and International Historians through Two World Wars, hrsg. von Keith Wilson, Oxford 1996, S. 87-127
- Hintze, Paul von: Marineoffizier, Diplomat, Staatssekretär. Dokumente einer Karriere zwischen Militär und Politik, 1903-1918, hrsg. von Johannes Hürter, München 1998
- Hoffmann, Max: Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann, hrsg. von Karl Friedrich Nowak, 2 Bände, Berlin 1929
- Horne, John und Kramer, Alan: 1914. Les Atrocités Allemandes. La vérité sur les crimes de guerre en France et en Belgique, Paris 2011
- House, Edward Mandell: The Intimate Papers of Colonel House Arranged as a Narrative by Charles Seymour, 4 Bände, Boston 1926-1928

- Jeannesson, Stanislas: Jacques Seydoux diplomate 1870-1929, Paris 2013
- Keiger, John F.V.: Raymond Poincaré, Cambridge 1997
- Kennedy, Paul M.: The Rise of the Anglo-German Antagonism 1860-1914, London 1980
- Kaylor, William: «Versailles and International Diplomacy», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred E Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998
- Klein, Fritz: «Between Compiègne and Versailles: The Germans on the Way from a Misunderstood Defeat to an Unwanted Peace», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred E Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998
- Klotz, Lucien: De la Guerre à la Paix, Paris 1924
- Koszyk, Kurt: Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968
- Krause, Andreas: Die Selbstversenkung der wilhelminischen Flotte, Berlin 1999
- Kroboth, Rudolf: Die Finanzpolitik des deutschen Reiches während der Reichskanzlerschaft Bethmann Hollwegs und die Geld- und Kapitalmarktverhältnisse (1909-1913/4), Frankfurt 1986
- Kürenberg, Joachim von: Das Leben Wilhelms II., Bonn 1951
- Lamont, Edward M.: The Ambassador from Wall Street. The Story of Thomas W. Lamont, J.P. Morgan's Chief Executive, Boston 1994
- Langen-Wakenitz, Oscar von der: Gouverner en Belgique occupée. Oscar von der Langen-Wakenitz – Rapports d'activité 1915-1918, hrsg. von Michaël Amara und Hubert Roland, Brüssel 2004
- Laroche, Jules (Ambassadeur de France): Au Quai d'Orsay avec Briand et Poincaré 1913-1926, Paris 1957
- Le Naour, Jean-Yves: La honte noire. L'Allemagne et les troupes coloniales françaises, 1914-1945, Paris 2003
- Lentin, Antony: Lloyd George and the Lost Peace. From Versailles to Hitler 1919-1949, New York 2001
- Lhopital, René: Foch, l'armistice et la paix, Paris 1938
- Lord Riddell's Intimate Diary of the Peace Conference and after 1918-1923, London 1933
- Luckau, Alma Maria: The German Delegation at the Paris Peace Conference, New York 1941
- Marcé, Victor de: «Le contrôle des Finances en France et à l'étranger, Paris 1928-29 cum CaS. L'Allemagne désarmée», in: Revue politique et Parlementaire, 1929, 10. Juli, N° 416, Année 36, Tome CXL
- Marks, Sally: «Smoke and Mirrors. In Smoke-Filled Rooms and the Galerie des Glaces», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. Von Man-

- fred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998,  
S. 337-370
- Marwitz, Friedrich August Ludwig von der: Nachrichten aus meinem Leben, hrsg. von  
Günter de Bruyn, Berlin 1989
- Mendelson, Edward: Later Auden, New York 1999
- Michel, Edmond: Les dommages de guerre de la France et leur réparation, Paris 1932
- Ministère des Affaires Etrangères: Documents diplomatiques 1914. La guerre européenne (LivreJaune), Paris 1915
- Mittler, Max: Der Weg zum Ersten Weltkrieg: Wie neutral war die Schweiz? Kleinstaat  
und europäischer Imperialismus, Zürich 2003
- Mommsen, Wolfgang: Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm  
II. 1890-1918, Propyläen Geschichte Deutschlands, Band 7.2, Berlin 1995
- Mordacq, Henri: L'armistice du 11 novembre 1918. Récit d'un témoin, Paris 1937
- Mordacq, Henri: Le ministère Clemenceau. Journal d'un témoin, 4 Bände, Paris 1930-  
1931
- Morsey, Rudolf: «Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kultur-  
kampf und dem Ersten Weltkrieg», in: Historisches Jahrbuch 90 (1970) S. 62ff.
- Müller, Georg Alexander von: Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen  
und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller  
1914-1918, hrsg. von Walter Görlitz, Göttingen 1959
- Nicolson, Harold: Peacemaking 1919, London 1933
- Nicolson, Harold: Curzon. The Last Phase 1919-1925. A Study in Post-War  
Diplomacy, London 2010
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866-1918, 2 Bände, München 1993
- Nivet, Philippe: La France occupée 1914-1918, Paris 2011
- Nollet, Charles Marie Edouard: Une expérience de désarmement. Cinq ans de contrôle  
militaire en Allemagne, Paris 1932
- Ousby, Ian: Occupation. The Ordeal of France 1940-1944, London 1999
- Page, Walter: The Life and the Letters of Walter Page, hrsg. von Burton J. Hendrick,  
3 Bände, Garden City (NY) 1923-1925
- Patin, Nicolas: La Catastrophe Allemande 1914-1945, Paris 2014
- Paul, Barbara: Hugo von Tschudi und die moderne französische Kunst im deutschen  
Kaiserreich, Mainz 1993
- Payer, Friedrich: Von Bethmann Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder,  
Frankfurt 1923



- Queen Victoria: The Letters of Queen Victoria; 2nd Series; A Selection from Her Majesty's Correspondence and Journal between the Years 1862 and 1885, 3 Bände, hrsg. von George Earle Buckle, London 1926
- Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus, hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Band 2, Die Regierung des Prinzen Max von Baden, Düsseldorf 1962
- Rakenius, Gerhard: Wilhelm Groener als erster Generalquartiermeister. Die Politik der obersten Heeresleitung 1918/19, Boppard 1977
- Renouvin, Pierre: 11 Novembre 1918. L'armistice de Rethondes, Paris 1968
- Rosenberger, Bernhard: Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkrieges, Köln 1998
- Rudin, Harry R.: Armistice 1918, New Haven (CT) 1944
- Sauvy, Alfred (avec le concours d'Anita Hirsch): Histoire économique de la France entre les deux guerres, 3 Bände, Paris 1984
- Schiff, Victor: So war es in Versailles. Mit Beiträgen von Otto Landsberg, Hermann Müller und Friedrich Stampfer, Berlin 1929
- Schmidt, Hans: Unsere Niederlage im Weltkrieg. Militärische Einwände gegen meine Schrift über das Scheitern der deutschen Angriffe im Frühling und Sommer 1918 und meine Er widerungen, Hamburg 1925
- Schramm, Percy Ernst: Neun Generationen. Dreihundert Jahre deutscher «Kulturgeschichte» im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie (1648-1948), 2 Bände, Göttingen 1964
- Seligmann, Matthew: «Germany and the Origins of the First World War», in: German History 15 (1997), S. 307-332
- Seligmann, Matthew: The Royal Navy and the German Threat 1901-1914. Admiralty Plans to protect British Trade in a War against Germany, Oxford 2012
- Seydoux, Jacques: De Versailles au plan Young. Réparations – dettes interalliées – reconstruction européenne, hrsg. von Jacques Arnavon und Étienne de Felcourt, Paris 1932
- Sharp, Alan: The Versailles Settlement, Peacemaking in Paris 1919, New York 1991
- Shuker, Stephen: The End of French Predominance in Europe. The Financial Crisis of 1924 and the Adoption of the Dawes Plan, Chapel Hill (NC) 1976
- Skidelsky, Robert: John Maynard Keynes. Hopes Betrayed 1883-1920, London/ New York 1994
- Soutou, Georges-Henri: «The French Peace Makers and their Home Front», in: The Treaty of Versailles, a Reassessment after 75 Years, hrsg. von Manfred F. Boemeke, Gerald D. Feldman und Elisabeth Glaser, Cambridge 1998

- Stachelbeck, Christian: Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg, München 2013
- Stern, Fritz: Five Germanys I Have Known, New York 2006
- Stevenson, David: 1914-1918 The History of the First World War, London 2004
- Storz, Dieter: ««Aber was hätte anders geschehen sollen?» Die deutschen Offensiven an der Westfront 1918», in: Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hrsg. von Jörg Duppler und Gerhard P. Gross, München 1999
- Strandmann, Hartmut Pogge von: «Nationale Verbände zwischen Weltpolitik und Kolonialpolitik» S. 302, in: Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland 1871-1914, hrsg. von Herbert Schottelius und Wilhelm Deist, Düsseldorf 1972
- Tardieu, André: La Paix, Paris 1921
- Thaer, Albrecht von: Generalstabsdienst an der Front und in der OHL. Aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen 1915-1919, hrsg. von Siegfried August Kaehler, Göttingen 1958 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse, Folge 3, Nr. 40)
- Tirard, Paul: La France sur le Rhin. Douze années d'occupation rhénane, Paris 1930
- Tirpitz, Alfred von: Erinnerungen, Leipzig 1919
- Trachtenberg, Marc: Reparation in World Politics. France and European Economic Diplomacy 1916-1923, New York 1980
- Traité de Paix entre les puissances alliés et associées et l'Allemagne et Protocole signés à Versailles le 28 juin 1919, Paris 1919
- Verne, Jules: Les cinq cents millions de la Bégum, Le Livre de Poche, Paris 2002
- Vierset, Auguste (Directeur du cabinet de bourgmestre de Bruxelles): Mes souvenirs sous l'occupation allemande en Belgique, Paris 1932
- Weber, Max: «Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik», in: Bibliothek der Geschichte und Politik, hrsg. von Reinhart Koselleck, Politische Reden II, hrsg. von Peter Wende unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer, Frankfurt a.M. 1990
- Wemyss, Wester: The Life and Letters of Lord Wester Wemyss, London 1935
- Whitlock, Brand: Belgium under the German Occupation. A Personal Narrative, 2 Bände, London 1919
- Whitlock, Brand: The Letters and Journal of Brand Whitlock, hrsg. von Allan Nevins, 3 Bände, New York und London, 1936
- Willis, James E: Prologue to Nuremberg. The Politics and Diplomacy of Punishing War Criminals of the First World War, Westport (CT) 1982
- Wilson, Henry: The Military Correspondence of Field Marshal Sir Henry Wilson 1918-1922, hrsg. von Keith Jeffery, London 1985

- Wilson, Woodrow: The Papers of Woodrow Wilson, hrsg. von A.S. Link, 69 Bände, Princeton 1969
- Witt, Peter-Christian: Die Finanzpolitik des deutschen Reiches von 1903 bis 1913, Lübeck 1970
- Zala, Sacha: Geschichte unter der Schere politischer Zensur. Amtliche Aktensammlungen im internationalen Vergleich, München 2001